ARNO FRANZ

MATA HARI

Th 25665

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

C.1

Gértrud Mac Leod

Roman

von

Arno Franz

I. Teil der Mata Hari-Trilogie

Verlag Oskar Meister / Werdau i. Sa.

RESEARCH LIBRARY

HV2345
F
Copy 1

Copyright 1929 by Verlag Oskar Meister
Werdau i. Sa.

Druck von Oskar Meister, Werdau i. Sa.

I.

Es war im August 1894.

Am Weiher im Haag, einem kleinen See, der mitten in der holländischen Residenzstadt liegt und von liebevoll gepflegten Alleen und prächtigen alten Palästen umgeben ist, stand eine junge, schlanke Dame.

Sie war ganz in Weiß gekleidet. Einen Florentiner trug sie am Arm. Sie schien auf jemand zu warten, denn sie trippelte hin und her und schickte ihre nachtschwarzen Augen suchend wegauf und wegab.

Zwei Herren gingen an ihr vorüber.

„Sieh das Haar," sagte der eine zum anderen, „so schwarz, daß es im Sonnenschein stahlblau schimmert! — Hab' ich auch noch nicht gesehen."

„Faktisch," stimmte der andere bei, „das ist Hinduhaar. Uebrigens, wie alt schätzt du die Dame?"

Der Gefragte sah noch einmal scharf zu, zuckte die Schultern und sagte: „Sechzehn — vielleicht."

„Na, na — bißchen wenig," zweifelte der Frager, wendete sich im Weiterschreiten ebenfalls nach der Wartenden um und fuhr dann fort: „Scheint Uebersee zu sein — Typus Indien! Wahrscheinlich das Döchting von einem Maharadscha, zum mindesten aber von einem Nabob."

„Das ist doch unschwer zu ergründen."

„Wieso? — Willst du sie fragen?"

„Nein, das nicht. Hier stehen Bänke. Setzen wollen wir uns und warten. Ewig kann sie doch nicht auf- und abgehen. Und dann, mein Lieber, wo ein Weiblein ist, ist auch ein Männ-

lein oder gesellt sich dazu. Und an den Federn erkennt man den Vogel. — Ich habe noch zwei Stunden Zeit zum Zuge."

„Schön — alsdann nimm Platz. Orchesterloge auf Freibillett! — Du mußt zugeben, daß dir im Haag allerhand geboten wird."

Die beiden Herren — Pieter Calisch hieß der eine, war in Amsterdam zu Hause und nur Geschäfte halber auf einen Sprung herübergerutscht und Allan van der Velde, der andere — setzten sich unweit der Dame auf eine Bank. Sie blickten ungeniert zu ihr hinüber.

In solchen Dingen legen sich die Holländer keine Reserven auf. Die sind nicht anders. In ihrem Benehmen den Frauen gegenüber liegt meist eine gewisse Naivität mit einem herzhaften Strich ins Dreiste. Das, was die Französin einen Kavalier, die Britin einen Gentleman, die Russin Duschka und die Deutsche einen lieben Kerl nennt, kennt die Holländerin kaum. Dort ist der Mann eben der Mann und den Frauen gegenüber nur mit wenig Ausnahmen wie aus Holz gehackt.

Pieter Calisch war der ältere von beiden, war auch erst dreißig und im Gegensatz zu van der Velde groß und hager. In einem waren sie gleich: in ihren Vätern. Die waren Großkaufleute und verfügten über beträchtliche Vermögen. Das kam den Söhnen zugute, und davon machten sie ausgiebig Gebrauch.

Pieter Calisch brannte sich eine Carel an, lehnte sich auf seinem Sitze zurück und sah mit zusammengekniffenen Augen zu der immer noch mit kurzen Schritten auf- und abwandelnden Dame hinüber. Allan beobachtete ihn von der Seite und sah ein scharfes Aufmerken in Pieters Zügen, das sich von Sekunde zu Sekunde verschärfte.

Dieses Beobachten dauerte ein ziemliches Weilchen, dann sagte Allan: „Du scheinst sehr interessiert zu sein, mein Junge."

Pieter richtete sich auf.

„Ich bin dem Mädel bestimmt schon über den Weg gelaufen oder es mir, kann aber nicht finden, wo! Ich erkenne es wieder. Es ist etwas an ihm, das mich — —"

„Warum schweigst du? — Ich habe deine Empfindungen immer noch zu respektieren gewußt! — Sprich es schon aus: Fesselt, wolltest du sagen."

„Warum soll ich leugnen?"

„Das heißt also: es sitzt tiefer und langt für mehr als eine lustige Nacht."

In Pieters Stirn standen zwei Falten. „Sei nicht frivol," verwies er den Freund. „Das Mädel ist schön und jung und — viel zu sauber für einen Flirt."

Pieter hatte recht. Die Dame in Weiß war tatsächlich schön. Groß und schlank war ihre Gestalt. Der schmiegsame Hals trug einen feingeformten Kopf mit einem ovalen Gesicht von weichem Ausdruck und dunklem Teint. Ueber dem üppig roten Munde stand eine schmale, gerade Nase. Grübchen lächelten in Wangen und Kinn. Große Augen, überschattet von langen Wimpern, träumten unter einer edelgeformten Stirn. Sie waren genau so tiefschwarz wie das glattgescheitelte, in einem Knoten gehaltene Haar.

Pieter Calisch trat die erst halbgerauchte Zigarre mit dem Absatz seines Schuhes aus. Dabei trat er unsanft auf und einmal mehr als nötig war.

„Zum Kuckuck," fuhr er aus seinem Nachdenken auf, „wo hab ich das Mädchen gesehen?" — und schnippte mit Daumen und Zeigefinger — „irgendwo ist es gewesen." Da kam ihm plötzlich die Erinnerung. „Ich hab's," rief er fast fröhlich.

„Na und?"

„Im Klostergarten von Camingha State."

„Im Klostergarten? — Erlaube! Wie kommst du denn dahin?"

„Meine Schwester wurde dort erzogen. Jene Dame auch. Ich war zu Besuch da."

„Wann denn?"

„Im vorigen Jahre."

„Und bist du ihr nicht vorgestellt worden?"

„Leider nicht. Ich entsinne mich aber, daß meine Schwester gesprächsweise ihren Namen erwähnte." — Pieter bedeckte mit der Hand die Augen. — „Wart' mal," sagte er, „wie war das doch? — — Ah ja — Margueritta Gertrud Zelle aus Leeuwarden."

Allan lachte schallend auf. „Glänzend! Ganz ausgezeichnet! Mademoiselle Zelle und ausgerechnet aus — — Leeuwarden." — Er konnte sich gar nicht beruhigen und plusterte heraus: „Liegt 'n bißchen weit weg von Indien, das schöne Städtchen Leeuwarden. Findest du nicht auch?"

„Hm," machte Pieter.

„Und daß es dort Maharadschas gibt, möchte ich bezweifeln. Was ist denn der Herr Papa?"

„Bürgermeister, wenn ich nicht irre."

„Also doch Herrscher! Wenn auch nicht über — weiße Elefanten, so doch über — —. Reden wir nicht d'rüber." — Er schlug dem Freund übermütig auf die Schulter. Ironisch, enttäuscht und ermutigend zugleich klang sein Vorwurf: „Und da sitzt du noch hier, Pieter Calisch? Ran an die Rampe. Mut, Junge! Eine Margueritta Gertrud Zelle aus Leeuwarden gibt dir bestimmt keinen Korb. Ich habe mir erzählen lassen, daß es — —"

Allan van der Velde verstummte plötzlich.

Es war eine Weile still zwischen den beiden.

Pieter hatte den Kopf gegen die Rücklehne der Bank gebeugt und blinzelte in das grüne Blättergewirr zu seinem Haupte. Da stieß ihn Allan leicht mit dem Arme an.

„Du, Pitt — sagtest du nicht vorhin etwas von — zu jung sein für einen Flirt und zu schade? War das nicht so?"

„Ja! — Und?"

„Du dürftest dich ein klein wenig geirrt haben. Bitte, schau dorthin," — er deutete mit dem Kopfe die Richtung an.

Pieters Augen weiteten sich. Auf seinen Zügen lag ein undeutbarer Ausdruck. Es war nicht Enttäuschung und war weder Erregung noch Schmerz. Es war eher grenzenloses Erstauntsein. Wahrhaftig, da ging Gertrud Zelle am Arm eines Mannes dem Buitenhof zu. Und wie sie ging! Schwebend, wiegend und voller Hingabe, eng an seine Seite geschmiegt, mit tiefen und glänzenden Augen.

Am Denkmal König Wilhelms küßten sie sich.

„Auch das noch," sagte Allan. „Das sieht nicht aus wie Vater und Tochter oder Onkel und Nichte, trotzdem der Knabe reichlich alt erscheint."

„Komm," drängte Pieter, in dem eine bange Ahnung lebendig wurde, „ich muß diesen Menschen von Angesicht sehen" — und beide gingen dem Paare nach. Sie waren dichtauf.

An der Passage wendete der Herr an Gertrud Zelles Seite den Kopf.

„Pfui, Spinne," entfuhr es Pieters Lippen und Allan frug zurück: „Was ist?"

„Kennst du den Kerl nicht?"

„Keine Ahnung."

„Ein ganz berüchtigter Patron ist er. Ein skrupelloser Hund, ein Spieler und Schuldenmacher und die Schande unserer Armee."

„Ist er Offizier?"

„Ja, Hauptmann sogar. Mac Leod heißt der Ehrenmann."

Mit einem Ruck stand Allan still. „Das ist — —," ihm blieb das Wort auf den Lippen sitzen, und Pieter vollendete: „Mac Leod, der Schotte, der Neffe eines englischen Admirals, der für die Briten zu schlecht war und nun uns mit seiner Anwesenheit beehrt."

Pieter war es gallebitter im Munde, als er das sagte. Die Vergangenheit stand auf. Er hatte es Mac Leod noch nicht vergessen, daß er ihm vor Jahren seine kleine Freundin vom Magazin Gerson ausgespannt hatte. — Nicht eigentlich dieses Abspenstigmachen hatte ihn empört — das war nicht anders in dieser Welt, wo der Stärkere den Schwächeren niederringt — aber daß er die kleine, zutrauliche und vertrauende Antje verprügelt und nach vier Wochen schon innerlich zerbrochen und äußerlich heruntergekommen auf die Straße geworfen hatte, mittellos davongejagt, das war eine unbeglichene Schuld. Verziehen war sie ihm nicht.

„Uebrigens — dieser Herr Hauptmann ist garnisoniert in Amsterdam," begann Pieter fortzufahren, „was hat er im Haag zu suchen?"

„Er soll oft hier sein. Man spricht ab und zu von ihm. Deshalb ist es mir nicht uninteressant, ihn per Distanz kennengelernt zu haben."

„Spielt wahrscheinlich hier oder getraut sich mit Fräulein Zelle in Amsterdam nicht in die Oeffentlichkeit. Verlegt die Stelldicheins nach auswärts."

„Kennst du ihn näher?" fragte Allan.

Zwischen Pieters Brauen stand die tiefe Falte wieder, die Unwetter kündete und seine Stimme klang seltsam rauh, als er erwiderte: „Seit einem Jahre bin ich ihm aus dem Wege gegangen. Wir sind im gleichen Klub. Von jetzt ab werd' ich ihn suchen."

Allan pfiff durch die Zähne und war restlos im Bilde.

* * *

Tante Frieda, diese arme, vom Schicksal zerprügelte Seele, war eine beklagenswerte Frau.

Sie war die Tante Mac Leods.

Wie Tag und Nacht verschieden waren die beiden. Was er liederlich war, war sie geizig, was er an äußeren Vorzügen besaß, ging ihr ab. Sie konnte nur beten, weinen und räsonieren.

Und häßlich war Tante Frieda!! Sie war so häßlich, daß sich die Sonne verkroch, wenn sie zum Fenster hinaussah, und daß es regnete, wenn sie spazieren ging. Sie keifte vor Tagesanbruch und tat es nachts im Traume noch. Sie war krank, wenn sie es nicht konnte!

Bei dieser Tante wohnte der Neffe Mac Leod — nicht gerade gern, aber billig. Er blieb ihr regelmäßig die Miete schuldig. Dafür unterhielt er in der Huygens-Straat eine Junggesellenwohnung. Die bezahlte er zwar auch nur in unregelmäßigen Zeitabschnitten, aber er bezahlte sie doch. Das war unerläßlich, weil der Passionen mehrere waren, denen er Opfer zu bringen hatte. Sie vertrugen der Tante Frieda strenges Antlitz nicht, und was nützt schon ein noch so liebes Mädelchen, wenn es nicht empfangen werden kann.

So etwas kommt vor. Manche Menschen leiden darunter, das sind die, die sich nicht zu helfen wissen. Die aber immer noch einen Ausweg finden, denen macht es nichts weiter.

Und so erging es Mac Leod. Er hatte ein weiches und weites Herz und ein noch weiteres Gewissen. In jenem hinterließ jeder Schmetterling Spuren, in diesem machte nichts Eindruck.

Augenblicklich lag er in seinem kleinen Heim der Huygens-Straat auf dem Divan und polierte die Fingernägel.

Ob er den gedeckten Tisch, auf dem die erlesensten Delikatessen prangten, eigenhändig hergerichtet hatte, hätte nur er selbst zu sagen gewußt, und ob die Delikatessen bezahlt waren,

die ein beneidenswertes Dasein vortäuschten, hätte auch nicht bei allen Heiligen beschworen werden können. Mac Leod war eben ein ausgemachter Windhund, und was bei anderen gerade war, war bei ihm krumm.

Im Grunde genommen ging es ihm eklig dreckig. Die Hauptmannsgage hätte dreißigmal im Monat ausgezahlt werden müssen, dann wäre er vierzehn Tage damit ausgekommen. Privatvermögen besaß er nicht. Und die Gläubiger waren rücksichtslose Patrone. Immerhin konnte er sich ihrer zur Zeit noch erwehren. Ein großes Loch auf, ein kleines zu — das verschaffte für kurze Zeit Luft. Aber wie lange noch? Und was dann?

Er war jetzt vierzig Jahre alt. Wer da noch nichts vor sich gebracht hat, ist beim fünfzigsten kaum Millionär. Das wußte Mac Leod genau. Sein einziger Aktivposten war seine Uniform, seine tadellose, schlanke, elegante Figur und sein hübsches, zum mindesten aber interessantes Gesicht.

Mit seinem Namen konnte er in den Kreisen, die sein Dasein hätten vergolden können, keinen Staat mehr machen. Das hatte er verpaßt. Dort war er zuviel und nicht immer vorteilhaft erwähnt worden. Also mußte er den Aktivposten da in die Bilanz einzufügen suchen, wo er auch wirklich und trotz allem immer noch ein Plus bedeuten konnte. Das war nur auf Neuland möglich und auf noch nicht begangenem Wege.

Beides zu finden hatte Mühe gekostet. Aber es war geglückt.

Gertrud Zelle hatte ihm ihr Herz geschenkt und der Alte würde das Geld dazu geben müssen, wenn er sich auch vorläufig noch ablehnend verhielt. Er würde gezwungen werden. Das war für Leod ausgemachte Sache. Wozu gab es eine bürgerliche Moral, die noch immer ja gesagt hatte, wenn sie vor vollendeten Tatsachen stand.

Die Ehre einer Tochter rettet ein Vater, wenn es nur irgend möglich ist. — —

* * *

Die Flurglocke schellte.

„Endlich," rief Mac Leod, sprang auf und ging öffnen.

Er machte ein mehr wie enttäuschtes Gesicht, als er sich Herrn Scholemer aus der Großen Raamgracht gegenübersah.

Dort wohnen die Leute, die noch im Kaftan gehen, Ringellöckchen tragen, Geld verleihen, und ohne die Mac Leod und seinesgleichen weder stehen noch gehen können.

Scholemer zog den Hut. Er grüßte freundlich. „Daag," sagte er und kraute sich hinter dem Ohr, als er in Leods bitterböses Gesicht sah.

Dort schien ein Gewitter aufzuziehen.

„Au wei," sagte er, „ich komme Herrn Hauptmann ungelegen."

„Immer, Herr Scholemer," antwortete Mac, „immer tun Sie das. Mir ist noch kein Gläubiger gelegen gekommen. Sie müssen Geldbriefträger werden, da seh' ich Sie lieber. Aber um die Sache kurz zu machen: Schlagt mich tot, Scholemer, ich hab' kein Geld, und Zeit hab' ich auch keine, denn ich erwarte Besuch."

Scholemer lächelte. Er kannte das Klagelied Jeremiä. Es klang überall gleich. „Nicht 'en Quartche, Herr Hauptmann?" fragte er.

„Nich' mal 'n Doppelche, lieber Scholemer, nichts — rein gar nichts. Ich hab den letzten Gulden ins Geschäft gesteckt."

„In was for e Geschäft, Herr Hauptmann?"

Da kam Mac plötzlich ein Einfall. Er nahm den Alten um die Schulter. „Kommen Sie 'rein, Scholemer," sagte er, „wir wollen ein vernünftiges Wort reden" — und schob ihn über die Schwelle.

„Sehen Sie, Herr Scholemer, das ist das Geschäft, in dem der letzte Gulden steckt," damit zeigte er auf den gedeckten Tisch. „Nett, was? Alles ist da, nur der Wein fehlt und — jemand kleines, liebliches Weibliches, das ihn mit mir trinken könnte."

Scholemer empfand ein Kribbeln auf der Zunge. Wenn er nicht noch zur rechten Zeit den Mund geschlossen hätte, wär' ihm etwas Nasses auf den Rockaufschlag getropft, wo übrigens schon manches Nasse hingetropft war. Mit blinzelnden Aeuglein besah er sich die gaumenkitzelnde Pracht, dann wandte er sich bewundernd an Mac: „Sie verstehen zu leben, Herr Hauptmann."

„Für Euch, Ihr Schweinehunde und nur für Euch, geschieht das alles. Ihr prügelt mich ja direkt in die Ehe. — Glauben Sie, Scholemer, ich sitze immer an solchen Tischen? Von was wohl — he?"

Wieder lächelte Scholemer. — „Immer nicht," sagte er, „aber immer, wenn Herr Hauptmann eine neue Braut haben. Und das ist doch schon öfter vorgekommen."

„Natürlich! Die Schulden werden größer, die Mitgift muß mit den Schulden im richtigen Verhältnis Schritt halten. Wo sie das nicht tut, muß ich abbauen. Von was soll ich Euch bezahlen?"

„Herr Hauptmann hatten auch Bräute ohne Mitgift."

„Richtig, die habe ich auch gehabt, aber die waren zum Appetitanregen." — Er seufzte. — „Glauben Sie mir, Scholemer, man hat's nicht leicht. Ja — wenn jede gleich den Bankausweis vorzeigen würde, wär' die Sache einfacher."

„Und die neue Braut, Herr Hauptmann, wenn man fragen darf . . .?"

„Prima, Scholemer! Da Sie ja gewissermaßen Aktionär sind, bitte — lesen Sie."

Er reichte dem Alten den Auskunftszettel von Schimmelpfeng, den er einem Wandschränkchen entnommen hatte. Und Scholemer las:

Zelle war Bürgermeister in Leeuwarden, besaß dort ein Anwesen, das er für fünfzigtausend Gulden verkaufte. Zur Zeit wohnt er in Amsterdam und betätigt sich als Kaufmann. Er ist alleiniger Inhaber eines gutrentierenden Exportgeschäftes auf der Prinzengracht 143. Zelle arbeitet mit der Twendschen Bank und der Rotterdamschen Bankvereniging. Sein Guthaben wird auf 120 000 Gulden geschätzt. Zelle treibt wenig Aufwand. Er lebt seit dem Tode seiner Frau sehr zurückgezogen und bewohnt sein Heim am Leidscheplain mit seiner einzigen Tochter Margueritta Gertrud. Genauere Angaben folgen."

„Ae, sehr e solide Auskunft, Herr Hauptmann," sagte Scholemer und faltete das Papier wieder sorgfältig zusammen.

„Ist Schimmelpfeng gewissenhaft?" fragte Mac, und da Scholemer nickte, fuhr er fort: „Wie wär es, Herr Scholemer?"

„Mit was, Herr Hauptmann?"

„Frage! Mit einer Bevorschussung der Mitgift oder einigem Betriebskapital?"

„Es sind schon viertausend, Herr Hauptmann."

„Also machen wir fünfe voll. Da ist die Sache rund und hat ein Gesicht."

„Ich habe eintausend Gulden nicht bei mir."

„Ich bitte Sie, Herr Scholemer, das dürfen Sie mir doch nicht aufbinden wollen. Sie — einer der reichsten Männer Amsterdams — haben nicht eintausend Gulden einstecken?! Ich möchte Ihnen nicht die Taschen umwenden."

Scholemer wehrte mit beiden Händen ab, aber er schmunzelte. Noch zögerte er. Er verstand sein Geschäft und zeterte: „Der

Schlag soll mer treffen, Herr Hauptmann, nur Außenstände — lauter Außenstände! — Wo soll ich hernehmen die eintausend Gulden bei die miesen Zeiten? Ich mach' doch nicht selber das Geld."

„Wer sonst, Scholemer! — Kurz und bündig: Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

Das klang ungeduldig und drohend und deshalb lenkte Scholemer ein. Vorsichtig fragte er zurück: „Wie immer, Herr Hauptmann?" — Und der sagte: „Meinetwegen."

Da zog Scholemer ein Papier aus der Tasche, zückte den Füllhalter, schrieb und reichte beides dem Hauptmann hin.

Der las flüchtig und nur, um noch einen Schein von Gewissenhaftigkeit anzudeuten: „Zweitausend Gulden per 31. 12. 1894" und schrieb seinen Namen quer.

Es war ihm ja so gleichgültig, was er unterschrieb.

Scholemer zählte tausend Gulden auf, dann ging er.

Er machte tatsächlich das Geld selbst.

Auf der Treppe rief ihm Mac Leod noch nach: „Scholemer! Im Vorbeigehen, bitte, sagen Sie Steenbrink, er möchte zwei Flaschen Pommery herüberschicken, aber sofort. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Hauptmann," antwortete Scholemer und öffnete die Haustür.

Um ein Haar wäre er mit einer Dame zusammengestoßen, die die Hand eben nach dem Klingelknopf hob.

Scholemer machte ihr grüßend Platz, ließ sie eintreten und schloß die Tür.

„Armes Mädle," dachte er, „du wirst viel Tränen weinen müssen an seiner Seite. Er hat noch jede zugrunde gerichtet, der Herr Hauptmann."

Dann ging er zu Steenbrink hinüber und bestellte die zwei Flaschen Pommery. — —

Leichtfüßig sprang Gertrud Zelle die Treppe hinauf. Die Füße berührten kaum die Stufen.

An der Flurtür empfing sie Leod.

„Verspätet," rief sie ihm zu, „aber da bin ich doch" — und schmiegte sich an ihn.

Mac Leod umfing sie, hob sie empor, wirbelte sie herum — bog ihren Kopf zurück, hart und unzart — küßte sie wild auf Augen und Mund — faßte dann ihre Handgelenke und zwang die Atemlose in die Knie.

„Bitte ab, schwarze Canaille," herrschte er sie an, halb scherzend, halb im Ernste, „bitte ab! — Wie kannst du mich warten lassen, verbrennen lassen nach — nach deinen Augen, deinen Lippen — deinem Körper — du — du?"

Das flüsterte er, kaum hörbar nur, tief über sie gebeugt, ganz nahe ihrem Gesicht. Dann riß er sie wieder hoch und küßte sie wilder noch wie vordem und nahm sie auf die Arme und trug sie zum Divan, wo er sie in einen Berg weicher Kissen niedergleiten ließ.

Er sah sie lange an mit durstigen Blicken. Wüste und verbotene Gedanken jagten ihm durchs Hirn.

In seinem Blute war Rausch.

„Flamme" — hauchte Gertrud, schloß die Augen und streckte verlangend und bittend die Hände nach ihm aus.

Zwischen den brennenden Lippen leuchteten die festen weißen Zähne, die wie die seinen waren und wie die eines Raubtieres.

Beider Atem ging heiß und über ihnen lag eine drückende Schwüle.

„Flamme — lodernde Flamme," flüsterten die brennenden Lippen zum anderen Male und weiche Frauenhände strichen dem Geliebten unendlich zart über das schon leichtergraute Haar. „Du bist wie Feuer, Mac — heiß und verzehrend und doch — liegt — schon — Schnee auf deinem Haupte. O Mac, wie hab ich dich lieb."

Die Flurglocke schrillte die Liebenden aus ihren Himmeln.

Steenbrink schickte den Sekt und der Mann, der in einer einzigen Minute bitten, küssen, streicheln, fluchen und schlagen konnte, stampfte den Teppich mit Füßen und schrie im Jähzorn und kaum denkbarer Unbeherrschtheit die Worte heraus: „Aasknochen, verfluchte!"

Wie ins Gesicht geschlagen taumelte Gertrud zurück. „Mac," rief sie dem Wütenden zu, „du vergißt dich!"

„Quatsch, vergißt dich! Diese Bande ist immer da, wenn sie nicht nötig ist, aber nie sind diese — Krämer da, wenn man sie braucht."

„Das aber ist doch kein Grund zu fluchen. — Sei lieb, Mac" — sie war dicht zu ihm getreten — „sei lieb. — Wer kommt zu dir, Mac? Erwartest du Besuch?"

Da schob er sie brüsk zur Seite. „Besuch? — Ist ein Krämer Besuch? Empfang ich Domestiken?"

Tränen stiegen in Gertruds Augen auf. Ihr Vater war auch ein Krämer, denn er war Kaufmann. Und alle ihre Angehörigen waren dasselbe. Verschüchtert stammelte sie: „Ich wußte doch nicht — — —"

Da schellte es wieder.

„Geh' — fertige den Kerl ab. Bezahl ihn! Ich mag ihn nicht sehen."

Und Gertrud ging und tat wie ihr befohlen war.

Mac Leod sah ihr nach, wie sie widerspruchslos und demütig das Zimmer verließ.

Duldsam und bescheiden, so wollte er die Frauen und nur bei solchem Verhalten und Sichgeben unter Dazutun des nötigen Vermögens, bestand die Aussicht, daß einmal doch aus einer Liebelei eine Ehe wurde.

Er war sonst selten bereit, Zugeständnisse zu machen, nahm sich aber doch vor, Gertrud in Zukunft anders zu begegnen, als das soeben geschehen war. Wenn er ihrer auch gewiß sein

durfte, so war die schlanke, braune Traute doch immerhin eine Dame und kein Dämchen.

Er kannte sie bereits drei volle Monate, und noch immer war er ihrer nicht überdrüssig, war sie ihm neu mit jedem Tage. Seit er denken konnte, war das bei keiner Frau noch der Fall gewesen. Des alten Zelle einhundertzwanzigtausend Florinen waren eine beachtliche Sache, banden ihn aber kaum, derartige Summen hatte er schon in einer einzigen Nacht im Spiele gewonnen und wieder verloren, es waren mehr Trautes unberührte sechzehn Lebensjahre, war ihr keuscher und gertenschlanker Körper, ihr aufsehenerregendes fremdländisches Gesicht und der Blick ihrer tiefen, sanften, nachtschwarzen Augen, die ihn reizten.

Es waren das zwar nur Aeußerlichkeiten und körperliche Vorzüge, aber die waren doch so groß und so mannigfaltig, daß sie seinen Sinnen täglich neu schmeichelten.

Als Gertrud zurückkam, nahm er ihr die Flaschen ab.

„Dank dir, Traute," sagte er. „Bist wohl recht erschrocken über mich ungeratenen Patron? — Ja, Kleines, du mußt manches an mir ändern. Wir Soldaten sind barsch und rauh, und was uns in Jahrzehnten anerzogen wurde, legen wir heute und morgen nicht ab. Das Herz aber ist gut, Trautlieb und deshalb dürfen Geduld und liebevolles Eingehen nicht zuschanden werden — auch an deinem künftigen Gatten nicht."

Gertrud stand mitten im Zimmer. Sie hatte die Hände vor der Brust gefaltet und sah ihn unverwandt an. Als ob sie beten wollte, sah das aus.

„Nun, meine Heilige, neigst du dich nicht liebreich meiner Einsicht? Weißt du mir nichts zu sagen?"

„Doch Mac, ich hätte dir schon etwas zu sagen, aber —"

„Sprich doch, Liebe, sprich! — Wenn du befürchtest, es habe keinen Zweck, irrst du dich. Du mußt es nur lieb sagen — —" er streckte die Hand nach ihr aus und zog sie

auf seinen Schoß — „so nun rede, du mein kleines, braunes Lieb."

Traute lehnte sich an seine Brust. Die großen Augen blickten mit sonderbarem Ausdruck ins Weite.

Sie sah sich selbst!

Ganz plötzlich war dieses Bild gekommen, stand da, ganz greifbar deutlich, so, als ob es Wirklichkeit sei.

Müde und gebückt, fast zur Erde gebeugt, sah sie sich einen langen, steinigen und staubigen Weg gehen, der im Zickzack führte und sich in endlosen Fernen verlor.

Traute drückte sich fester in Macs Arme. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und wischte das Bild weg.

In ihr war Angst. Und sie wußte nicht vor was.

Wie aus Ahnen und Verstehen heraus sagte sie: „Du mußt nicht wieder so sein, wie du warst, Mac. Du bist dann ein ganz anderer, ein Fremder — jemand, den ich nicht kenne."

„Und auch nicht liebe," fragte Mac und Gertrud antwortete: „Ich weiß es nicht, Mac."

Da wurde Leod stutzig. Er erkannte, daß sie nicht bloß eine wunderschöne Statue, sondern ein fühlendes und empfindendes Wesen war, das er wohl schnell gewonnen hatte, aber auch ebenso schnell wieder verlieren konnte.

Und in dieser Minute verankerte sich der Entschluß in seinem Willen unumstößlich und unverrückbar: Sie bis zur Ehe wenigstens untrennbar an sich zu ketten.

„Wir wollen das Unschöne ruhen lassen," sagte Mac und küßte Trautes Mund. „Ich will lieb zu dir sein, meine süße, kleine Braut. Auf den Händen will ich dich tragen, so wie ich dich jetzt trage —" er hob sie empor — „und will ein Fest mit dir feiern, wie du noch keines erlebtest. Wir wollen ein Totenmahl halten dem Gedächtnis des verstorbenen Mac Leod, des alten, des garstigen und widerwärtigen. Und ein Freuden-

mahl wollen wir feiern zu Ehren des durch seine Traute Neugeborenen!"

Damit setzte er die Wiederbeglückte an den gedeckten Tisch, trat hinter sie, nahm ihren Kopf in seine Hände, bog ihn zurück und sah ihr tief in die Augen.

„Und dann" — sagte er leise und trunken — „dann will ich meine ganze große heiße Liebe über dich ergießen und dich in einem Meer von Seligkeit ertrinken lassen."

Gertrud hatte verklärt den Blick zu ihm erhoben. Da sah sie deutlich, wie sich bei seinen Worten sein Gesicht veränderte, fühlte ein Zittern in seinen Händen, sah ein seltsames, unbekanntes Flimmern in seinen Augen, erschrak darob und — schämte sich. Das erstemal in seiner Gegenwart.

Langsam senkte sie den Blick in ihren Schoß.

Mac Leod, der diese Veränderung wohl bemerkte, achtete ihrer nicht. Er nahm ganz unbefangen Gertrud gegenüber Platz und legte ihr vor das Beste von all den köstlichen Dingen, die auch einem weniger Animalischen ein Mahl zu etwas Besonderem zu machen vermögen. Er bediente sie mit ausgesuchter Aufmerksamkeit, war liebenswürdig, von vollendeten Manieren, zurückhaltend und doch werbend und fing so die ihm innerlich Entweichende mit dem Zauber seiner Persönlichkeit wieder ein.

Und der Wein tat das Uebrige. — —

* * *

Und als sich gegen zehn Uhr die Liebenden trennten — Mac begleitete die „süße, kleine Braut" nach Hause — flüsterte er ganz nahe ihrem Ohr: „Nun bist du meine wunderfeine, einzigliebe Frau."

Und Gertrud weinte Tränen des Glückes.

2.

Anderen Tags erwachte Mac Leod mit wüstem Schädel. Tante Frieda hatte schon zum dritten Male an seine Tür geklopft und nie Antwort erhalten. Kurz entschlossen hatte sie deshalb geöffnet und mit den Worten: „Steh' auf, Liederjahn — hast Dienst," freundlichen Guten Morgen gewünscht. Dann war sie, wie gekommen, wieder hinausgefaucht.

Das Zuschlagen einer Tür hatte den Schläfer in die Welt der Schmerzen herübergerufen.

Jetzt saß er auf seinem Lager und hielt sich den Kopf. Die Haare taten ihm weh. Mühsam suchte er die Gedanken zusammen. Zwischen gestern und heute mußte etwas Besonderes vorgefallen sein. Auch Kopfschmerz und Haarweh haben ihre Ursache.

Wie war das doch gewesen? —

Er begab sich im Geiste zurück an den Ausgangspunkt seiner nächtlichen Wanderung. Langsam, ganz langsam begann es zu dämmern. Richtig — er hatte die Traute begleitet. Sie waren von der Huygen-Straat aus noch durch den Vondel Park gegangen. Im Mondenschein! Das war sehr hübsch gewesen. — Dann hatte er sich vor ihrem Hause am Leidscheplain verabschiedet, war nach Kaffee Polen gegangen und hatte gespielt — mit Kaffern, wie er noch ganz genau wußte, die wie festgenagelt auf ihren Quiekfern saßen.

Das war ekelhaft gewesen und hatte ihn fortgetrieben.

Bei Riche am Rembrandtplain hatte er Pieter Calisch getroffen, der nicht mehr so zugeknöpft gewesen war wie bisher. Den hatte er mitgelotst nach La Reserve. Dort hatten sie Zigeunermusik gehört und mehrere Cobler getrunken. Von da waren sie nach dem Klub gegangen.

Er konnte sich noch sehr deutlich entsinnen, daß es ein Hallo sondergleichen gegeben hatte, als er mit dem wiederversöhnten Calisch — reichlich spät schon — dort eingetreten war. Er

wußte auch noch, daß sie gespielt hatten. Pieter Calisch, der dicke Aalst, Edward de Jong und er. — Und daß er verloren hatte, wußte er auch. Wieviel aber und alles andere dazu war in ewigem Vergessen untergetaucht. Mac Leod langte seine Beinkleider vom Stuhle herüber und durchsuchte die Taschen. Er fand nichts. Dasselbe tat er mit dem Jackett. Auch da waren die Taschen leer — nur in der Weste steckte ein einziges verlassenes Fünfcentstück.

Das nennt der Holländer eine Doppelche und gibt es, wenn er gut gelaunt ist, dem Tramwayschaffner als Trinkgeld. Es war der letzte Rest der gestern erst gepumpten tausend Gulden.

„Verflucht und zugenäht," sagte Mac Leod, steckte das Fünfcentstück gelassen wieder dahin, wo er es hergenommen hatte, gähnte zweimal kurz hintereinander, streckte sich, verließ sein Bett und kroch in die Pantalons seiner königlichen Hauptmannsuniform. Dann spülte er in einem Meer von Wasser und Eau de cologne den alten Adam ab und machte sorgfältig Toilette. Man brauchte ja nicht zu sehen, daß Tante Friedas Ueberzeugung: „der Zucker sei 'runter," richtig war.

Als es nichts mehr an ihm zu verjüngen und zu verschönern gab, suchte er Tante Frieda in der Küche auf und bat um Frühstück — mit bestrickendem Lächeln und liebenswürdig, wie eben nur er sein konnte, tat er das — verzehrte es unter den bitterbösen Blicken und bissigen Worten der alten Dame mit sichtlichem Behagen — und ging.

Vor der Haustür nahm er die 36 Cent, die für den Milchmann bestimmt waren, vom Deckel des dortstehenden Topfes und fuhr — stolz wie ein wirklicher schottischer Edelmann — zum Dienst. Aber nicht mit dem Auto, sondern mit der Straßenbahn.

* * *

Herr Hauptmann Leod hatte sein Heim oder richtiger gesagt, das seiner Tante, erst kaum eine Stunde verlassen, als die Flurglocke Tante Frieda aus der Arbeit riß. Das konnte

sie nicht vertragen. In ihr war Sturm und sie fauchte wutflammend zur Korridortür, klappte aber im nächsten Moment wieder sichtlich zusammen, weil sie sich einem großen, gutgekleideten und sehr ernst aussehenden Herrn gegenübersah.

„Darf ich eintreten," sagte der Herr, und Tante Frieda zwinkerte mißtrauisch zu ihm hinauf: „Wer sind Sie, Mijnheer? Ich kenne Sie nicht."

Da stellte sich der Fremde vor: „Zelle heiße ich und habe in einer sehr unangenehmen Sache mit Ihnen zu reden."

Mit einer Handbewegung nötigte ihn Tante Frieda ins Zimmer. „Bitte Platz zu nehmen," sagte sie und Zelle folgte dieser Einladung.

Ohne jede Einleitung ging er aufs Ziel los.

„Meine Tochter Gertrud war gestern abend bei Ihnen?"

„Bei mir? — Bedaure, Mijnheer, bei mir war niemand."

„Nun denn — bei Ihrem Sohne."

„Ich habe keinen Sohn."

„Mac Leod?"

„Der ist mein Neffe und nicht mein Sohn."

„So?! — Also war meine Tochter bei Ihrem Neffen?"

„Das ist immerhin möglich — aber hier war sie nicht."

„Gnädige Frau — — —"

„Fräulein — nicht Frau!"

„Entschuldigen Sie. — Also gnädiges Fräulein, das verstehe ich nicht recht. Wenn meine Tochter bei Ihrem Neffen war, dann muß sie doch hier gewesen sein."

Tante Frieda richtete sich mit einem Ruck auf, kerzengerade, wie ein Bleistift und funkelte ihr Gegenüber aus grünlich schillernden Augen nicht sehr freundlich an. Ihre Stimme klang spitz und um eine Quinte höher wie gewöhnlich, als sie Herrn Zelle unterrichtete:

„Erstens mal Mijnheer — und das möchte ich sehr betonen — ist mein Haus ein anständiges Haus. Ich leide keinen

Damenbesuch. Absolut keinen! Verstehen Sie!" — dabei hob sie den Zeigefinger und bekräftigte diese Versicherung mit vehementem Kopfnicken, „und zweitens sollten Sie Ihre Tochter besser beaufsichtigen. Das haben die Damen von heute sehr, sehr nötig."

„Richtig, gnädiges Fräulein, ich stimme Ihnen vollkommen zu. Ich bin des Beaufsichtigens fest entschlossen und möchte mir eben Gewißheit verschaffen, wo sich meine Tochter gestern abend aufgehalten hat."

„Bei mir nicht, Mijnheer."

„Aber gnädiges Fräulein bemerkten doch, daß es sehr wohl möglich sei — — —."

Tante Frieda fiel ihm ins Wort: „Schon, schon! Aber in seiner anderen Wohnung vielleicht."

„Hat denn Herr Mac Leod noch eine zweite Wohnung?"

„Leider ja, Mijnheer und es würde mich gar nicht wundern, wenn er auch noch eine dritte Wohnung hätte. Mein Neffe ist ja so leichtsinnig! Sie können sich keine Vorstellung machen — wie leichtsinnig er ist. — Ich weiß nur soviel, daß er in der Huygens-Straat ein zweites Quartier unterhält. Dort pflegt er Umgang mit Menschen, die ich hier nicht dulden würde, denen ich in weitem, weitem Bogen aus dem Wege gehe, weil ich mich nicht schmutzig machen möchte. — O Mijnheer, es ist furchtbar. Wenn Sie wüßten, was ich leide, wie mich das Schicksal durch diesen Menschen täglich mit Ruten peitscht."

Laut aufweinend verbarg Tante Frieda das Gesicht in den Händen. Unter Schluchzen stieß sie hervor: „Ich — ich — stehe — ganz allein. Alle Menschen rücken ab — von mir, weil — weil ich häßlich bin, verbittert-garstig — ich weiß Mijnheer — aber er — er — hat mich — so gemacht — wie — ich bin."

Zelle starrte die Weinende fassungslos an. Er hatte im Augenblick seine eigene Angelegenheit vergessen. Die Frau mußte viel erduldet haben, daß sie sich einem Fremden gegenüber so gar nicht wieder zurecht fand. Er versuchte sie zu trösten.

„Tränen, gnädiges Fräulein," sagte er, „ich weiß nicht, ob die der Herr Hauptmann noch wert ist. Ich habe nur einmal geweint in meinem Leben und das war, als ich meine Frau zur letzten Ruhe bettete. Wenn uns eine Menschenseele verläßt, kann uns das wohl ans Herz greifen, wenn sich aber ein Mensch selbst entehrt — doch nicht. Was uns gestern und vordem schon geschehen ist, gnädiges Fräulein, sollte nur unseren Verstand berühren. Wir sollten uns klar werden, wie wir ein drohendes Unheil abwenden."

Tante Frieda ließ die Hände vom Gesicht in den Schoß fallen und sah Zelle verständnislos an. Endlich gab sie ihren Gedanken Ausdruck: „Ja, wenn das noch möglich ist, Mijnheer! — Sagten Sie aber nicht, daß Ihre Tochter mit meinem Neffen zusammen gewesen sei? Ist da noch von einem drohenden Unheil zu reden? Ist das Unheil nicht schon da? Ist da noch etwas abzuwenden?"

Sie zögerte einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Und da Sie schon von dem Vorkommnis wissen, doch immer als der Letzte, der so etwas erfährt, weiß es oder dürfte es bald Amsterdam bekannt sein. Ein junges Mädchen hat doch nur einen Ruf zu verlieren und hat nur eine Ehre. Und diese Ehre ist die der ganzen Familie. Ich weiß wirklich nicht, Mijnheer, ob da noch etwas gutzumachen ist."

Zelle griff sich an die Stirn. Daran hatte er nicht gedacht. Ihm war, als ob die Zimmeruhr ticktackte: Pfui — pfui und als ob ihn die Bilder an den Wänden schadenfroh und vorwurfsvoll zugleich angrinsten.

Müde erhob er sich und stoßweise entrang es sich seiner Brust: „Also werde ich die Verlobung sanktionieren müssen."

„Um Gotteswillen — Verlobung?! — Was für eine Verlobung?"

Wie sich Zelle erhoben hatte, so setzte er sich wieder. Er hätte in dieser Verfassung keinen Heimweg gefunden.

„Ihnen ist von dem allen nichts bekannt," fragte er.

„Sie wollen versichert sein, Mijnheer Zelle, nicht das geringste."

„Dann muß ich Sie wohl unterrichten, mein Fräulein."

„Ich bitte darum," sagte Tante Frieda und Zelle erzählte:

„Ich bin heute in aller Frühe schon von mehreren Bekannten telefonisch angerufen und beglückwünscht worden — zur Verlobung meiner Tochter mit Ihrem Neffen. Ich habe das zunächst für Unsinn gehalten, wurde dann aber genauer berichtet. Danach ist Ihr Neffe spät abends noch im Klub gewesen und hat gespielt. Getrunken auch, natürlich! Und hat verloren. Insgesamt 2300 Gulden. Davon hat er tausend Gulden bezahlt. Das übrige ist er Pieter Calisch mit neunhundert und Herrn von Aalst mit vierhundert Gulden schuldig geblieben. Calisch hat Aalst ausgezahlt. Seine Forderung an Ihren Neffen beträgt also dreizehnhundert Gulden. Und als er sie ihm zur Anerkennung präsentierte, hat Herr Hauptmann Mac Leod pathetisch erklärt, sein Schwiegervater, der Kaufmann und Bürgermeister Zelle auf der Prinzengracht bezahle alles. Er habe sich heute mit seiner — also meiner — Tochter verlobt."

„O, dieser Mensch, dieser entsetzliche Mensch!"

„Gnädiges Fräulein werden sich die Ueberraschung vorstellen können, die diese Bekanntschaft auslöste. Ich lebe ziemlich zurückgezogen, habe mich aber doch hier in Amsterdam gesellschaftlich durchgesetzt. Verschiedene Klubmitglieder kennen

mich und auch meine Tochter, die übrigens erst sechzehn Jahre alt ist."

„Und er ist vierzig! — Um Gotteswillen, was soll das werden."

„Ich weiß es nicht," sagte Zelle, „jedenfalls muß ich Ihren Neffen dringend sprechen. Wann könnte das geschehen?"

„Rufen Sie ihn unter 2331 telefonisch an, Mijnheer und verabreden Sie sich mit ihm. Wie ich ihn kenne, wird er nicht auf sich warten lassen." — — —

* * *

So war es auch.

Vom Geschäft aus hatte Zelle den Hauptmann angerufen und der hatte versichert, in einer knappen Stunde zu erscheinen. Das war dem Ungeduldigen recht gewesen. Je schneller diese scheußliche Sache erledigt werden konnte, desto besser. Arbeiten konnte er ohnedies nicht, er konnte nur mit großen Schritten das Privatkontor durchmessen.

Immer auf und ab.

Denken konnte er nichts, gar nichts — er wußte nicht einmal, was er Mac Leod sagen sollte. Nur als er im Vorbeischreiten zufällig auf den Schreibtisch blickte und dort das Bild seiner verstorbenen Gattin sah, huschte ihm ein Gedanke durchs Hirn. Und der war unerfreulich.

Zelle hatte schon unzählige Male — innerlich ausgelöscht — das Zimmer durchschritten, als ein Lehrling meldete: „Herr Hauptmann Mac Leod bittet, empfangen zu werden."

Diese Worte rüttelten ihn wach. Er nickte nur und sah sich im nächsten Augenblicke schon seinem Gegner, der sein Schwiegersohn werden wollte, gegenüber.

Mac Leod mußte direkt an der Tür gewartet haben, so schnell war sein Eintreten.

Die Begrüßung war sonderbar. Sie bestand nur in einem gegenseitigen Neigen des Kopfes.

Leod eröffnete als aktiver Soldat das Gefecht: „Sie riefen einen bereits wiederholt Abgewiesenen," sagte er, „ich bin zur Stelle."

Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Entschuldigung fiel.

„Frech ist der Lümmel," dachte Zelle und mußte sich erst notdürftig sammeln, bevor er antworten konnte: „Ich hätte Sie auch in alle Zukunft nicht empfangen, geschweige denn gerufen, wenn Ihr gestriges Verhalten nicht einer Erklärung bedürfte."

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Zelle, ich wüßte nicht, was zu erklären sei. Die Tatsache, daß ich mich mit Fräulein Gertrud Zelle, die zufällig Ihre Tochter ist, verlobte, ist eine glatte Privatangelegenheit zwischen dieser Dame und mir, die Dritte nichts angeht."

„Sie scheinen zu vergessen, daß diese Dame meine Tochter ist und meiner Gewalt untersteht."

„Noch, Herr Zelle, noch! Erfreulicherweise nicht zeitlebens. Einmal wird ja schließlich jeder Säugling mündig."

Da konnte sich Zelle nicht mehr halten. Stahlhart fuhr es heraus: „Ein Schuft sind Sie, ein Schurke, ein ausgemachter Halunke."

„Wollten Sie mir d a s sagen," unterbrach ihn Leod.

„Ja, das wollte ich und noch mehr!"

„Dann gestatten Sie gütigst, daß ich mich setze —" und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er Platz.

„Viel Empfindlichkeit scheinen Sie nicht zu besitzen."

„Besäße ich sie, wäre sie meinem künftigen Schwiegervater gegenüber nicht angebracht."

Zelle lachte schneidend auf. „Schwiegervater! — Bedanke mich! — Hinauswerfen lasse ich Sie — verstehen Sie mich — hinauswerfen!"

„Wohl, wohl, das verstehe ich schon. Sie reden ja sehr deutlich. Gestatte mir aber nachdrücklichst zu bemerken, daß

das Hinauswerfen vielleicht das einzige ist, was Sie nicht tun werden. — Ich darf doch rauchen, werter Herr Zelle?" — Mac Leod entzündete sich eine Zigarette. — „Ich empfinde unsere Unterredung nicht gerade wie — Frühlingszauber und Brautwerben. Da ist ein guter Lungenzug schon angebracht. Sie sollten sich auch bedienen, Herr Zelle, Sie dürften dann — sachlicher werden und weniger burschikos in Ihrer Ausdrucksweise sein."

Zelle biß sich auf die Lippen. Er blieb am Fenster stehen und sah lange auf die schmutzige Amstel hinunter, die ihre trägen Fluten durch den Kanal schob.

Aus verrußten Kähnen frachteten die Schiffer in buntem Durcheinander Blumen, Käse, Kartoffeln und Apfelsinen aus. Ein Verkäufer bot schreiend seinen Torbut aus und ein anderer hielt auf wenig appetitlichem Wagen frisch geschlachtete Kaninchen feil.

Das alles sah Zelle und empfand zum ersten Male die Häßlichkeit dieses sehr betriebsamen Lebens in diesen Grachten Amsterdams. Aber alle, die da unten schrien, durcheinanderliefen, gestikulierten, kauften und verkauften, arbeiteten doch, rangen ehrlich mit dem Leben um Brot und Obdach.

Und was tat der, der da bei ihm im Zimmer saß? Der sich Schuft und Schurke nennen ließ und gegen Vorwürfe und Beleidigungen keine Verwahrung fand?

Er übertölpelte ein Mädchen, das kaum der Schule entwachsen war, um sich eine angenehme Mitgift zu sichern. Er trank und spielte und ließ den Zufall für sich sorgen. Er lebte von anderen.

Unvermittelt fuhr Zelle herum und fragte: „Wieviel haben Sie überhaupt Schulden?"

Mac Leod blies den Rauch seiner Zigarette zur Zimmerdecke und sagte vollkommen unberührt: „Das kann ich Ihnen nicht mal genau sagen, verehrter Herr Zelle. Aber rechnen Sie immerhin mit fünfzehn- bis zwanzigtausend Gulden."

„Unglaublich!"

„Warum denn unglaublich?"

„Daß sich jemand fand, der Ihnen diese Summe pumpte."

„Es sind mehrere Jemande, die es taten, und diese Herrschaften müssen doch erwartet haben, daß einmal doch eine seriöse Persönlichkeit dafür gerade stehen wird."

Und dieser fabelhafte Leichtsinn dieses ungewöhnlich abgebrühten und beweglichen Mannes warf ein Fünkchen hinüber in Zelles bürgerlich-moralisches Empfinden, so daß er sarkastisch und doch mit einem leisen Unterton von Humor im Ausdruck die Frage tat: „Und diese seriöse Persönlichkeit soll ich sein?"

„Es wird Ihnen leider nichts anderes übrigbleiben, verehrter Herr Zelle," gab Mac Leod verbindlich zurück, erhob sich und setzte hinzu: „Mit Ihrer freundlichen Einwilligung werde ich also meine Verlobung offiziell bekanntgeben."

„Sie erhalten meinen endgültigen Bescheid in spätestens zwei Stunden."

„Ich erwarte ihn."

Damit war die kurze, aber denkwürdige Unterredung zwischen Mac Leod und seinem künftigen Schwiegervater beendet. — —

* * *

Nach knapp zehn Minuten schon war Zelle zu Hause.

In der Leidsche-Straat war er an Mac Leod vorbeigefegt, ohne ihn zu sehen. Der hatte ihm lächelnd nachgeblickt und wußte nun, daß sein Glück gesichert war. Gertrud würde um ihn kämpfen, würde um ihn ringen und würde siegen. Sie war ja seine einzige Tochter. Der Alte hätte sich Zeit nehmen können!

Zelle fand sein Mädel, wie er sie immer benannte, mit dem

Decken des Tisches beschäftigt. Sie sah verweint aus. Die schon am zeitigen Morgen gehabte Unterredung mußte nachgewirkt haben. Er hatte sie im gleichen Zustande der Fassungslosigkeit wiedergesehen, in welcher er gegangen war. Jetzt tat sie ihm leid, doppelt leid, einmal, weil er ihr bitterböse Worte gesagt hatte, zum anderen aber auch, weil sie ihr Herz an einen Mac Leod verloren hatte.

Und war doch so jung und so schön!

Zelle schob seinen Arm unter den ihren und führte sie hinüber in sein Zimmer. Dort drückte er sie in einen Sessel und zog einen zweiten zu ihr heran. In den setzte er sich.

„Willst du mir eine Frage ehrlich beantworten," begann er, „auch wenn die Antwort weh tut — dir und mir? Willst du das, Traute?"

„Ja, Vater, ich will es."

„Nun denn: Wenn du wählen müßtest zwischen mir und — jenem anderen, wen würdest du wählen?"

„Ihn!"

„Und wenn jener andere ein — Spieler wäre und ein Trinker und noch schlimmeres?"

„Dann auch — ihn!"

„Und wenn er dich betrügen würde?"

„Würde ich ihn dennoch wählen!"

„Und wenn du ihm nichts wärst, als Mittel zum Zweck nur?"

„Würde ich doch nur ihm gehören wollen und — — — können!"

„Können — — —? Warum?"

Da senkte Traute den Blick zu Boden und schwieg. Und Zelle kam ein entsetzliches Ahnen.

Er griff nach ihren beiden Händen und hielt sie fest.

„Denk jetzt einmal, du seiest krank," sagte er, „und niemand könnte diese Krankheit ergründen, weil niemand die Ursache wüßte und an meiner Stelle säße dir jetzt deine Mutter gegenüber, die dich in fraulicher Ahnung früge: An welcher dieser beiden Hände — wenn wir nach Hergebrachtem und guter alter Sitte gehen — müßte der schmale Goldreif sitzen, der Braut und Gattin gleichermaßen ziert, was würdest du bei deiner Seele Seligkeit antworten müssen, Traute?"

„An der rechten, Vater."

Da schloß Zelle für eines Herzschlags Dauer die Augen, und als er sie wieder öffnete, waren sie leer und tot.

„Geh hin zu ihm," sagte er leise, kaum hörbar und so, als ob er eine schwere, schwere Arbeit leiste, „geh zu ihm und sag ihm, daß du seine Frau würdest. Mein Schwiegersohn könne er — nie — werden."

Hatten die Fragen des Vaters die Tochter schon im Innersten erschüttert, so wischten diese letzten Worte auch noch den letzten Rest ihres mühsam bewahrten Haltes aus.

Aufschluchzend klagte sie: „Du heißt mich gehen und ich verliere dich durch meine Liebe."

Schlicht und gütig antwortete der Alte: „Nein, Kind, du bleibst mir immerdar verbunden, wirst immer meine Tochter sein, nur einen Mac Leod — den mag ich nicht zum Sohne. — Geh hin zu ihm, Traute, besprich mit ihm, was sein muß. Ich habe dich zu lieb, um dich leiden zu lassen — durch mich."

Damit ging er hinaus und ließ die fassungslos Weinende in ihrem Schmerz allein.

3.

Am 30. März 1895 war Margueritta Gertrud Zelle Frau Hauptmann Mac Leod geworden.

Hatte die Verlobung schon Aufsehen erregt, so die Hochzeit erst recht und nicht nur in Amsterdam, sondern weit darüber

hinaus bis zum Königlich niederländischen Thron hinauf. Und hatte man die Verlobung infolge der offiziellen Bekanntgabe auch als Tatsache hinnehmen müssen, so wollte man an eine Hochzeit der zwei so verschieden gearteten Menschen doch nicht glauben. Mac Leod war eben eine zu bekannte Persönlichkeit in allen exklusiven Salons Hollands und man war bei ihm an Ueberraschungen gewöhnt. Seine Liaisons herzuzählen, wären die Finger beider Hände zu wenig gewesen.

Da die Trauung trotz Leods Veranlagung aber doch Tatsache geworden war, mußte es seine Richtigkeit haben mit dem, was man sich von Gertrud Zelles seltener Schönheit und dem bestrickenden Liebreiz ihrer Persönlichkeit erzählte.

Wirkliche Befriedigung hatte die Hochzeit nirgends ausgelöst. Die Herren beneideten Leod und die Damen bedauerten „das Mädchen", das sich mit sechzehn Jahren schon ihrer Freiheit begab, um an Seite Leods aller menschlichen Voraussicht nach kein beneidenswertes Leben zu führen.

Ehrliche Freude hatte nur unter Mac Leods Gläubigern geherrscht. Die hatte Zelle restlos abgefunden und hatte ein Uebriges getan insofern, als er Leod wenige Wochen vor der Trauung zehntausend Gulden zur Beschaffung einer standesgemäßen Aussteuer ausgehändigt hatte.

Das war das einzige Mal gewesen, daß er nach jener Unterredung mit ihm zusammengekommen war und sollte auch das letztemal gewesen sein. Deshalb war er der Hochzeit aus dem Wege und auf Reisen gegangen. Als Trauzeugen hatten Pieter Calisch und Herr de Jong fungieren müssen.

„Was dein Vater kann, Trautlieb, das können wir auch," hatte Mac Leod zu seiner Braut gesagt, als er die Abreise seines künftigen Schwiegervaters erfuhr, „wir reisen auch! Erst Standesamt, dann Kirche, dann in die weite Welt — juchhe."

Er hatte ja Geld. — — —

* * *

Sie waren gefahren und saßen augenblicklich im Frühstückssaal des Nassauischen Hofes in Wiesbaden. Mac Leod strahlend vor Siegesfreude und sich sonnend in der Bewunderung, die seiner Gattin reizvolle Schönheit bei allen Hotelgästen ohne jede Einschränkung auslöste. Traute beengt und irritiert durch die Blicke derer, die Mac Leod seelisch verwandt, in jeder Frau ausschließlich das Weib sehen, die nicht bewundern können ohne zu beleidigen.

Ein ungarischer Magnat befunkte Traute aus dunklen Augen mit wahren Feuergarben und ein Strumpffabrikant aus Aue im Erzgebirge tat dasselbe.

Für den unbeteiligten Zuschauer war das sehr amüsant, für die aber im Mittelpunkt der allseits beliebten Aufdringlichkeiten stehende Traute nicht.

Zwischen ihren tiefschwarzen Brauen stand eine tiefe Falte.

„Was ist dir, Trautlieb, du blickst so ernst," erkundigte sich Mac, und Traute hob die Schultern.

„Unbehaglich ist mir," sagte sie und schüttelte sich, als ob sie friere.

Das sah der Ober. Er kam herangestürzt. Sein rundes Gesicht war verzweifelte Besorgnis.

„Zieht es, gnädige Frau? Befehlen, daß der Ventilator abgestellt wird?" erkundigte er sich.

„Danke, der stört mich nicht — aber dem Herrn dort," — sie nickte zu dem Magyaren hinüber — „dürfen Sie den „Nieuve Rotterdamsche Courant" bringen. Es tut's auch eine andere Zeitung von großem Format."

Der Ober verstand, lächelte diskret und zog sich verneigend zurück.

„Ich mag dieses Paradesitzen nicht," wendete sich Traute an den Gatten. „Könnten wir nicht künftig das Frühstück auf dem Zimmer nehmen?"

„Ausgeschlossen, Liebling, ganz ausgeschlossen. Was sollen denn die Gäste denken, die Kellner und gar die Fürstin!"

„Ach, die Fürstin! Kümmert die dich so sehr, Mac."

„Das nicht. Sie ist immerhin eine Fürstin und man kann nie wissen, ob man sie doch nicht irgendwie brauchen kann. Du mußt dich an Ovationen gewöhnen, Traute. Du bist meine Frau. Daran denkst du zu wenig. In Amsterdam wird man dich noch mehr bestaunen und umschwärmen, als das hier geschieht."

„Noch mehr, sagst du, Mac? — Mir ist jetzt schon bange. Wir sind nur eine Woche hier. Ich bin noch keinen Tag wahrhaft zufrieden gewesen, mit Ausnahme der wenigen Stunden, die ich mit dir allein sein durfte. Die Menschen sind hier so — so — — —"

„Pst," machte Mac, „die Malakow kommt" — und erhob sich, ihr entgegenschreitend, sie zu begrüßen.

„Wie immer strahlend, gnädigste Frau Fürstin," rief er ihr zu und neigte sich tief über die dargebotene Rechte. „Meinen untertänigsten Morgengruß! — — — Frau Fürstin beglücken doch meine Frau und mich — —"

„Mit meiner bezaubernden Gegenwart," vollendete sie. „Jeden Morgen, lieber Mac Leod, sagen Sie das Gleiche — immer mit anderen Worten. Das ist gefährlich. Man hört es und glaubt es am Ende selbst. — — Sie müssen Ihrem Gatten die Komplimente untersagen, liebe kleine Freundin," wendete sie sich an Traute, „die sollten nur Ihnen gehören" — dabei setzte sie sich und streichelte die Hand der schüchternen und dieser Frau der Großen Welt nicht gewachsenen kleinen Hauptmannsfrau, die seit acht Tagen zwar eine schottische Edeldame, sich dessen aber nicht bewußt war, und damit auch nichts Rechtes anzufangen wußte.

In ihrer ungenierten Art redete die Fürstin weiter: „Wir müssen die Rechte geltend machen, die uns zustehen und dürfen

andere nicht verschwenden lassen von dem, was unser eigen ist. Nicht wahr, mein lieber Mac Leod, Sie nehmen davon Kenntnis."

Der lächelte nur und goß ihr den Tee in die hauchfeine Tasse.

„Englisch, russisch oder deutsch," fragte er.

„Russisch," sagte die Fürstin.

Sie sah ihm belustigt zu, wie er sie bediente.

Die Fürstin Malakow war nicht das, was man eine schöne Frau nennt. Um das zu sein, war ihr Gesicht nicht regelmäßig genug — der Mund zu groß, das Kinn zu fest, die Stirn zu niedrig — sie war aber eine interessante Frau und eine vollendet kultivierte. Sie konnte dreißig alt sein, war sehr schlank, von jungenhaftem Aussehen. Sie kleidete sich selten anders als schwarz. Ihre weichen Seidengewänder legten sich kosend um ihren straffen Körper und dämpften das Rotblond ihres Haares. Ihre Bewegungen waren lebhaft, ohne je unschön zu wirken. Sie verstand zu plaudern und lieb zu lachen. Und Mac Leod konnte sie nicht ansehen, ohne seiner Frau untreu zu sein.

„Was beginnen wir heute," fragte sie und blickte in die nachtschwarzen Augen Trautes. „Nun, Liebling — Sie sollen bestimmen."

„Wir lassen den Zufall entscheiden," antwortete Traute und sah bittend zu Leod hinüber in der Erwartung seiner Zustimmung.

Sie wär ja so gern mit ihm allein gewesen!

Der aber übersah diesen Blick. Ihm kam die Frage der Fürstin gelegen. Für Abwechselungen, Vergnügungen und Geselligkeit — mochten sie kommen, woher sie wollten — war er immer empfänglich.

„Ich glaube, den Damen eine Ueberraschung bieten zu können. Wir erhalten Besuch."

Diese Ueberraschung war allerdings gelungen.

„Besuch," klang es erstaunt zurück und Mac bestätigte: „Lieben Besuch sogar. Einen Freund. Einen charmanten netten Jungen, schlank, lustig und vornehm. Zwar ist er weder van noch von, aber dafür ist er der vollendetste Kavalier Hollands. Daß er reich ist, dürfte kein Nachteil sein" — und sich an Traute wendend, fragte er: „Wer ist der so Gezeichnete, ma chere?"

Ohne Besinnen antwortete sie: „Pieter Calisch."

„Erraten!"

„Das war nicht schwer, Mac. — Holland hat viele Pieter aber nur einen Calisch. — Frau Fürstin werden das bestätigt finden."

„Wenn es Frau Mac Leod sagt, die nur Augen für einen einzigen hat, darf ich es glauben."

„Sie dürfen es, Frau Fürstin."

Das klang wie ein Bekenntnis, warm und aufrichtig und die Fürstin drohte scherzend mit dem Finger. Ihr „Schau, schau," das sie lächelnd zu Traute hinüberschickte, klang allerliebst.

Aber Traute verstand sie nicht und Mac neckte infolgedessen: „Frau Fürstin meint, du habest ein Faible für — —"

„Nichts meine ich," schnitt ihm die Fürstin das Wort ab, als sie Trautes erschreckte Augen sah, „nichts Liebste! Bestimmt nichts, das Ihnen weh tun sollte. Ich machte nur eine deplacierte Bemerkung. Nicht böse sein, Kleinchen! — Jedenfalls empfangen wir zu dritt diesen seltenen Mann. Er muß es wert sein, wenn ihm selbst ein Mac Leod ein Loblied singt. — Wann kommt er?"

„Zehn Uhr dreißig."

„Allons — Herrschaften, es ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Wir gehen doch zu Fuß?"

„Ja, wollen wir denn den Herrn vom Zuge abholen?" fragte Mac verwundert.

„Was sonst! — Sie meinen, es schicke sich nicht für mich? — Erlauben Sie, wem bin ich denn Rechenschaft schuldig? Die Malakow tat immer noch, was sie wollte. Wenn Sie nicht mögen, Herr Hauptmann, bleiben Sie hier. Wir bringen ihn schon, den vollendeten Kavalier Ihres Vaterlandes. Nicht wahr, Kleines?" — —

Mac Leod trottete hinter den Frauen her, die Arm in Arm den Saal verließen — nicht etwa unzufrieden und verstimmt. Im Gegenteil — er war bei ausgezeichneter Laune.

Und ließ es sich nicht merken.

Die Malakow tat immer noch, was sie wollte. Nett war das von ihr und gut, daß man es wußte. Solche Frauen gefielen ihm.

Er hatte den Freund nicht ihretwegen gerufen. O nein, so menschenfreundlich war er nicht. Pieter sollte für Traute da sein, nicht für die Fürstin. Er sollte ihn selbst entlasten, indem er sich seiner Gattin widmete. Die flatterte ja unbeholfen wie ein unflügges Vögelchen zwischen den Damen und Herren herum, die sich während des zwar erst kurzen Wiesbadener Aufenthaltes aber doch zu ihnen gefunden hatten. Nach und nach konnte einem Trautes Empfindlichkeit und stilles Sehnen nach Alleinsein auf die Nerven fallen. Ein wahrer Segen nur, daß sie in Gesellschaft taktvoll und klug zu schweigen verstand, da — wo sie nicht mitkonnte.

Was für ein Unsinn! Als ob man dazu nach Wiesbaden führe. Und als ob man in der Huygens-Straat nicht oft genug allein gewesen wäre. Jetzt war man verheiratet — schon acht Tage.

Es war gut und höchste Zeit, daß Pieter Calisch kam. Mit dem konnte man seine Gattin unbesorgt auf die Kirchweih schicken. Der würde Vertrauen nie mißbrauchen. — — —

* * *

Dem Fern-D-Zug Holland—Köln—München entstieg in Wiesbaden ein sehr elegant gekleideter Herr Anfang Dreißig. Er trug den Ueberzieher über dem Arm und hatte den Hut aus der Stirn geschoben. Einen Moment blieb er stehen, blickte den Bahnsteig entlang und schritt auf zwei Damen zu, die am Ausgang warteten.

Eben wendete ihm die eine ihr Gesicht zu und stieß die andere unauffällig an.

„Da ist er, der Freund," flüsterte sie, „hinter Ihnen kommt er." Es war die Fürstin, die Gertrud auf den Besuch aufmerksam machte.

„Herr Calisch! Wahrhaftig," rief Traute und war aufrichtig erfreut, ihn zu sehen und nicht minder aufrichtig war Calischs Freude.

„Herzlich gegrüßt, gnädige Frau! Wenn ich ungelegen komme, schicken Sie mich bitte weg. Dort steht der Zug noch — es ist noch Zeit!"

„O" — sagte sie nur und schwieg. Dann kam es zögernd von ihren Lippen: „Mein Mann — wird sich sehr freuen."

Heiliger Sebastian, dachte die Fürstin, die während der Begrüßung zur Seite getreten war, sie ist wirklich ein Kind! So empfängt man doch keinen Besuch. Mein Mann wird sich freuen! Ein Zugeständnis hätte sie schon machen können.

Sie blickte nach Leod aus, der den Zug in entgegengesetzter Richtung abgegangen war und den Freund infolgedessen verfehlt hatte. Endlich erspähte sie ihn.

„Leod," rief sie, „kommen Sie! Ihre kleine Frau ist in Bedrängnis. Sie weiß mit Ihrem Freund nichts anzufangen."

Mac Leod war augenblicklich zur Stelle.

Was Gertrud zurückhaltend war, war er aufgeräumt. Er begrüßte, machte bekannt, dirigierte den Gepäckträger, kurzum, bannte die Verlegenheit, die fast immer auf solch einer Begrüßung zu ruhen pflegt. Endlich wendete er sich an Calisch.

„Sagen Sie mal, mein Lieber, was halten Sie da eigentlich so krampfhaft unter Ihrem Ueberzieher verborgen, doch nicht etwa Blumen für mich?"

Calischs silberhelles Lachen klang auf. „Tatsächlich vergessen! Ist das glaubhaft? — Ich bitte tausendmal um Entschuldigung."

Er brachte den Strauß zum Vorschein — lauter Marschall Niel-Rosen, deren Blüten wie große gelbe Tropfen zwischen dem dunklen Grün der Blätter leuchteten — teilte ihn und überreichte ihn mit den Worten: „Die Damen wollen geruhen, den Gruß meiner Heimat gnädigst anzunehmen."

„Na, Frau Fürstin, Rosen aus — Nordwest! Was sagen Sie nun? — War ich schon mal so aufmerksam," ulkte Mac Leod.

„Nein, gewiß nicht. Sie tun es billiger — mit Worten."

„Aber deshalb nicht weniger überzeugend und aufrichtig," antwortete Mac und schritt mit der Fürstin dem Ausgang zu.

Calisch und Traute folgten. Sie gingen stumm nebeneinander her. Pieter gefiel das Verhältnis nicht, in welchem die Voranschreitenden zueinander standen. Die Fürstin war ihm zu frei. Sie schien ihm so ungeniert. Wie sie soeben Mac Leods Arm nahm, als sie den Ring überquerten, das war — war —

Unmutig zog er den Hut in die Stirn.

Ja — was war es denn? Er wußte es nicht zu benennen. Jedenfalls lag ein gewisses Vertrautsein im Verkehr der Fürstin mit Mac Leod — und mehr noch umgekehrt.

Als sie in die Kaiserstraße einbogen, fragte Pieter die Gefährtin: „Hat die Fürstin schon lange den Vorzug, Sie zu kennen, gnädige Frau?"

„Den Vorzug — mich zu kennen," antwortete Traute, „Sie hätten umgekehrt fragen müssen, Herr Calisch. Zwischen einer

Fürstin Malakow und einer Frau Hauptmann Mac Leod ist doch wohl ein ziemlicher Unterschied."

„Nicht doch, gnädige Frau, das ist Auffassungssache. Der Höherstehende ist notwendigerweise nicht immer der Wertvollere."

„Sie wollen mir Komplimente machen?"

„Auch das nicht," sagte Pieter ernst und fuhr in der gleichen gemessenen Weise fort: „Eine unerläßliche Richtigstellung lassen Sie mich bitte bei dieser Gelegenheit im voraus tun, gnädige Frau. Ich werde das Glück haben, Sie jetzt öfter zu sehen —"

Traute sah ihn aus großen Augen verständnislos an.

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau. Ich weiß, daß es so sein wird, vorausgesetzt, daß Ihnen meine bescheidene Wenigkeit genügt. Es wird also gut und zweckmäßig sein, meinerseits auszusprechen, daß ich mich gerade Ihnen gegenüber weder zu Zugeständnissen noch Komplimenten verleiten lassen werde. Ich würde glücklich sein, gnädige Frau, wenn Sie meine Aeußerungen als meiner innersten Ueberzeugung entsprungen ansehen wollten."

„Also auch Ihre Frage von vorhin?"

„Ich bitte darum."

„Wir kennen die Fürstin nicht länger als sie uns. Die Bekanntschaft datiert vom zweiten Tage unseres Hierseins. Warum aber wollen Sie das wissen, Herr Calisch?"

Er wich der Antwort aus und sagte: „Ich muß mich doch irgendwie zu dieser Dame stellen."

„Ist Sie Ihnen unsympathisch," fragte Traute.

„Ich kenne sie ja noch gar nicht."

„Sie sahen sie doch."

„Gewiß, gnädige Frau. Ich sah ein pikant-interessantes Gesicht. Das ist aber auch alles. — Ein Urteil wäre also immerhin verfrüht."

„Schade! — Ich hätte so gern gewußt, welchen Eindruck Sie von unserer Freundin haben."

Scherzend erwiderte Pieter: „Fürstinnen sind ausnahmslos nicht mein Schwarm, gnädige Frau."

„O," sagte Traute betrübt, „das wird Mac bestimmt sehr leid tun."

„Oder auch nicht," dachte Calisch, antwortete aber: „Ich will es sehr hoffen. Wenn ich ihm den Kuppelpelz verdienen lassen kann, will ich es sehr gern tun."

So kam man unter Plaudern und Lachen nach dem Hotel, um sich unter Plaudern und Lachen zu trennen und sich an der table d'hote wiederzusehen. So machte man am Nachmittag in gleicher Stimmung seinen Rundgang durch den Kurpark und ließ sich dann nach dem Neroberg fahren, um dort wieder unter Plaudern und Lachen den Kaffee zu trinken. Am Abend saß man bei Musik und Pommery greno — den trank Mac nun einmal so gern — im großen Saale des Hotels und tat dasselbe, was man den lieben langen Tag getan hatte, man lachte und plauderte wieder.

Alle waren sie zu gleichem löblichen Tun vereinigt, die in Geschäften, zur Kur oder zum Amüsement im „Nassauischen Hof" abgestiegen waren: der Strumpffabrikant aus Aue, sowie der Magnat mit den Flammenaugen, die Herren Tünnes aus Köln, die Schmäles aus Wüschteberg und die von Protze u. Co. aus der Reichshauptstadt.

Es ist überall das gleiche: Man lebt, weil man nicht sterben will.

Da hob die Musik an — leise, wie wiegende Wellen. Ein Akkord klang auf in D-Dur und im Dreiklang, dessen dritter Ton sich wiederholte, um dann in einer Quinte nach oben zu springen: dam, dam, dam, dam — dam, dam — dam, dam!

„An der schönen blauen Donau!"

Mac Leod breitete die Arme aus. Langsam erhob er sich, als ziehe ihn ein Unsichtbares empor.

„Ein Walzer von Strauß! — Frau Fürstin, wie wär es, wenn wir ihn tanzten — in Seligkeit und Sünden."

Mit einem Ruck sahen drei Gesichter zu ihm auf und drei entgeisterte Augenpaare starrten ihn an.

Im Moment hatte sich der Entgleiste in der Gewalt. Befreiend klang ein helles Lachen auf. Er verneigte sich vor der Fürstin, dann senkte er seinen Blick tief in den ihren und sagte: „Es war nicht der Wein, Fürstin Malakow — es war ein Zitat. Ich bitte um diesen Tanz."

Und die Bitte klang wie Befehl.

„Ihre Gattin, Herr Hauptmann, sollte den Vorzug haben," wehrte die Fürstin ab.

Brüsk aber antwortete er: „Die darf nicht tanzen — leider — vom Arzt verboten — aus bestimmten Gründen."

Das war hingesagt, brutal und roh, wie wenn ein Stallknecht spricht: „Meine Frau fühlt sich Mutter."

Pieter biß sich auf die Lippen. Seine Stirn war umwölkt. Die Augen ein schmaler Schlitz. Er sah aus, als empfinde er einen wahnsinnigen Schmerz.

Die Fürstin ergriff Trautes Hand und küßte sie heftig und leidenschaftlich zwei-, dreimal und flüsterte nahe ihrem Ohr:

„O, Sie heilige Gebenedeite. Gottes Glück auf Ihr Haupt — Gottes Glück auf den Weg und Segen immerdar und ewig."

Da räusperte sich Mac und rückte ungeduldig den Sessel.

„Sind Sie mir böse, Liebes," fragte die Fürstin, „ob der Frage Ihres Mannes?"

„Nein," sagte Traute.

„Und wenn ich seiner Bitte entspreche?"

„Auch nicht."

Und mit einem eigenen Lächeln auf den pikanten Zügen entschwebte die Fürstin Malakow am Arme Leods.

Mit verschleiertem Blick sah Traute den Dahinschreitenden nach. Ein wehmütiger Ausdruck lag auf dem lichten Braun ihres Gesichtes. Wie sie oft tat, hielt sie die Hände gefaltet vor der Brust und den Kopf zur Seite geneigt. Das sah rührend lieb aus.

Pieter beobachtete sie lange. „Du heilige Gebenedeite," hatte die Fürstin gesagt. Dies schien sie bei Gott zu sein. Oder war sie eine Schlafende nur, die zu bewußtem Leben erst erwachen sollte?

Leise hörte er sie sprechen:

„Sie sind ein schönes Paar — die zwei."

„Wer?" fragte Pieter zerstreut.

„Mac und die Malakow."

„Ja — ein interessantes Paar," sagte er, „und ein auffallendes."

„Sie könnten Geschwister sein," bemerkte Traute. Sie schwieg. Und nach einer Weile ergänzte sie: „In ihnen ist die gleiche Lebensfreude." Und wieder nach einer Weile sagte sie: „Nun hat Mac doch die Zerstreuung, die er sich wünschte."

Da konnte sich Pieter nicht enthalten zu antworten: „Es wäre ihm besser, er hätte sie nicht, denn dann würden Sie nicht leiden müssen, gnädige Frau."

„Leiden müssen?" —

Sie sagte das nachdenkend und suchend, wendete ihm das Gesicht zu und sah mit ihren verwirrenden und unergründlich tiefen Augen so frei und gerade in die seinen, daß er tödlich verlegen gezwungen war, zur Seite zu sehen.

„Ich leide nicht, Pieter Calisch. Nein — Sie irren. Mir ist das alles so fremd. Ich verstehe es nicht."

Dabei irrten ihre Augen ab, über die Menschen hin, die sich nach den Klängen der Musik wiegten und im Kreise drehten.

Sie blieben auf Mac und der Fürstin ruhen.

„Sehen Sie, wie sie tanzen! So voll Rhythmus und Freude. Schön tanzen sie. Sie leben im Tanze. Sie genießen ihn und empfinden ihn und empfinden jede ihrer Bewegungen als ein Losgelöstsein vom Alltag. — Sehen Sie, Pieter" — es war das erstemal, daß sie ihn beim Vornamen nannte — „sehen Sie das Gesicht der Fürstin! — Das ist Hingegebensein, restloses, vollkommenes. So muß man tanzen, so wie sie: mit halbgeschlossenen Augen und leicht geöffnetem Munde. — Und sehen Sie Macs Augen, wie sie trunken sind — vor Lebensfreude."

Pieter ward Angst.

Das tanzende Paar erregte Aufsehen. Und niemand war, der ihren Tanz empfand wie Traute, weil niemand ihrer Veranlagung war.

Er suchte sie abzulenken, denn wie es aussah, war Leod ja imstande, die Fürstin vor aller Augen zu küssen.

Das Sektglas hebend, sagte er:

„Gnädige Frau, auf die Lebensfreude! — Darf ich mit Ihnen anstoßen?"

Traute griff nach dem blinkenden Kristall und hob es langsam, ganz langsam hoch. Ihre Augen sahen verloren in das perlende Gelb der Schale. Und wie aus weiten Fernen — dunkel und geheimnisvoll — klang ihre Stimme:

„Wie ich den Mund zu diesem Glase neige — weil mich dürstet, so müßte er den seinen zu der Fürstin neigen und sie den ihren zu ihm emporheben — sie dürsten beide."

In einem Zuge trank sie den Kelch leer, reckte sich in den Schultern und sagte gänzlich verändert, kalt und ernüchtert, als ob es sich nicht lohne, auch nur noch einen einzigen Blick nach jener Richtung hin zu tun: „Nein, Pieter Calisch — sie können doch nicht tanzen, die zwei Losgelösten. Nur rhythmisch bewegen können sie sich, das ist alles."

Und Pieter fragte: „Tanzen Sie selbst, gnädige Frau?"

„Nein — ich habe noch nie getanzt. Aber ich fühle es, daß ich es könnte, anders, besser als alle — ganz, ganz anders."

„Wie, gnädige Frau?"

„Ich könnte meine Seele tanzen, alles was in mir lebt, könnte ich tanzen — rasende Lust, bitterstes Leid, heilige, jubelnde Freude."

Und Pieter sah sich plötzlich weltenweit weg, unter Palmen schreitend nach dem Schiwatempel in Benares — wie einst, vor Jahren — als die Dewadasi Savitri vor ihm und seinen Freunden den Liebestanz kreierte.

Und das zum anderen Male über die perlende Schale geneigte Antlitz Traute Mac Leods trug — Savitris Züge.

Und ein üppig-roter Mund sprach zum anderen Male, ganz leise nur, wie sterbend: „Nein, sie können nicht tanzen."

Und doch konnten sie es, Mac und die Malakow. Alle sahen es ja, daß sie es konnten. Es tanzte ja außer ihnen fast niemand mehr. Und der Ungar flüsterte dem Primgeiger zu: „Weiter, weiter" — immer wieder, wohl das fünfte Mal schon.

O ja, sie tanzten gut, nur so nicht, wie Traute es fühlte. Sie tanzten, was sie empfanden: Sinnenrausch!

„Du — du," flüsterte Mac, „ich halte dich, ich küsse deine Augen und deinen sündhaft schönen Mund und möchte dich auf meinen Händen tragen und im Kreise wirbeln: eine Krone über meinem Haupte."

„O, nicht so, Mac," hauchte die Fürstin und schloß die Augen, „dann wäre ich deinem Herzen fern, wenn auch nur für Sekunden, aber doch fern. Ich will dich fühlen, Lieber, dein Herz an meinem und deinen Körper an meinem. — Drücke meinen Arm, Mac — fest — fester — noch mehr, bis deine Finger brennen auf meiner Haut wie Feuermale und ich sie küssen kann — heut nacht — wenn dieser Rausch — vorbei."

Da tat Mac das, was er tun mußte: er nahm sie wirklich auf die Hände und tanzte mit ihr das Rund der Mitte ab.

Die Gäste jubelten, klatschten Beifall, riefen Bravo. Wie unsinnig gebärdeten sie sich.

Das hatten sie ja noch nie erlebt.

Mac tanzte eben an der Kapelle vorbei, da schallten ihm des Ungarn Eljenrufe ins Ohr. Er sah den kleinen, dicken Herrn wie einen Irrsinnigen gestikulieren — und war ernüchtert. Ihm war, als stürze er aus allen Himmelsparadiesen in die kleine Welt der Wirklichkeit hinein.

Wie auf Kommando hatte er sich in der Gewalt. Behutsam stellte er die Fürstin auf die Füße. Er verneigte sich vor ihr, dann vor den Gästen und rief mit schallender Stimme über die erregten Menschen hin: „Das — Herrschaften — nennt man tanzen!"

Er hatte erreicht, was er wollte.

Man nahm seinen Tanz nicht als Taumel oder Entgleisung, sondern als beabsichtigt gewesenes Kunstwerk hin und erwies sich durch erneuten noch stärkeren Beifall dankbar.

Die Situation war gerettet — die Gästeschar düpiert.

Mit vornehmer Gelassenheit führte der Held des Abends seine fürstliche Partnerin zu ihrem Sessel zurück.

Nur einer war, der hatte sich nicht düpieren lassen — Pieter Calisch. Mit aschfahlem Gesicht hatte er dieser — Orgie zugesehen. Er war nahe daran gewesen, zu gehen. Nur Trautes Gegenwart hatte ihn gehalten.

In seinem Leben nicht würde er das Doppelbild vergessen können, das so greifbar nahe vor seinem Auge gestanden: dort diese bacchantische Lust — hier diese wägende Nüchternheit, dort ein Treubruch des Mannes, ein offensichtlicher und nie entschuldbarer — hier gänzliches Unberührtsein, dort eine Flamme — hier Eis.

Wacht sie oder schläft sie — hatte er sich immer wieder sagen müssen — lebt sie oder ist sie tot, fühlt sie oder ist sie zerbrochen schon und dessen nicht mehr fähig?

Wo ist ihre Seele? Wo?!

Da war ein Wort ihren Lippen entschlüpft — leise nur, unhörbar kaum, aber doch! Das hatte ihn erlöst. Und dieses Wort hieß: Kitsch!

Ganz plötzlich hatte Calisch empfunden: Sie wertet den Tanz als Kunstwerk, sie sieht nichts anderes in ihm als nur dieses. Sie vertraut ihrem Manne so restlos und vollkommen, daß sie das Zwingende in seinem Tun nicht sieht und das Sinnliche in beider Gebahren. Sie ist Parzifal, der reine Tor — wenn sie ein Mann wär.

Und diese Erkenntnis wieder, die wie eine innere Befreiung war, warf ihn dennoch in bodenlose Abgründe.

„Was wird werden, wenn sie erwacht, wenn der Tag kommt, an dem sie begreifen lernt — wenn aus dem Kinde ein Weib wird?"

Und ihn erbarmte ihrer in seinem Herzen. — — — — —

* * *

Es war ein Lachen, Leben, Beglückwünschen und Erstauntsein sondergleichen an ihrem Tische, das der Sensation dieses Abends galt, so daß Pieter glaubte, sich für eine kurze Zeit entfernen zu können. Ihn würden sie nicht vermissen, weder die Gäste, noch die drei, die überschwenglich gespendete Huldigungen in Gnaden entgegennahmen.

Aber den Herrn Leod wollte er sich doch aus dem Jubel herausbitten lassen, um ihm in der Diele oder Bar einige passende Worte zu sagen.

Draußen fing er einen Piccolo ab.

„Kennen Sie einen Herrn Mac Leod," fragte er ihn.

Der Kleine strahlte. „Sehr wohl, mein Herr," versicherte er.

„Dann gehen Sie hin zu ihm und bitten ihn in die Diele. Er sitzt im Saal, rechter Hand, am fünften Tische. Ein Herr erwarte ihn in dringender Angelegenheit für einige Minuten. Verstanden?"

„Sehr wohl, mein Herr. — Und der Name des Herrn, der Herrn Hauptmann zu sprechen wünscht?"

„Sei Ihnen leider nicht genannt worden."

„Sehr wohl," rief der kleine Mann zum dritten Male und fegte davon.

Pieter saß kaum noch im Vestibül, da erschien Mac auch schon. Er machte ein verdutztes Gesicht, als er den Freund erblickte, hatte sich aber sehr schnell gefaßt.

„Was soll dieser Unfug, Calisch," fragte er unwillig und blieb vor ihm stehen.

„Nehmen Sie wenigstens einen Augenblick Platz," antwortete dieser, „ich möchte Ihnen gratulieren."

„Gratulieren? — Einen Moment!" — Er drehte sich um. — „He, Ober, bringen Sie bitte zwei Curacao" — und über die Schulter zu Pieter: — „Sie trinken doch mit?"

„Natürlich, dafür bin ich doch Holländer."

Der dienstbare Geist ging und brachte das Gewünschte.

„Also gratulieren wollen Sie mir," sagte Mac, indem er sich in einen Sessel gleiten ließ, „zu was, wenn man fragen darf?"

„Daß es diesmal noch gut gegangen ist, Leod. Es kann aber auch anders kommen. Was dann?"

„Ich verstehe Sie nicht, Calisch, beim besten Willen nicht. Sie müssen schon deutlicher werden. Ich habe keine blasse Ahnung, wo sie eigentlich hinauswollen."

„Wozu baten Sie mich nach Wiesbaden, Leod?"

„Es ist doch nett hier. Sehr nett sogar, finde ich. Auch die Gesellschaft ist nicht übel. Man kann sich hier leidlich

wohl fühlen. — Und dann glaubte ich auch, eine Erholung könne Ihnen nicht schaden."

„Sie fühlen sich augenscheinlich nicht nur leidlich, sondern sogar sehr wohl?"

„O ja, Calisch, ich kann nicht klagen."

„Trotzdem Sie der veitstanzende Ungar aus Ihren Himmeln riß?"

Da wurde Mac hellhörig. „Allerhand Hochachtung vor Ihrem Scharfblick," sagte er, „das haben Sie gemerkt?"

„Wie Sie sehen?"

„Traute auch?"

„Glücklicherweise nein! Und deshalb eben sitze ich Ihnen jetzt gegenüber."

Mac hob die Hände in komischem Entsetzen abwehrend in die Höhe.

„Um Gotteswillen Calisch, fangen Sie nicht an zu holländern, Moral zu pauken, zu tante-friedländern! Ich habe den Zimt dicke, ich kann ihn selbst in kleinen Dosen nicht mehr vertragen. Ich habe noch genug davon von Amsterdam her. Ich will leben, Calisch, leben, aber nicht in Eurer Moral ersaufen."

„Leben Sie nicht an der Seite Ihrer Frau?"

Da wurde Mac nachdenklich. Langsam erwiderte er: „Ich weiß es nicht, Calisch. Ich weiß nur, daß ihr etwas fehlt. Sie braucht eine Ergänzung."

„Und das ist die Fürstin?"

„Augenblicklich — ja! Es könnte aber auch eine andere sein — ein Dienstmädchen, ein Tippfräulein oder eine Bardame — irgendeine, die das Triebhafte oder Tierhafte besitzt, das Undefinierbare, das man nicht schildern, sondern nur empfinden kann, eben das, was ihr abgeht. Ich hätte doch wohl — nicht — heiraten — sollen."

„Das sagen Sie am neunten Tage Ihrer Ehe?"

„Am neunten oder neunzigsten — das ist gleichgültig. Das Bedauerliche ist, daß ich es überhaupt sagen muß und daß es so ist, wie ich es sagte."

„Und was soll werden, Leod?"

„Wissen Sie es, ich weiß es nicht."

„Reisen Sie ab, Mac — fahren Sie zurück nach Amsterdam oder reisen Sie sonst wohin — nur gehen Sie der Fürstin aus dem Wege."

Da sprang Mac auf. „Fällt mir nicht ein! — Wozu auch? Es gibt überall Weiber, sogar in Eurem moralverseuchten Amsterdam. Einmal erfährt sie es doch, einmal wird es ihr dämmern, einmal erwacht sie zum Leben. Ihre Seele schläft. Sie ist noch ein Kind. — Pieter Calisch — hüte mein Weib." — Er wandte sich zum Gehen. „Entschuldigen Sie mich, ich muß zu den Damen" — und schritt hinaus.

Pieter blieb in seinem Sessel sitzen. Er wurde klein, ganz klein, kroch in sich zusammen, hörte nichts, sah nichts und dachte nur das eine: „Hüte mein Weib! — Der Vorhang rollt auf! — Die Tragödie beginnt!"

Nach fünf Minuten Dahockens war er mit sich im Reinen, ging in den Saal zurück und war sehr aufgeräumt. Mac tanzte gerade mit der Fürstin, als er am Tische Platz nahm, den letzten Tanz, wie Traute versicherte, da die Malakow müde sei.

Und bei diesem letzten Tanze machte Mac der Fürstin Mitteilung von dem gehabten Gespräch. „Das ist peinlich," sagte sie — und nach einer Pause: „Ich werde ihm zu begegnen wissen."

„Wem?"

„Dem vollendeten Kavalier."

„Was willst du tun?"

„Ihm einen anderen Kavalier vor die Nase setzen, mein Lieber, der ihm die Aussicht benimmt. Laß mich handeln,

Mac. In drei Tagen ist er da und alle Gefahr vorüber. — So — und nun sag mir was Liebes, Mac, und sorge dich nicht."

Mac entsprach beidem, weil beides seiner Veranlagung entsprach.

4.

Noch in derselben Nacht veranlaßte die Fürstin zwei dringende Telegramme nach Petersburg.

Das eine an ihren Neffen, den Leutnant Alexei Marow, das andere an dessen vorgesetzte Dienststelle gerichtet. Diese bat sie um gütige schnelle Beurlaubung Marows, als ihren einzigen Verwandten mit der Begründung, daß sie schwer erkrankt sei, und jenem machte sie von der Tatsache des Urlaubsgesuches Mitteilung, ihn selbstverständlich dringend bittend, unverzüglich zu erscheinen.

Die Fürstin Malakow unterhielt die regsten Beziehungen zum Hofe, war die Witwe eines russischen Generals und allen maßgebenden Persönlichkeiten der Residenz bekannt. Daß ihre Mutter Zofe gewesen war, war von keinerlei Bedeutung. Sie brauchte also keine Minute über das Geschick ihres Gesuches im Zweifel zu sein, und war es auch nicht.

Ebenfalls in der gleichen Nacht noch schrieb sie folgenden Brief:

Liebster!

Wir waren heute abend reichlich leichtsinniger, als ich erst annahm und haben der Masse Volk ein Schauspiel geboten, das wir besser entre nous aufgeführt hätten. — Da es schön war, bereue ich es nicht, und da es bleiben soll, wie es ist — oder besser: noch schöner werden soll, wie es war — muß ich Dir folgenden Vorschlag machen, den ich ausgeführt zu sehen wünsche. Ziehe aus! Miete Dir irgendwo in diesem Nest eine Villa. Dort wohne mit Deiner Frau. Nur so hängt sie Dir nicht mehr am Rock

und nur so ist es möglich, uns ab und zu — und wenn Du willst, oft und sehr oft — allein zu sehen. Nur so entgehen wir den Blicken aller derer, die uns ungelegen sind.

Ich binde Deine Frau an ihr Heim — Du kannst es ja doch nicht. — Nicht mit Gewalt, mit Rosenketten! Die eine ist mein Neffe Leutnant Marow, den ich hierher beschieden habe, die andere ist Dein Freund Calisch. Es wird sehr amüsant sein, die beiden im Banne Deiner Frau zu wissen und Deine Frau unter beider Schutz. Deine Gattin wird nie allein sein und nie wird nur einer bei ihr sein. Du weißt ja, wie Rivalen sind.

Ich küsse die brennenden Male Deiner Hand auf meinem Arm und träume von Dir. Tatja.

Diesen Brief hatte sie ihrem Kammerkätzchen übergeben. Das wußte Bescheid.

Noch vor dem Frühstück war er in Leods Händen und niemand hatte es gesehen.

* * *

Mac Leod tat beim Kaffee sehr nachdenklich, auch die Grüße, die ihm und Traute wurden, schien er heute als störend zu empfinden. Ueberhaupt — alles war unbehaglich und wenig erfreulich.

Pieter, der mit ihnen am gleichen Tische saß, lächelte und Mac, der es sah, fuhr ihn halb scherzend, halb im Ernste an: „Zigh voor u," das heißt zu deutsch: Sieh wo anders hin.

„Herr Hauptmann haben einen Moralischen," sagte Pieter, „das pflegt nach gewissen Nächten vorzukommen."

„Erlauben Sie mal, lieber Calisch, ist ein Frühstückssaal in einem Hotel vielleicht der Sehnsucht letzter Traum?"

„Bestimmt nicht, aber — — —"

„Man hat nichts Besseres, meinen Sie?"

„Ja."

„Man könnte aber Besseres haben, wenn man wollte — sehr leicht sogar."

Pieter, der seinen Freund kannte, wurde stutzig. Er vermutete hinter dieser Bemerkung irgend etwas, das mit dem gestrigen Abend und der Fürstin im Zusammenhang stand, konnte sich aber nicht klar werden über die Ursache der Wandlung Leods.

Da sagte Traute: „Wie meinst du das, Mac?"

„Einfach genug, meine Liebe — man mietet sich ein möbliertes Landhaus oder dergleichen. Sie stehen ja zu Hunderten leer."

Ganz uninteressiert, wie beiläufig nur, hatte er das gesagt und ganz plötzlich blühte etwas auf in Trautes Seele. Leise streichelte sie seine Hand. Verschämt und mit vor verhaltener Erregung zitternder Stimme hauchte sie: „Wenn du das tun wolltest, Mac — o, wie könnte das schön sein."

Könnte — dachte Pieter und brach ein Brötchen entzwei.

„Magst du ein Häuschen, Trautlieb," fragte er sie.

Sie drückte ihm schweigend die Hand.

„Es kann allerdings nur klein sein, wir müssen ja rechnen — es braucht ja deshalb nicht unschön zu sein. Wir wären für uns und könnten unsere Freunde bitten, so oft wir wollen und jene Lust haben, bei uns zu sein."

„Und wann, Lieber, sollte dieses Wunder Wirklichkeit werden?"

„Wenn du es wünschest, Traute."

„Dann heute noch, Mac — gleich — jetzt" — sie war berauscht von diesem Gedanken — „und Sie müssen uns helfen, Herr Calisch. Sie müssen mit uns suchen gehen und müssen jeden Tag zu uns kommen. Und die Fürstin muß auch mitkommen."

„Was muß die Fürstin," fragte da die helle Stimme der Malakow, die unbemerkt herangetreten war und den Dreien die Hand zum Gruße bot, „also Liebes, was ist mit mir?"

Und Traute erzählte, freudig in ihrer Einfalt und Ungeduld, von Leods Vorhaben.

„O, Frau Fürstin," schloß sie, „wir werden ein Häuschen haben, wir werden von hier fortziehen und werden nicht mehr hier sitzen brauchen, um uns anstarren lassen zu müssen. Ein kleines Haus, Frau Fürstin! O, wie ich mich freue."

Die Fürstin spielte ihre Rolle gut. Erst tat sie erstaunt, jetzt antwortete sie in überzeugender Resignation: „Und ich darf hier bleiben, darf mir neue Freunde suchen und mich zu Tode langweilen. — Sehr egoistisch ist das von Ihnen, Kleines, aber gar nicht lieb."

„Nein, nicht doch, Frau Fürstin! Wir werden Ihre Gesellschaft immer suchen und werden glücklich sein, Sie jeden Tag bei uns zu sehen."

„O, ich kenne das," antwortete sie, „in der ersten Woche — ja, in der zweiten seltener und dann gar nicht mehr. Aus, vorbei und vergessen." — Lächelnd wendete sie sich an Pieter: „Aber Sie bleiben doch, Herr Calisch? Sie werden mich nicht auch verlassen, werden mein Seladon sein und mein treuer Beschützer?" — Und ganz allerliebst setzte sie hinzu: „Ich verspreche Ihnen einen russischen Orden und mehr noch — eine vollkommene Wandlung. Ich will sehr artig und fein sittsam sein, damit ich Ihre Zuneigung erringe und Sie mich nicht immer so — so — —"

„Strafend und verweisend, Frau Fürstin."

„Richtig — strafend und verweisend anzusehen brauchen."

Pieter, dem nichts anderes übrig blieb, ging auf ihren Ton ein und antwortete: „Ich bin von Höchst Ihrem Wollen aufrichtig überzeugt."

„Von meinem Können nicht?"

„Erst nach bestandenem Examen, gnädigste Frau Fürstin," scherzte er und die Malakow streckte ihm mit einem: „Einverstanden — wir kennen uns" die Rechte hin, die er entgegen seiner sonstigen Gewohnheit galant an die Lippen führte.

* * *

Getreulich vereint zu löblichem Tun, befanden sich die Herrschaften in der nächsten Stunde schon auf der Wohnungssuche. Traute und Pieter geschäftig voran — die Fürstin und Mac flirtend hinterdrein.

Und schon nach einer weiteren Stunde war das gefunden, was man suchte: ein kleines behagliches Nest bei einer stocktauben Geheimratswitwe.

Schade, dachte Mac, daß sie nicht auch noch blind ist.

Die Dame war, wie man in Deutschland sagt, länger als der Johannistag, aber sie versicherte, sie würde sich noch kleiner machen, als sie das jetzt schon tue, man solle ihre Gegenwart gar nicht merken. Sie habe einen Vogel, wörtlich sagte sie: „einen lieben, süßen Piepmatz," der genügte ihr für ihre alten Tage.

Mac wagte das nicht zu bezweifeln. Und da sie außer dem Vogel auch noch ein sehr nettes Hausmädchen hatte, das sie den Herrschaften bei besonderen Anlässen gern ausleihen würde, mietete Mac.

Und somit war alles in bester Ordnung: Traute war glücklich, die Fürstin zufrieden, Mac auch, nur Pieter — mit dem war das so eine Sache. Er konnte nicht so recht warm werden bei dem Arrangement!

* * *

Das junge Ehepaar war eingezogen und hatte es sich bequem gemacht.

Die Geheimratswitwe schien sich tatsächlich aufgelöst und verflüchtigt zu haben. Sie war nie zu sehen.

Mac war bezaubernd zu seiner Gattin, rücksichtsvoll und voller Güte. Er war viel unterwegs, um jene Dinge zu erstehen, die ein Heim erst zu einem Heime machen, weil sie ihm etwas Persönliches geben.

Und jedesmal konnte er Grüße von der Fürstin ausrichten. Sonderbar!

Am dritten Tage gab das Ehepaar Mac Leod seinen Einzugsschmaus. Im engsten Kreise natürlich. Nur die Intimen waren geladen: Die Fürstin Tatja Malakow, Pieter Calisch, der Ungar — Koloman Szagony hieß er — und eine Frau de la Motte, die irgendwo im fernen Süden große Liegenschaften besitzen sollte. Sie hatte sich in der letzten Zeit den Leods hingebungsvoll und erfolgreich angebiedert.

Kurz nach sechs wurden Leods telephonisch angerufen. Es war der Malakow Zofe, die aus dem Hörer flötete: die Fürstin ersuche, ein Gedeck mehr aufzulegen, sie brächte Besuch mit.

Traute war am Apparat und fragte zurück, wer der Besuch sei.

„Herr Leutnant Marow aus Petersburg, der Neffe Ihrer Durchlaucht," hatte die Zofe erwidert.

Tatsächlich war Marow pünktlich auf die Minute in Wiesbaden eingetroffen. Soeben empfing er seine Instruktionen für diesen Abend und die nächsten Tage.

„Ich habe ein Auge auf Leod," sagte die Fürstin, die kaum zehn Jahre älter war wie ihr Neffe, „nichts Ernsteres, nichts Tieferes, nur so — so! Du verstehst!"

„Vollkommen, Tante. So gewissermaßen als Dessert."

„Ja, Lex. Es ist ja so entsetzlich langweilig sonst."

„Das ist der Fluch der Witwenschaft, mein liebes Tantchen," sagte er und sie warf beiläufig hin: „Sie hat auch ihre Reize. Wenn es auch kühl um einen ist und der Durst oft brennend, so braucht man sich doch nicht mit einem versoffenen General herumzuärgern, wenn man nicht mag."

„Sicher — unter Liebhabern hat man die Auswahl, unter Ehegatten nicht. Da muß man sich eben notdürftig mit dem einen behelfen. Aber immerhin, reichlich unbequem denke ich mir das Naschen außerhalb seiner vier Pfähle doch."

„Deine Weisheit, Junge — — —!" Sie machte eine geringschätzige Bewegung. „Was verstehst denn du schon vom Leben," ergänzte sie und kam dann zu dem Thema zurück: „Also höre! Dieser Mac Leod ist leider oder auch erfreulicherweise verheiratet. Erst ganz kurze Zeit. Die Herrschaften verleben hier ihre Flitterwochen. Er ist einer von den vielen, die nicht treu zu sein vermögen."

„Und seine Gattin ist jedenfalls keine Aphrodite," schalt Marow ein.

„Da irrst du vollkommen, Lex. Sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Sie ist ein Märchen von Schönheit. Das ist nicht übertrieben, du wirst dich überzeugen. — Und du wirst sehr klug tun, mein lieber Junge, dein Herz festzuhalten, denn sie ist nicht nur schön, sie ist auch jung, erst sechzehn Jahre, ein Kind noch und eine Heilige. Zudem ist dieser Leod Offizier und ein Mann, der nicht mit sich spaßen lassen dürfte."

„Das ist ja ungewöhnlich interessant, Tante. — Und meine Aufgabe?"

„Wie gelegentlich schon in gleichen Fällen, mein Lieber! Nur ist sie diesmal der besonderen Umstände wegen ungleich schwerer. Es ist da nämlich noch ein anderer, der jene Frau zu lieben scheint. Uneigennützig — sonderbarerweise. Ein Holländer, namens Pieter Calisch. Sehr beherrscht, zweifellos ein schöner Mann, aber eben ein Holländer. Er sieht Leod zu sehr auf die Finger. Er stört uns. Er ist unbequem, wie alle Männer von Charakter."

„Den also heißt es auch zu binden, wenn ich dich recht verstehe."

„Du verstehst mich schon richtig, mein Junge. — Uebrigens wird gerade das das Leichteste deiner Aufgabe sein, denn es geschieht zwangsläufig. Calisch wird lieber Mac Leod in die Hölle rennen, als dich mit Traute allein lassen. Er weiß es ebensogut wie ich, daß an Leod nichts mehr zu retten ist, an seiner Gattin — alles!"

„Tantchen," rief Alexei aufrichtig bewundernd, „du bist eine Fürstin an Klugheit und Charme! Gib mir einen Kuß!"

„Zur Wegstärkung — da!" Und sie küßte ihn auf den Mund.

Dann fuhren sie zu Mac Leod.

Die Gäste waren bereits vollzählig versammelt, als die Malakow mit ihrem Neffen eintrat.

Die Stimmung war feierlich, die Begrüßung herzlich.

Als Leutnant Marow seiner Gastgeberin den Blumengruß überreichte und in die geheimnisvollen Augen dieser berückend schönen Frau sah, war er für Augenblicke fassungslos.

Einem solchen Menschenwunder zu begegnen war er nicht vorbereitet. Er mußte sich zusammenreißen, um seine Einführung mühsam und dürftig wenigstens in die Grenzen des in solchen Kreisen Ueblichen zu bringen. So befangen hatte er ja seiner Kaiserin nicht gegenübergestanden, und die war die Zarin aller Russen.

Auch Traute empfand, und zwar zum ersten Male in ihrem Leben, daß es außer Mac noch andere Männer gab, denen das Prädikat „schön" gebührte.

Ein solcher Mann war Marow.

Der Rasse nach Großrusse: Blond und blauäugig, schlank und beweglich, straff und kraftvoll, ein würdiges Pendant zu jenen Gestalten, die Väterchen Zar in Kalisch, Wirballen und anderen Grenzstationen postierte, weil sie repräsentativ und die einzigen unbestechlichen Beamten seines ungeheuren Reiches waren.

Mac bemerkte mit wirklicher Befriedigung die Verlegenheit des Gastes, deshalb beschäftigte er sich länger als nötig und schicklich mit der Fürstin, kam ihm aber dann doch zu Hilfe. Er stellte ihn den übrigen Herrschaften vor, die weniger Eindruck auf ihn zu machen schienen wie Traute und überließ ihn der Signora de la Motte, die ihm mit ihrer warmen Stimme über die Seele strich.

Pieter stand an den Kaminsims gelehnt und beobachtete. — Ihm begann jetzt manches klar zu werden, was er bisher dunkel nur geahnt hatte. Für ihn gab es keinen Zweifel mehr, daß zwischen den dreien Einverständnis herrschte.

Als er sah, wie Mac unauffällig eine neue Tischkarte schrieb und sie neben das Gedeck zur Linken seiner Frau legte, um die dort befindliche in die Tasche zu stecken, mußte er lächeln.

Es stimmte also, was er ahnte.

Mac bemerkte es und ging zu ihm hin.

„Sie sind doch nicht böse, Calisch," sagte er, „wenn ich Sie ausboote? Der Fürstin möchten wir schon die Ehre erweisen, ihren Neffen neben die Hausfrau zu placieren. Sie als alter Freund — — —"

„Können von heute ab dieses Vorzuges nicht mehr teilhaftig werden," ergänzte Calisch scherzend. „Ich weiß, mein lieber Leod und füge mich dem Unerläßlichen. Irgendwo werde ich schon ein Eckchen finden. Bemühen Sie sich nicht um mich. Die Gäste erwarten Sie. Die Dinge gehen, wie sie gehen müssen."

Mac verstand diese Bemerkung sehr wohl. In seinen Augen blitzte Haß auf. Ohne ein Wort zu erwidern, klappte er die Hacken zusammen und trat zu den anderen.

„Schafskopf," dachte Pieter, „das Recht, stolz zu sein, hat nur ein Mann! Du nicht! Dich hab ich in Händen. Die Dauer deines hiesigen Aufenthaltes bestimme ich."

Traute, die ihrer Verlegenheit immer noch nicht ledig war, rettete sich zu ihm.

„Sie werden mein Tischgast sein, Pieter Calisch," sagte sie warm. „Freuen Sie sich?"

„Ich habe keinen Grund mehr dazu, gnädige Frau. Ihr Gatte hat anders zu disponieren beliebt."

Sie sah erschreckt zu ihm auf.

„Anders? Doch nicht etwa — — —"

Er nickte nur und blickte schweigend in die Märchenaugen der schon wieder Verschüchterten, in denen es feucht aufstieg.

Nach einer Pause fuhr er fort: „So wird man geschoben von — — Stärkeren und muß sich fügen."

„Mit meinem Willen ist das nicht geschehen, Herr Calisch, auch nicht mit meinem Wissen," sagte sie leise und setzte noch leiser hinzu: „Immer tut er, was er will. Ich hatte mich so gefreut — so sehr gefreut."

Da entnahm Pieter Calisch dem Strauß, der auf dem Kaminsims stand, eine dunkelrote Rose und reichte sie ihr.

„Wollen Sie diese rote Rose tragen, gnädige Frau, heute abend, mir zur Freude?"

„Ihnen zur Freude — ja, das will ich."

„Vielleicht am Gürtel, gnädige Frau."

„Nein, Pieter," sagte sie und steckte sie ins Haar. — „So will ich sie tragen. Ist das so recht?"

„Recht und schön — und lieb! Das Rot gibt Ihrem Gesicht — — — "

„Nicht doch," fiel sie ihm ins Wort und sah ihn frei und groß an. „Es war Ihr Vorzug vor anderen, daß Sie — das bisher nicht konnten und wenn schon, doch nicht taten. Das ließ mich nahe an Sie herankommen, Vertrauen fassen, wie eine Schwester zu einem Bruder. Verjagen Sie mich nicht, Pieter Calisch. Ich brauche einen Freund, dem ich vertrauen kann. Ich fühle es. Lassen Sie es zwischen uns bleiben wie bisher."

Wortlos küßte er ihre Hand, und da in diesem Augenblick Mac zur Tafel bat, führte er Traute dem Leutnant Marow als ihrem Tischherrn zu.

In diesem Kreise wäre Verstimmung oder Steifheit unmöglich gewesen, weil sich jeder gab, wie er war.

Die Fürstin steckte ihre liebenswürdigste Seite auf und entfaltete den Charme der großen Dame.

Signora de la Motte stand ihr nicht nach.

Koloman Szagony war wie der Wein seines Landes — süßlich, aber voll Leidenschaft. Seine Augen sprühten Blitze und immer sah man unter seinem schwarzen Schnurrbärtchen die blendend weißen Zähne leuchten. Er aß kaum, er schwelgte in Schönheit und Liebreiz. — Das macht Durst, aber keinen Hunger.

Marow entpuppte sich als das Gegenteil der in Romanen geschilderten russischen Offiziere, war bescheiden, zurückhaltend und von besorgter Aufmerksamkeit für seine Dame. Von Schwerenöter keine Spur. Der Tante Warnung hatte er längst vergessen. Er fühlte sein Herz schlagen und sein Blut kreisen. Der schönen Frau an seiner Seite konnte er nur mit gemessener Feierlichkeit begegnen. Er wagte keine Elogen und Komplimente. Selbst die leisesten wären ihm lächerlich erschienen.

Wer so war wie „sie", der wußte wie er war, dem brauchte man es nicht zu versichern.

Mac war sprühende Lebensfreude, durch das Ungewisse der Entwicklung angenehm gedämpft.

Nur einer saß wie ein steinerner Riese an dieser Tafel und ließ nichts an sich heran — Pieter Calisch. Mit liebenswürdiger Reserviertheit, die aber trotz dieser Liebenswürdigkeit — oder gerade deshalb — frieren machte, nahm er das Unerläßliche hin. Er sah alles und nichts. Und wen sein wissendes Auge

traf, der blickte verlegen zur Seite oder suchte mit einem Lächeln auszuweichen. —

Und als endlich die Tafel aufgehoben wurde, wußte er, daß auch Szagony und die de la Motte schon Kirschen zusammen gegessen hatten. Und ferner wußte er, daß ein kleiner russischer Leutnant drauf und dran war, sich bis über die Ohren zu verlieben.

Sein Plan war fertig. Wenn er auch nicht sauber war — was tat es! Er mußte verwirklicht werden um Trautes willen.

Wie beiläufig fragte er Szagony, mit dem er nach Tisch auf dem gleichen Ledersofa gesessen hatte: „Spielen Sie eigentlich, Verehrtester? — Ich meine nicht passioniert, sondern nur so — so — gelegentlich und gewissermaßen zur Nachprüfung des bekannten alten Spruches."

Szagony zeigte wieder sein Raubtiergebiß und zwinkerte mit den Augen. „Sie hätten wohl ein Lüstchen," fragte er zurück, aber Pieter wich aus: „Selbst das tollste Verlangen zu befriedigen dürfte hier nicht möglich sein, es sei denn, daß uns die Damen von unserer Gegenwart entbinden."

Zögernd antwortete der Ungar: „Man müßte es Leod sagen."

„Tun Sie das," ermutigte ihn Pieter, „Sie machen ihm eine große Freude damit," und ging zur de la Motte hinüber, die in einem Album blätterte, während sich Szagony an Mac heranschlängelte.

„So vertieft, Signora," redete er sie an, „darf man stören?"

„Sie stören durchaus nicht, Herr Calisch. Es sind nur Städteansichten in diesem Album enthalten. Alles bekannt, nichts Neues für mich. — Der Eigentümer dieses Albums — ich vermute, es gehört als Ausstattungsstück zum Mobiliar — scheint Ferienerinnerungen festgehalten zu haben. Auf manchen Blättern befinden sich ganz ulkige Bemerkungen."

„Wie zum Beispiel?"

„Hier" — sie schlug Breslau auf — „hier steht: In dieser dreimal gesegneten Stadt verlor Pauline ihr Herz. Ich hätte es auf dem Fundbüro abgeben sollen."

„Famos! — Paulinchen scheint die stocktaube Dame aus dem Oberstock zu sein, die sich an der Liebe ihres Kanarienvogels Genüge sein läßt. — Der selige Geheimrat scheint Humor gehabt zu haben."

„Das will ich glauben! — Schauen Sie weiter: Wien. Bildhübsche Frauen! Was kann Pauline dafür, daß sie aus Breslau ist."

Pieter lachte laut auf, so daß die Gäste neugierig wurden. Er entschuldigte sich. „Verzeihung meine Damen! Signora gibt aus diesem Album Reminiscenzen eines seligen Geheimrats zum besten, die köstlich und des Anhörens wert sind — wollen Gnädigste die Güte haben?"

Die de la Motte las noch einmal vor, was sie schon vorgelesen hatte und erweckte strahlende Heiterkeit.

„Weiter," drängte Mac und die Signora wendete um.

„Paris: Mit unseren Jägerhemden können wir hier — keinen Blumentopf gewinnen. Das sollte einer dem anderen sagen. "

„Shocking," rief die Fürstin und Traute fragte Mac: „Was meint der Geheimrat damit?"

Lächelnd strich ihr Leod übers Gesicht und sagte: „Das verstehst du doch nicht, mein Kind."

Und Traute war es zufrieden.

„Monte: Gespielt! Ich muß scheußlich geliebt werden. Hab' fünf mal fünf Franc hintereinander verloren. Mich wundert's nicht. Die Liebe ist mir immer teuer zu stehen gekommen."

„Der hat Bescheid gewußt," rief Szagony, „bei uns sind die Geheimräte anders."

„Ich verstehe nur nicht," begann die Malakow, „was das Geliebtwerden mit dem Spielen zu tun hat oder umgekehrt, das Spiel mit der Liebe."

„Sehr viel, Frau Fürstin," warf Pieter ein. „Es gibt in Deutschland ein Sprichwort, das heißt: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel. Auch wir in Holland kennen es. Wenn es die Herrschaften auf seine Richtigkeit hin nachprüfen wollen, ich bin überzeugt — ich mache ein glänzendes Geschäft dabei, vorausgesetzt" — und der Hieb galt Leod — „daß ich mit von der Partie sein darf."

„Ganz amüsant diese Probe aufs Exempel," sagte die Fürstin und blickte die Damen fragend und ermunternd an.

Pieter half nach. — Es mußte sein. Der Zufall unterstützte sein Vorhaben. Den Vorteil mußte er nützen.

„Selbstverständlich nur zur Unterhaltung, meine Damen," sagte er, „um Nüsse, Traubenrosinen oder Knackmandeln. Wie wir als Kinder taten. Dabei brennen wir einige Wachskerzen an und träumen uns, da wir nun einmal in Deutschland sind, untern Weihnachtsbaum."

Mac war zwieselig geworden. Auch der Ungar trat von einem Bein aufs andere.

Seit vierzehn Tagen hatte man keine Karte in die Hand bekommen, hatte vor Flirten gar nicht daran gedacht, hatte das kalte Kribbeln nicht empfunden, das mit siedender Hitze wechselte und einen durch tausend Gefühlsskalen jagte, Gegenwart, Umgebung und sich selbst vergessen ließ.

Und jetzt fing dieser Calisch an, einem warm zu machen und ausgerechnet auf diese heimtückische Art. Traubenrosinen und Knackmandeln, Wachskerzen und Weihnachtsbaum — warum nicht auch Brauselimonade und Schlagsahne tropfen- und löffelweise!

Verflucht und noch einmal verflucht dieser Unfug!

Aber heute ging es ja wohl nicht anders, heute, wo diese Weiber zugegen waren, mußte man eben gute Miene zu diesem Kinderbeginnen machen. „Daß sie wären, wo der Pfeffer wüchse, diese Frauenzimmer" — wünschte Mac und auch Szagony hätte in diesem Augenblicke nichts dagegen gehabt.

Aber bei nächster Gelegenheit! — Ach was — nächster Gelegenheit! Morgen schon — bestimmt morgen mußte es um blanke Taler gehen und um blinkendes Gold. Das wollte man doch gleich heute abend noch festmachen.

Man spielte wirklich, wie Pieter vorgeschlagen, um Nüsse und Knackmandeln.

Die Damen amüsierten sich köstlich, die Herren waren Kavaliere.

Am anderen Tage aber — und das war tatsächlich vereinbart worden — wollten sich diese zum gleichen Zwecke wieder bei Leod zusammenfinden, während sich jene den Besuch der Oper vornahmen. Die Damen versprachen nach der Vorstellung noch zu einem gemütlichen Plausch im Hause Traute Mac Leods vorzusprechen.

So beschloß man diesen Tag.

5.

Es war am folgenden Abend.

Der Kladderadatsch war da: Auf dem Tische unter dem Kronleuchter lagen die Karten. Die Herren aber saßen jeder in einer anderen Ecke des Zimmers. Drei hatten rote Köpfe, das waren Mac Leod, Koloman Szagony und Alexei Marow, nur dem vierten — Pieter Calisch — war keinerlei Veränderung anzumerken. Er hatte gewonnen, die anderen hatten verloren. Augenblicklich ging es nicht mehr weiter, weil das klingende Geld fehlte. Auf Pump zu spielen, genierten sie sich. Dazu war die Bekanntschaft noch zu neu. Keiner getraute sich den Anfang zu machen und Pieter hütete sich, ihnen auf die Sprünge zu helfen.

Ihm war geglückt, was er wollte. Er hatte die Leidenschaft geweckt. Er würde sie wachzuhalten wissen, bis zu einem befriedigenden Ende. Blank und bloß sollte dieser Leod von Wiesbaden fortgehen — nein, fortgehen müssen! Es durfte ihm kein anderer Weg mehr offen stehen. Das hatte er sich vorgenommen.

Er kannte ja „seinen Freund". Wie alle passionierten Spieler verlor er mit wenig Ausnahmen regelmäßig. Er konnte nie passen, mochten die Karten noch so schlecht sein. Und deshalb wußte Pieter schon heute, daß Leod weiterspielen würde, bis der letzte Kreuzer vertan war. Er würde um so toller spielen, je schneller das Geld zerrann. Es erging ihm wie einem, der bergab geht und ins Laufen kommt. Es gab keinen Halt mehr.

„Ich bin natürlich jede Stunde bereit, den Herren Revanche zu geben," sagte Pieter.

„Das dürfte eine nicht erwähnenswerte Selbstverständlichkeit sein," warf Leod hin. „Man spielt doch und räubert nicht."

„Schön," erwiderte Pieter, „also wann dann?"

„Morgen — wenn es den Herren recht ist."

Szagony und Marow stimmten zu.

Und so spielte man anderen Tags wieder und den folgenden auch und so fort an zehn Tagen. Man spielte, wenn man abkömmlich war, wenn der Frauendienst die freie Minute ließ. Man spielte am Nachmittag, abends und um Mitternacht.

Am elften Tage aber spielte man nicht. Da suchte Mac Leod Pieter Calisch auf. Kurz nach dem Frühstück schon war er bei ihm. Wie immer machte er wenig Umstände. Wäre auch nicht nötig gewesen, denn Pieter wußte, weshalb er kam. Die Stunde war da!

Leod rückte denn auch sofort mit seinem Anliegen heraus: „Ich brauche Geld, Calisch," sagte er und brannte sich eine Zigarette an — verkehrt natürlich, so aufgeregt war er —

„dringend Geld brauche ich. Ich bin blank wie ein neuer Groschen."

„Schon," sagte Calisch, „das ist ziemlich schnell gegangen."

„Kunststück, wenn man dauernd im Peche sitzt. Sie haben ja gepostmeistert — geoberpostmeistert haben Sie ja. Das war schon nicht mehr schön."

„Marow wollte ja nicht glauben, daß ich lediglich zum Vergnügen spiele. Jetzt ist er wohl überzeugt und Sie sind es auch."

Leod sah ihn entgeistert an. „Mensch," rief er, „was reden Sie da. Das ist ja komplettes Irrenhaus. Zum Vergnügen spielen. Gib's ja gar nicht. Niemand tut das!"

„Dann bin ich die bekannte Ausnahme, die die Regel bestätigt — ich tue es."

„Damit ich etwas lerne, sagen Sie mir bitte, inwiefern," erwiderte Mac bissig.

„Lernen, Leod — werden Sie nie etwas, wenigstens das nicht, worauf es ankommt, nämlich Beherrschung."

Mac trommelte nervös auf die Stuhllehne.

Calisch achtete dessen nicht und fuhr gelassen fort: „Man redet von Glücksspielen und bezeichnet als solche beispielsweise: Siebzehn und vier, Meine und Deine, Gehst du mit, Kümmelblättchen und wie die schönen Dinge alle heißen. Ich bin da ganz anderer Ansicht. Mit demselben Rechte müßte man auch Skat und Doppelkopf den Glücksspielen zuzählen. Es sind aber keine. Diese wie jene nicht, denn man hat hier wie dort, wenn auch bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger Einfluß auf den Ausgang des Spieles und wo man den hat, kann von Zufall — also Glück — nicht die Rede sein. Glücksspiele sind Lotterie und Roulett, da fehlt der Einfluß des Spielenden. Beim Kartenspiel aber ist er da."

„Quatsch, mein Lieber! Entschuldigen Sie diesen Ausdruck. Unsinn ist das, was Sie sagen. Wo ist denn Ihr gerühmter Einfluß, wenn Sie miese Karten haben, he?"

„Der liegt eben in der Beherrschung, Verehrtester. Er liegt darin, daß Sie passen und daß Sie warten können. Einen ganzen Abend, wenn es sein muß. Sie riskieren in diesem Falle immer nur den Einsatz, können also kaum Nennenswertes verlieren. Ich tue das sehr oft und sogar bei glänzender Karte. Und daß ich es kann, daß ich an jedem Spiel vorbeizugehen vermag, daß ich mich selbst an der Kandare habe, das eben bereitet mir — Vergnügen."

Mac zerdrückte die Zigarette im Aschebecher. „Verstehe ich nicht," sagte er, „kann ich einfach nicht fressen. Aber ich rate Ihnen, eine Anleitung zu erfolgreichem Kartenspiel zu schreiben, um Ihren Ruhm unsterblich zu machen."

„Vielleicht tu ich's noch. Man kann nie wissen."

„Hals- und Beinbruch! — Aber nun Scherz beiseite. Wenn mir Ihre Belehrungen auch sehr wertvoll sind, so interessiert mich Geld doch noch mehr. Können Sie mir tausend Mark pumpen?"

Calisch wiegte den Kopf hin und her. „Können schon," sagte er, „aber — — —"

„Was aber?"

„Ich mag es nicht!"

Das war so hingesagt, daß es frappierend wirkte.

Mac war es denn auch, als ob er eine Ohrfeige bekommen hätte. Schluckend nur brachte er heraus: „Warum?"

„Weil es keinen Zweck hätte, Leod — weil Sie auch diese tausend Mark morgen schon nicht mehr Ihr eigen nennen könnten, und weil Sie selbst dann, wenn Sie nicht spielen würden, bei Ihrem Standard of life kaum eine Woche in Ihren Händen wären. — Ich wiederhole deshalb meinen Rat von neulich und steigere ihn zur Bitte: Reisen Sie ab, Leod.

Verlassen Sie Wiesbaden. Fahren Sie nach Amsterdam zurück. Ich begleite Sie."

„Außerordentlich liebenswürdig von Ihnen," entgegnete Mac und machte dem Freunde eine tadellose Verbeugung. „Mein Herr Reisemarschall Pieter Calisch — immerhin eine Akquisition für mich. Schade nur, daß ich nicht bedingungslos annehmen kann, sondern zuvor eine Frage stellen muß: Möchten Sie mir nicht sagen, wie ich diese plötzliche Abreise meiner Frau und unseren Bekannten plausibel machen kann und — was weit wichtiger ist — von was ich reisen und meine hiesigen Verbindlichkeiten begleichen soll? Möchten Sie?! Bitte!"

Calisch brauchte sich nicht lange zu besinnen. Aehnliches hatte er erwartet.

„Hinsichtlich des ersten ließe sich Rat schaffen," erwiderte er, „und hinsichtlich des letzteren ließe sich reden."

„Ich bin begierig."

„Das Plausibelmachen wird mit einem dringenden Telegramm erledigt, das Sie sofort zurückruft. Das also ist sehr einfach. Bezüglich des anderen wollen Sie über mich verfügen. Den Betrag schieße ich gern vor unter der Bedingung, daß wir nach erhaltenem Telegramm mit kurzem — nicht schlichtem — Abschied verduften."

„Daß Sie den wenigstens noch zugestehen," sagte Mac ironisch, „ist sehr nett von Ihnen. Und doch — — Ich kann nicht!"

„Ein Mann kann immer, wenn er will."

„So sagt man und doch gibt es Umstände, wo man eben nicht kann."

„Sprechen Sie sich ruhig aus," sagte Calisch. „Was hält Sie noch in Wiesbaden?"

Mac Leod setzte sich umständlich im Sessel zurecht, brannte sich noch eine Zigarette an — diesmal richtig — und begann:

„So — und nun unterbrechen Sie mich bitte nicht. Ich werde beichten. — Es hält mich hier nichts, es läßt mich nur etwas nicht fort. Das kommt scheinbar auf eins heraus und doch nicht. Ich weiß nämlich nicht wohin in Amsterdam. — Die Sache ist folgende: Mein verehrter Herr Schwiegervater übergab mir vor unserer Trauung zehntausend Gulden zur Beschaffung einer standesgemäßen Aussteuer. Nun sind diese zehntausend Gulden alle, aber die Aussteuer ist nicht da. Ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl möchte man aber doch zum mindesten zur Gründung eines Hausstandes haben, sonst sieht es — so kahl aus am eigenen Herd. — Dem werden Sie nicht widersprechen wollen, Calisch, und werden infolgedessen zugeben müssen, daß ich schon noch eine kurze Zeit weiterspielen muß, um wenigstens zu einigen Pfennigen zu kommen."

Pieter antwortete nicht. Vor diesem Abgrund stand er stumm. Das hatte er noch nicht erlebt, daß einer sein Heiratsgut in rund vierzehn Tagen bis auf den letzten Heller vertan hatte. Das war ein Novum und nur einem Mac Leod vorbehalten geblieben.

„Nun, mein Lieber, Sie sagen ja gar nichts? Platt über mein Pech — was?"

„Nee," platzte Calisch heraus, „aber sprachlos über Ihren Leichtsinn, über Ihr völliges Unbeherrschtsein, über Ihr frevelhaftes Tun und über Ihre unglaubliche Rücksichtslosigkeit." — Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab. Er war eines klaren Gedankens gar nicht fähig.

„Reden Sie weiter, Calisch. — Vorwürfe beruhigen, und Beruhigung tut gut. Was einem ein anderer sagt, braucht man sich nicht selbst zu sagen."

Da fuhr Calisch herum. „Weiß Ihre Gattin von dem allen?"

„Wo denken Sie hin," rief Leod, „nein, so — poesielos

bin ich nun denn noch nicht. Flitterwochen! Da hält man doch seiner kleinen Frau das Unangenehme fern."

„Was aber nicht ausschließt, daß man ihr Geld vertut, daß man sie belügt, betrügt, bestiehlt, begaunert und entehrt!"

Das schrie er heraus.

Mac sprang auf, aber mit einem Satze war Calisch bei ihm.

„Sitzenbleiben," donnerte er ihn an. „Jetzt rede ich! Ein Wort dagegen, und ich erledige Sie restlos."

Ruhiger fuhr er fort.

„Glauben Sie, ich hätte mich von Ihnen finden lassen um Ihrer selbst willen? — Sie sind faules Holz. Sie sind einer der wertlosesten Menschen, die ich kenne. Ohne jeden Halt, ohne jedes Verantwortungsgefühl. Sie sind ein unnützer Mensch und deshalb ein überflüssiger. Das ist meine Ansicht über Sie. — — Bitte! Ich bin noch nicht fertig. Leider haben Sie eine Frau. Was für eine, das vermögen Sie selbst ja gar nicht zu ermessen, so verkommen sind Sie innerlich. Glauben Sie es nur, es ist so. Denn wenn Sie es nicht wären, dann würden Sie sich nicht so aufführen, daß Kokotten, wie diese Malakow, über Ihre Gattin triumphieren. Man müßte kein Mensch sein, um dieser Frau nicht ein besseres Los zu wünschen. Ihrer harrt das gleiche Schicksal, das Sie hundert anderen beschieden haben. — Damit nun nicht diesen sogenannten Kurgästen aus Rußland und andersher ein ergötzliches Schauspiel geboten wird, will ich Sie forthaben von hier. Je schneller, desto besser."

„Ich müßte auch gehen," schalt Leod ein.

„Sie werden gehen," sagte Calisch sehr ruhig und sehr bestimmt. „Weigern Sie sich, so bin ich allen Ernstes entschlossen, Sie hier wie dort unmöglich zu machen. Und darauf werden Sie es nicht ankommen lassen. — Um zu einem Ende zu kommen: Das Telegramm, das Sie zurückruft, trifft morgen ein. Ich werde die Sache erledigen. Karten und

Reisegeld stelle ich Ihnen eine Stunde vor Abgang des Zuges durch Boten zu. Sie können damit rechnen. — Hier — diese fünfhundert Mark werden reichen, Ihre hiesigen Verbindlichkeiten abzulösen und die unerläßliche Abschiedsfeier zu entrieren, denn ohne diese geht es ja bei Ihnen nicht. Ich werde morgen verreisen, damit mein Nichterscheinen zu Deutungen keinen Anlaß gibt. So — und nun leben Sie wohl, Herr Hauptmann."

„Das ist ein glatter Hinauswurf?"

„Wie Sie wollen, Herr Leod. — — Halt, etwas noch möchte ich bemerken. Ich selbst fahre einen Tag nach Ihnen. Sofort bei meiner Ankunft in Amsterdam werde ich mich erkundigen, ob Sie da sind. Sind Sie nicht da, bin ich eine Stunde später beim Oberst van der Schild. Und was ich dem erzähle, können Sie sich denken und was Ihnen geschehen wird — auch! — Und nun nochmals: Leben Sie wohl! Hoffentlich sehen wir uns so bald nicht wieder."

„Ich werde es so einzurichten wissen," sagte Mac und ging.

* * *

Das Telegramm war eingetroffen. Traute freute sich, heimzukommen. Sie begann sofort mit dem Einpacken der Koffer und Leod beehrte sich, die Fürstin nebst Neffen, Szagony und die de la Motte für den Abend zu einer kleinen Abschiedsfeier zu bitten.

Sie fand im großen Saale des Hotels statt. Dort hatte Mac einen Tisch reservieren lassen. In seinem Heime sah es kunterbunt aus, wie das vor jeder plötzlichen Abreise zu sein pflegt.

Die Herrschaften waren in großer Toilette erschienen.

Pieter fehlte. Seine Abwesenheit entschuldigte Mac mit einer unaufschiebbaren Reise nach Frankfurt.

„Wenn er sich frei machen könne, hat er sagen lassen, würde er sich die Ehre noch geben," log Mac und die Fürstin erwiderte: „Ich kann ihn missen."

Da mußte Traute eine Frage tun. Sie selbst wußte nicht, wie sie dazu kam.

„Warum mögen Sie Calisch nicht leiden, Frau Fürstin," fragte sie.

Es war Betrübnis in ihrer Stimme und ein leises Zittern, als sie fortfuhr: „Es ist doch ein netter Mensch."

„Geschmackssache, mein Liebling," antwortete die Malakow. „Gute Männer fallen mir regelmäßig auf die Nerven. Gute Männer sind langweilige Männer. Vor dieser Erkenntnis behüte Sie ein gütiges Geschick."

„Danke für das Kompliment," sagte Mac, „ich trinke dem — guten Manne ein Vivat."

„Da fahren Sie nur auch gleich nach Frankfurt."

„Morgen erst, gnädige Fürstin, dafür aber gleich nach Amsterdam. Dann wird sich das Bibelwort bewahrheiten, das da sagt: Und es wird große Trauer sein in ihren Herzen," ulkte Leod. „Ich sehe Tränenbächlein fließen."

Die Fürstin beugte sich zur de la Motte hinüber.

„Was sagen Sie dazu, Signora? Trauer und Tränenbächlein! — Werden Sie weinen?"

„Ich sitze im Glück," antwortete die de la Motte und strahlte Koloman liebevoll an. „Bedauern werde ich den Edlen, daß er unsere Gesellschaft missen muß. Amsterdam ist nicht Wiesbaden, der Nassauische Hof keine Kaserne und seine Rekruten sind nicht wir. Wenn einer weint, ist es Mac Leod."

So ging das Geplänkel hin und her — lange, bis endlich Szagony ungeduldig wurde.

Er hatte unterm Tisch längst schon Anschluß an die Signora gefunden. Ein Schuh aus Budapest schmiegte sich an ein Mailänder Stiefelchen und beiden war wohl.

Und als der ungarische Schuh das italienische Stiefelchen besonders zärtlich drückte und beide sich verstanden hatten, sagte Koloman Szagony zu Signora de la Motte:

„Möchten wir nicht einen Drinks nehmen, Gnädigste? In der Bar natürlich. Es ist recht angenehm dort."

Und die Signora nickte.

Mit einem: „Entschuldigen Sie uns einen Augenblick, Verehrteste," forderte „er", Arm in Arm mit „ihr", sein Jahrhundert in die Schranken.

Nun schafft gutes Beispiel Nacheiferung — überall, auch in Wiesbaden. Was Wunder, daß die Malakow sagte: „Wenn das nur keine Verlobung gibt. Unverantwortliche Dummheiten muß man verhindern. Wir wollen sie beobachten — die zwei. Kommen Sie mit, Leod!"

Und diese beiden entschwebten auch.

Daß sie den entgegengesetzten Ausgang hinausschritten, war ein Versehen.

Marow und Traute saßen allein. Sie hatten das Weggehen der anderen kaum bemerkt, so sehr waren sie im Gespräch vertieft.

Marow erzählte von Petersburg, von der russischen Gesellschaft, vom Hofe, von Petersburger Kathedralen und von der Kaiserlichen Eremitage, mit ihren unschätzbaren Kunstwerken und Kostbarkeiten.

Und Traute hörte ihm gern zu.

„Die große Katharina ließ diesen Traum von Pracht und Prunk erbauen und der ihn aufführte, hieß wie unsere Signora: de la Motte. — Ob sie das weiß, die Signora?"

„Ich glaube kaum," sagte Traute, „solche Dinge werden sie nicht kümmern. Sie kennt den besten Schneider jeder europäischen Residenz und die vorzüglichsten Liköre des Kontinents, das scheint ihr zu genügen."

„Leider vielen anderen Damen auch," sagte Marow resigniert und Traute erwiderte schelmisch: „Schließen Sie mich ein?"

„Um Gotteswillen, Gnädigste, ich bitte! — Wie können Sie nur — — —"

„Sie würden sich auch irren, Herr Leutnant," antwortete sie treuherzig und setzte ohne jede Verlegenheit hinzu: „Noch bis vor wenig Wochen habe ich mir meine Kleider selbst genäht."

„Allerhand Hochachtung! Da sind Sie allerdings eine seltene Ausnahme unter den heutigen Damen der heutigen Zeit. Ich glaube, meine Tante weiß nicht mal, wie eine Nähnadel aussieht."

„Sie wird es nicht nötig haben, sie sich anzusehen," sagte Traute schlicht.

„Augenblicklich nicht. Gewiß! Jetzt ist sie eine reiche Frau. Sie hat Glück gehabt. Wer aber Glück hatte, kann auch wieder Unglück haben. Ihre Schwester — meine Mutter — war nur eine kleine Beamtenfrau."

„Und doch sind Sie Offizier?"

„Von Tante Malakows Gnaden oder dankbarer ausgedrückt: durch ihre Güte. Sie hat viel an mir getan."

„Sie sagen das so sonderbar, so — so —! Ich finde den richtigen Ausdruck nicht. So — als ob es Ihnen leid sei."

Marow erschrak fast über das feine Empfinden und die Hellhörigkeit dieser jungen Frau, die ohne Seele schien, weil sie unbeteiligt und fremd einer ihr neuen Umwelt gegenüberstand.

Suchend erst begann er zu sprechen, dann aber fand er sich in seinem eigenen Empfinden zurecht.

„Es sollte mir leid sein, gnädige Frau," sagte er und tauchte seinen Blick in ihre Märchenaugen, in deren geheimnisvollen Tiefen er sein Ich versinken fühlte. Ihm war, als gäbe er sich dieser Frau in dieser Minute für alle Ewigkeit zu eigen.

„Wenn ich wär, was Sie vorhin einen guten Menschen nannten," begann er wieder, „dann dürfte ich nicht an Ihrem Tische sitzen. Ich dürfte die Augen nicht zu Ihnen erheben. Ich müßte still beiseite treten."

„Warum, Herr Marow?"

„Ich kann Ihnen den Grund nicht sagen, gnädige Frau."

„Haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

„Grenzenloses, gnädige Frau! Aber ich darf nicht, heute nicht, später vielleicht, nein, nicht vielleicht — bestimmt!"

„Dann — wohl — nie," antwortete Traute, „morgen reisen wir."

„Leider! — Sie werden nach Westen fahren, ich nach Osten. Weiten — unendliche werden zwischen uns liegen und doch wird meine Seele immer bei Ihnen sein. Sie gehört Ihnen. Sie geht mit Ihnen!"

„Herr Leutnant!"

„Lassen Sie mich aussprechen, gnädige Frau. Bitte, lassen Sie mich! Morgen schon kann ich es nicht mehr. — Und doch, gnädige Frau, ich weiß es, ich fühle es — zwingend, wie man einen Schmerz fühlt — daß wir uns für Tage wohl, für Jahre vielleicht trennen, doch nicht für immer. Ich fühle es, wie ich Ihre Nähe fühle, daß wir uns wiedersehen. Einmal wiedersehen, um eins zu werden und eins zu bleiben."

Marow schwieg im tiefsten Erschüttertsein und Traute saß in seligem Bangen. Sie hatte Worte gehört, die ihr das eigene Herz schon zugeflüstert hatte, leise nur, doch deutlich, wie ein wunderbares Klingen. Das erstemal, wie sie mit zitternden Händen seinen Rosenstrauß gehalten, dann jede Nacht, wenn sie an ihn gedacht.

Ihr war, als schwebe sie auf Wolken und tausend Engel sängen Hosianna.

„Herr Leutnant," sagte sie mühsam und leise, „bitte, suchen Sie — meinen Mann. Ich — muß — nach Hause."

Marow erschreckt: „Was ist Ihnen, gnädige Frau?"

„Heim — muß — ich."

„Hab ich Ihnen weh getan?"

Da streckte sie ihm in rührender Güte, in Dankbarkeit und noch einem — anderen Gefühl die Hand hin.

„Nein," hauchte sie kaum, „Sie ließen mich — — in den Himmel sehen," und senkte den Blick zu Boden.

Und Marow küßte die Hand in beseligender Gewißheit.

Dann ging er.

* * *

Nach wenigen Minuten gingen sie alle.

Sie gaben den Scheidenden das Geleit und der Gedanken waren mannigfache und vielgeartete, mit denen sie — das letzemal gemeinschaftlich — durch Wiesbadens helle Straßen schritten.

6.

Tante Frieda war entsetzt, außer jeder Fassung, sie war gar nicht mehr Tante Frieda, als sie sich dem Hauptmann Mac Leod und seiner Gattin gegenübersah. Als ob sie Geister sähe, so starrte sie sie an.

Sie hatte aufgeatmet, als Mac gegangen war. Er hatte sich eine Frau genommen, der Schwiegervater hatte ihm Geld gegeben, er würde sich einen eigenen Hausstand gründen und sie so vor weiterem Aerger bewahren. Das hatte Tante Frieda geglaubt.

Nun stand er wieder vor ihr — liebenswürdig und verbindlich, wie immer, wenn er etwas wünschte oder zu erreichen suchte.

„Da sind wir wieder, Tantchen," begann er, „und müssen leider deine Güte in Anspruch nehmen."

„Güte," hauchte sie. „Ich denke, du bist auf der Hochzeitsreise?"

„War ich, Tantchen, war! — Ich bin zurückgerufen worden und weiß nun nicht, wo unterzukommen."

„Um Gotteswillen! Und da soll ich wieder — — —"

„Erschrick nicht. Es ist nicht schlimm. Notbehelf nur. Nur für ganz kurze Zeit müssen wir dich belästigen, bis wir Wohnung gefunden haben." — Er faßte ihre beiden Hände. — „Ich weiß doch, daß du glücklich bist, meine junge Frau in ihre Obliegenheiten einführen zu können und ebenso glücklich, daß du ihr beistehen und sie beraten kannst. Das weiß ich doch, Tantchen! Ich kenne doch dein goldenes Herz. Hast mich doch auch immer so prachtvoll betreut. Haben uns doch immer glänzend verstanden."

„Gezankt haben wir uns, aber nicht verstanden."

„Bestes Tantchen, das sagst du ja nur so. Gezankt — wo denn? Du hast nur deine Meinung gesagt, hast mich erziehen wollen, hast's gut gemeint. Ich hab es nur nicht einsehen wollen, ich Schafkopp. Jetzt aber brauchst du dich nicht mehr ärgern. Seine kleine Frau hat ihn fest am Zügel. Jetzt sollst du Freude erleben, meine Liebe. Jetzt sollst du wieder jung werden und zufrieden."

Kurzum: Mac tat das, was man Einwickeln nennt und tat es mit ausgesprochenem Erfolg.

Nach einer knappen Viertelstunde war aller Widerstand gebrochen und Tante Frieda in jener Verfassung, die zu allem Ja und Amen sagt.

Er hatte sie sogar soweit gebracht, daß sie sich zu einem Abendbrot für die jungen Leute verstand.

„Tu das, Tantchen, du erwirbst dir einen Gotteslohn," ermunterte sie Mac und die alte Dame beeilte sich denn auch in der Küche den Tee zu bereiten.

„Das hätten wir notdürftig in Ordnung gebracht," sagte er, als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte. „Schön ist anders, aber immerhin — — —!"

Er sah Traute an, die mitten im Zimmer stand und mit enttäuschten Augen der Tante nachsah.

Sie hatte sich das anders gedacht — freundlicher, wärmer! Jedenfalls hatte sie nicht geglaubt, um Aufnahme bitten zu müssen. Hier war sie wirklich nur geduldet. Das fühlte sie mit erschreckender Deutlichkeit.

Sie dachte dem Grunde dieser Ablehnung nach und konnte ihn nicht finden.

Mac, der ahnen mochte, was in ihr vorging, nahm sie in die Arme.

„Nichts denken, Trautlieb, nichts denken. Es wird ja alles gut. Es ist ja nur vorübergehend. — Komm, gib mir einen Kuß."

Sie tat es. Hing an seinem Halse. Küßte ihn und ließ sich wieder küssen. In seiner Liebe hätte sie ja den Tod vergessen.

Da platzte Tante Frieda herein. Wie die biblische Salzsäule stand sie diesem Faktum gegenüber.

Küsse! — — — In ihrem Hause — Küsse! In ihrem Beisein sogar?! — Das war noch nicht erlebt.

„Das ist zuviel," rief sie. „Stehen da und küssen sich! Da hört sich alles auf. Lassen mich alte Frau arbeiten und küssen sich. Noch nicht mal abgelegt haben Sie, Nichte, stehen noch im Mantel da — und küssen sich. Konnten den Tisch decken, das wär viel vernünftiger gewesen."

„Ich wußte doch nicht, Tante, daß das recht sei," wagte Traute zu erwidern, kam aber nicht gut an.

„Da fragt man, meine Liebe. Man sucht sich einzuführen. — Um sich bedienen zu lassen, sind Sie noch zu jung. Viel zu jung! — Wie ich in Ihrem Alter war — — —"

„Das will ich mal meiner Frau selbst erzählen, was da war," fiel Mac ein, „du bringst es im Ton verkehrt heraus, Tante."

„Natürlich, hilf ihr nur über," ging sie ihn jetzt an, „ich habe ja nichts zu sagen. Ich habe still zu sein in meinen vier Pfählen. Ich habe euch zu bedienen, nicht wahr?"

„Nein, Tante, das hast du nicht, aber du mußt doch meine Frau erst mal verschnaufen lassen. Sie muß doch erst warm werden in deinen vier Pfählen. Sie betritt dein Heim doch heute zum ersten Male."

„Sie hätte ihres betreten sollen," eiferte die Tante. „Sie hätte für Wohnung und Aussteuer sorgen müssen, aber sich nicht auf den lieben Gott verlassen. Man heiratet doch nicht ins Blaue hinein."

„Erlaube, Tante, da bin ich daran schuld." — Er wollte sagen, das Geld dazu ist da, besann sich aber und schwieg. — „Wenn du uns jetzt den Tee bringen wolltest," fuhr er fort, „wär das wirklich nett, Tante. Ich habe rechtschaffen Hunger. — Oder soll ich ihn holen?"

„Nein," rief sie, „in meiner Küche hat niemand etwas zu suchen. Du nicht und deine Frau auch nicht! Merkt euch das." —

Und draußen war sie.

* * *

So ging das jeden Tag in jeder Woche den ganzen Monat hindurch. Es war unerträglich.

Traute konnte nichts recht machen. Bot sie ihre Hilfe an, wurde sie abgelehnt. Tat sie es nicht, dann maulte die Tante erst recht. Trug sie ihren Morgenrock, dann hieß sie das — einen Skandal. Zog sie ihr Hauskleid an, dann war das ein Fähnchen. Trug sie Besseres, dann war es protzig. Was sie tat, war falsch und verkehrt. Schließlich getraute sie sich nicht mehr aus dem Zimmer. Sie hatte Angst vor Tante Frieda.

Stundenlang saß sie am Fenster und starrte ins Grün der Bäume, die die Straße säumten. Stundenlang weinte ihr Herz und ihre Augen brannten.

Wie eine Minute lang war! Wie eine Stunde hinschlich! In bleierner Schwere verrann sie und eine neue kam, um ebenso zu verrinnen.

Und keine brachte Freude, jede nur Leid.

Sie litt unsäglich.

Mac hatte den Verlust des Geldes beichten müssen. Damit war auf das schöne Bild, das sie von ihm im Herzen trug, der erste dunkle Schatten gefallen.

Zu ihrem Leid auch dieses noch.

Sie hatte ihm verziehen. Er hatte ja Erlösung aus der Bitternis versprochen. Sie glaubte ihm und wartete — auf eine Tat von ihm, auf ein Heim für sich und ihn, auf ein Los, das ihrer Frauenwürde würdig war.

Und nichts geschah.

Weiter rannen die Stunden, die Tage und Wochen.

„Ich halte das nicht mehr aus, Mac," sagte sie eines Abends, „ich bin nicht mehr ich, ich kann nicht mehr."

„Du mußt Geduld haben, Traute," versuchte er sie zu trösten, „es geht nicht so schnell. Wir müssen uns fügen. Einmal wird es schon werden."

„Einmal — ja einmal! — Aber wann?"

„Ich weiß nicht, Traute. Bestimmt in absehbarer Zeit."

„Mein Zustand verlangt es, Mac. Ich kann — so deiner Tante nicht mehr lange begegnen. Wenn sie ihn erkennt, wird sie noch garstiger zu mir sein, wie sie jetzt schon ist."

„Weiß ich doch, Traute! Nur quäle mich nicht. Ich kann doch nicht stehlen. Alles sollst du haben, was du dir wünschest:

eine Wohnung, eine Hilfe, ein sorgenfreies Leben. Nur laß mir Zeit."

„Wie oft hast du mir das schon gesagt."

„Wenn du keine Einsicht hast, muß ich es dir öfter noch sagen."

Da faßte sich Traute ein Herz. Dicht trat sie vor ihn hin und legte ihm die Hände auf die Schultern. Ihre rätselvollen schwarzen Augen senkten sich tief in die seinen.

„Laß mich dir einen Vorschlag machen," sagte sie, „laß mich dir die Sorge abnehmen um unser Heim. Laß mich handeln, Mac."

Er sah sie verwundert an. So hatte sie noch nie gesprochen. Sie hatte sich führen und leiten lassen, willig und bedenkenlos. Erwachte sie zur Selbständigkeit?

„Was willst du tun, Traute?" fragte er sie.

„Ich weiß es noch nicht. Aber ich halte es nicht für schwer, eine Wohnung zu finden und einzurichten. Bescheiden vorerst aber behaglich. Ich habe Freundinnen, Mac, die mir gern beispringen, bis Vater zurückkommt. Laß mich handeln."

Ihm war es nur angenehm, wenn sie sich die Arbeit machen wollte. Mochte sie! Er brauchte sein Geld nötiger. Sie saßen ja gut bei Tante Frieda.

Endlich antwortete er: „Schön, Traute, ich lasse dir Freiheit. Ich will mit deinen Dispositionen einverstanden sein. Nur, wenn du Verbindlichkeiten eingehst, bitte — auf deinen Namen. Du weißt, ich bin Offizier. Ich möchte nicht, daß — — —"

Was er nicht mochte, sagte er nicht.

Traute war glücklich und schlief das erstemal sorglos und ohne Tränen in diesem ungastlichen Hause.

* * *

Das war schnell gegangen und leichter als sie gedacht. Ihre Schönheit, ihre Lieblichkeit und ihre bei aller Eleganz rührende Bescheidenheit öffneten ihr Herzen und Hände.

Am dritten Tage schon hatte sie ihre Mission beendet und konnte Mac melden: „Wir ziehen, Liebster! Unser Heim wartet auf uns."

Sie war fröhlich wie ein Kind und Mac tat ebenso. Im Grunde war es ihm gleichgültig, wo er wohnte. Ein Heim, mochte es noch so schön sein und sich befinden, wo immer es wollte, band. Es legte Beschränkungen auf, wenn man verheiratet war. Und das war er ja. Das einzig erfreuliche an dieser Sache war der ihm von Traute ungewollt erbrachte Beweis: Sie konnte Geld schaffen. Der war tausend Wohnungen wert.

An einem Sonnabend zog das junge Ehepaar in ihr neues Heim. Sogar Tante Frieda hatte Blumen geschickt und viele andere hatten das gleiche getan.

Unter der blühenden Blumenpracht fiel ein Strauß besonders auf. Er war von Pieter Calisch. Traute hatte ihm einen Ehrenplatz gegeben. Er stand auf ihrem Arbeitstischchen am Fenster.

Die Sonne flutete ins Zimmer, das traulich und anheimelnd war und ganz auf Entspannung und Ausruhen eingestellt.

Mac hatte sich einen Sessel zu Traute gezogen und streckte wohlig die Glieder.

„Fein gemacht hast du das, Trautlieb," lobte er, „wirklich fein. Schöner ist es schon hier, wie bei Tante Lieblich. Ein richtiges kleines Nest hast du da zusammengezaubert."

„Und du fühlst dich Hahn in diesem Neste," scherzte sie.

„Tu ich auch! — Aber diese Behaglichkeit müssen wir sehen

lassen, Traute. Nur so ein kleines Fest unter uns! Wie denkst du darüber?"

„Wenn du es magst, Mac, will ich es gutheißen, wenngleich mir nichts daran gelegen ist."

„Einige Freunde nur mit ihren Frauen."

„Wen zum Beispiel?"

„Aalst und de Jong denke ich und dann Oberst van der Schild und Gattin. Dort bist du doch so gut aufgenommen worden. Der alte Herr kann mir viel nützen."

„Calisch hast du vergessen, Mac. Der sollte nicht fehlen."

Leod war unbehaglich zumute. Er hatte den Freund seit Wiesbaden nicht mehr gesehen, weder im Klub noch bei Riche, noch sonstwo — und war ihm doch oft zu Gefallen gegangen.

„Ob er kommen wird," sagte Mac zweifelnd und hob die Schultern — „ich weiß es nicht."

„Warum sollte er nicht kommen?"

„Es hat da eine kleine Differenz gegeben zwischen ihm und mir. Nicht gerade von Bedeutung, aber immerhin zur Verstimmung genug."

„Er ist nicht nachträglich, Mac. Er hat Rosen geschickt."

„Dir, aber nicht mir."

„Uns hat er sie geschickt, Liebster. — Du mußt ihn einladen."

„Entbinde mich davon, Trautlieb. Es sähe aus wie Nachlaufen. Ich bin Offizier. Er müßte das erste Wort finden."

„Das hat er doch getan."

„Ich wüßte nicht."

„Durch seinen Blumengruß. — Er kann doch nicht sagen: Lieber Mac Leod, ich höre, Sie entrieren eine kleine Feier a la Wiesbaden, darf ich da nicht mittun? — Na, siehst du! — Also lade ihn ein!"

„Tu du's, Traute. Ich mag es nicht."

„Aber Mac, ich kann doch keinen Herrn bitten."

„Warum nicht? Ihr habt euch immer gut verstanden, seid euch nicht fremd. Dir folgt er. Also tu's schon, Traute. Es ist mir sehr recht, wenn sich das Verhältnis wieder einrenkt. — Nicht wahr, Liebe, du nimmst mir das ab."

* * *

Anderen Tages rief sie Pieter Calisch vom Trianon aus telephonisch an.

Pieter stand das Herz still, als er die weiche, dunkle Stimme hörte — seit Wiesbaden das erstemal wieder. Und in ihm war der Wunsch, auch die Augen zu sehen, die so weich und dunkel waren wie die Stimme.

„Wo sind Sie, gnädige Frau?" fragte er.

„Im Trianon beim Mokka."

„Allein?"

„Ganz allein."

„Darf ich — ich muß Ihnen gegenüber ja vorsichtig in meinen Ausdrücken sein, sonst hätte ich gesagt: das Glück haben, bei Ihnen zu sitzen. Ein Viertelstündchen nur."

„Ein halbes gewähre ich Ihnen, Pieter Calisch."

„Allerherzlichsten Dank, gnädige Frau. In zehn Minuten bin ich zur Stelle."

In ganz sonderbarer Stimmung ging Traute an ihren Platz zurück.

Das erste Rendezvous!

Sie mußte lächeln.

Es war tatsächlich das erstemal, daß sie sich mit einem anderen Manne traf. Immer nur war sie mit Mac aus-

gewesen und wenn er verhindert war, zu Hause geblieben. Und heute traf sie sich mit Pieter Calisch.

Leise zitterte ihre Hand, als sie aus dem silbernen Kännchen das duftende braune Getränk in die blattdünne Delfter Tasse goß.

Pieter erschien auf die Minute pünktlich. Er war glücklich, die reizende Frau wiederzusehen und sich einwiegen lassen zu können von dem betörenden Zauber, der von ihr ausging.

„Also zunächst," begann Traute und hielt seine Hand fest, „Sie geben uns die Ehre Ihres Besuches anläßlich unserer kleinen Feier?"

„Ich bin glücklich, es zu dürfen."

Da war es heraus! — Was er nicht sagen wollte, war gesagt worden ohne Besinnen, ohne Widerstand, einfach, weil sie ihn angesehen hatte, und er es als unsagbar wohliges Gefühl empfand, von ihr gebeten zu werden.

Er wäre ja sonst etwas zu tun für sie imstande gewesen.

„So," sagte Traute und ließ seine Hand frei, „jetzt erst dürfen Sie mir Gesellschaft leisten."

„Ich habe es lange nicht gekonnt," erwiderte Pieter, sich setzend.

„Das hat an Ihnen gelegen, mein Freund. Es war gar nicht nett und wenig freundschaftlich von Ihnen, sich so selten zu machen."

„Mac wird Ihnen den Grund gesagt haben."

„Er sprach von Differenzen, die nicht bedeutend seien. — Wenn ich ihm heute von Ihrem Ja berichte, wird er es mit Genugtuung hören."

„Weiß er denn von Ihrem Anruf?"

„Nein! Noch weniger weiß er von unserem Zusammensein. Er würde sich freuen, wenn sie ihn herbitten würden. Wollen Sie es tun, Pieter Calisch?"

Und Pieter ging tatsächlich an den Apparat und bat seinen Gegner nach Trianon.

So groß war die Macht der schönen Frau auf ihn und so groß die Ergebenheit, die er ihr gegenüber empfand.

* * *

Wie diese Mokkastunde in diesem elegantesten Kaffee von Amsterdam angeregt und harmonisch verlief, so auch Leods Abendgesellschaft, zu der die Geladenen der Hausfrau wegen gern und mit einer gewissen Neugierde gekommen waren.

Man hatte eine kleine Enttäuschung erwartet und erlebte eine angenehme Ueberraschung. Es gab nur ein Wort des Lobes über Trautes vornehme Bewirtung, ihre Bescheidenheit und die rührende Verlegenheit, mit der sie jeden Dank ablehnte.

Und dieses Lob war ernst gemeint und aufrichtig.

„Wie zu Hause, wenn es Sonntag ist und die Sonne scheint," hatte der Oberst van der Schild gesagt und seine Gattin hatte ihm zugestimmt: „Wir müssen noch umlernen, Theo, Frau Mac Leod hat einen ganz neuen Stil geschaffen."

„Sie haben recht, Frau Oberst," pflichtete ihr Lena de Jong bei, „muß da so ein kleines — nein, das wäre falsch, klein ist sie ja nicht — so ein junges Frauchen kommen, die von der Schule in die Ehe hüpft, couragiert, wie eine richtige Offiziersfrau und muß uns den Zauber des Behaglichen erst lehren."

Und Aalst schalt ein: „Sie müssen sich doch wie der liebe Gott fühlen, Leod?"

„Herrschaften — Sie machen meine Gattin eitel," antwortete Mac. „Wenn Sie noch lange von ihr reden, löst sie sich in Wehmut auf und fängt an zu weinen."

Und wahrhaftig, Traute sagte mit zitternder Stimme und umflorten Augen: „Ich bin ja schon nahe daran."

Da konnte sich der alte prächtige Oberst nicht enthalten, seinen Arm um ihre Schultern zu legen.

Die Anwesenden starrten ihn ob dieser Dreistigkeit verwundert und befremdet an, aber er ließ sich nicht stören.

„Ja, guckt nur ihr Neidlinge," polterte er los. „Das ist der Vorzug des Alters, daß es so etwas darf. Ich könnte ja ihr Großvater sein" — und er rüttelte sie zart — „was soll denn das werden, meine verehrte Frau Leod, wenn wir in vier Wochen nach dem Haag fahren? Dort werden die Komplimente aus großen Kanonen nach Ihnen geschossen werden. Bestimmt, Verehrteste! — Sie haben nämlich auf der Liste ein rotes Kreuzchen."

„Ich verstehe nicht, Herr Oberst," antwortete Traute.

„Ach ja, richtig," rief der Alte, „Sie können ja noch gar nicht wissen, was da eigentlich gespielt wird. Also hören Sie," — und er wendete sich an alle — „das Hofmarschallamt hat die Einladungslisten eingereicht. Großer Empfang bei Ihrer Majestät der Königin-Witwe am 15. Juni. Ich kann vertraulich die gewiß angenehme Mitteilung machen, daß alle Anwesenden mit Einladungen beehrt werden. Leod und Gattin haben das bekannte rote Kreuzchen. Das heißt, gnädige Frau, die Königin legt besonderen Wert auf Ihr Erscheinen. Sie werden infolgedessen in diesen Tagen noch hohen Besuch zu erwarten haben, der diese Einladung persönlich überbringt, um sich zu vergewissern, ob Sie kommen oder nicht."

„Muß man da hingehen, Herr Oberst?" fragte Traute allen Ernstes und löste schallende Heiterkeit aus.

„Man muß natürlich nicht," sagte der Oberst, „aber man

geht. Es ist doch immerhin Ihre Majestät, die Ihr Erscheinen erwartet."

„Ach ja," seufzte Traute, „Ihre Majestät." Und es war ihr gar nicht recht, daß sie in diesem Zustande Parade stehen sollte.

* * *

Der alte Oberst hatte richtig vorausgesagt: Im Haag wurde Traute tatsächlich mit Komplimenten überschüttet. Sie erregte berechtigtes Aufsehen.

Die Prominenten Hollands waren geladen und das Diplomatische Korps war fast vollzählig vertreten. Auch die reichen Exoten aus Hollands asiatischen Kolonien, die sich im Haag niedergelassen hatten, waren zugegen. Menschen der allverschiedensten Rassen standen plaudernd in Gruppen zusammen.

Man sah den kleinen, gelbhäutigen Gesandten von Japan und den langen, hageren von Großbritannien, man sah den Prinzen von Djokjakarta und den Sultan von Madassa, man sah den Generaldirektor der Deli-Maatschappij und den Bankier Rosenfeld, man sah den Glühlampenphilip aus Eindhoven und den Bürgermeister von Rotterdam. Man sah die allerverschiedensten Leute, aber doch nur solche, die entschiedene Bedeutung im öffentlichen Leben der Niederlande besaßen.

Diesen nur war es vergönnt, sich in der Gnade Ihrer Majestät zu sonnen.

Es war ein buntes Bild von Farben und Menschen, das sich den trunkenen Augen bot.

Silber- und goldbestickte und -bordierte Uniformen wechselten mit nüchternen Fracks und großen Toiletten von märchenhafter Pracht. Brillanten, Rubine, Smaragde und andere Kleinodien von kaum vorstellbarer Kostbarkeit blitzten und

flimmerten im Strahlenglanz der Lüster. Und dem Ganzen gab der vornehme Reichtum des Saales das dekorative Relief.

Die Intimen aus Amsterdam hielten sich abseits des allgemeinen Trubels. Am bekanntesten von ihnen war der Oberst van der Schild und Mac Leod. Wer ihnen sonst nur im Vorbeigehen zugenickt und kurz die Hand gedrückt hätte, der verweilte heute länger, um der braunen Schönen vorgestellt zu werden, die mit ihnen war.

Man fing schon zu tuscheln an: „Das ist sie — die Frau des Hauptmanns Mac Leod, dort, die schlanke Braune, deren Bild „Het Leven" und die „World's Pictorial News" als die schönste Frau Hollands brachten," da stieß der goldene Stab des Oberzeremonienmeisters dreimal das Parkett und seine schallende Stimme rief: „Ihre Majestät — die Königin-Witwe."

Wie abgerissen waren die Gespräche. Grabesstille herrschte im Saal.

Traute drückte Macs Hand. Sie fieberte. „Ich habe Bange," flüsterte sie ihm zu.

„Unsinn, die beißt nicht," wisperte er und Traute kniff ihn in den Arm.

Eine große korpulente Dame, begleitet von einer Schar nicht minder stattlicher Frauen und uniformierter Herren betrat den Saal. Vor ihnen öffnete sich eine Gasse, die sich hinter ihnen schloß.

„Welches ist die Königin," fragte Traute wieder.

„Die voranschreitet," erklärte Mac. „Jetzt redet sie den General Alsen an. — Der Herr, der hinter ihr steht, ist der Ministerpräsident Roell van Houten und der Schlanke mit dem finsteren Gesicht rechts vom General ist der frühere Minister Tienhoven-Tak. Der untersetzte Herr mit den vielen

Orden ist mein oberster Vorgesetzter, der Kriegsminister Seyffardt."

„Und wer ist der Herr im Frack, mit dem die Königin jetzt redet?"

„Das ist der Schriftsteller Louis Couperus, der deinen Lieblingsroman geschrieben hat."

„Extaze?"

„Ja."

„Oh," sagte Traute enttäuscht, „den hab ich mir ebenso anders vorgestellt, wie die Königin."

„Sieh, jetzt spricht Majestät mit dem Physiker van der Wals, einer ganz großen Leuchte der Wissenschaft."

„Und jetzt halten Sie gefälligst den Schnabel, Leod," raunte der Oberst van der Schild, der neben ihm stand, „Majestät wird gleich hier sein."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Da schritt auch schon die Königin-Witwe auf den Oberst van der Schild zu und sah gleichzeitig die Nächststehenden an. Sie bemerkte de Jongs und Aalsts, die öfter schon die Ehre gehabt hatten, unter den Bevorzugten gewesen zu sein und sagte, ihnen die Hand reichend:

„Ich glaube, die Herrschaften haben sich heute städte- und provinzweise zusammengefunden. Man will mir die Begrüßung leicht machen. Recht so! — Mögen Sie sich wohl fühlen im Haag."

Und zu Frau van der Schild sagte sie: „Wird Ihnen nicht Angst um Ihren Gatten? Unser Oberst wird immer jünger. — Macht das nun die Amsterdamer Luft oder der königliche Dienst?"

„Der Dienst, Majestät."

„Um so schmeichelhafter für uns, Frau Oberst! — Man

hört es gern, wenn Männer im Dienste der Frauen jung bleiben."

Die Königin wendete sich zum Gehen.

„Majestät — Hauptmann Mac Leod und Gattin," flüsterte der Hofmarschall.

Und jetzt sah sie das junge Ehepaar.

„Sie erkenne ich wieder, Herr Hauptmann — oder irre ich mich," sagte sie. „Haben Sie nicht Dienst bei mir getan, als ich in Amsterdam war?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Sie haben den Kopf, den man im Gedächtnis behält, aber" — und sie sah Traute an — „Ihre Gattin hat den Kopf, den man nie vergißt. — Sind Sie Ausländerin, Frau Hauptmann?"

„Nein, Majestät, ich bin eine Friesin."

„Ist doch nicht möglich!"

„Ich bin in Leeuwarden geboren, Majestät."

„Und Ihre Eltern?"

„Sind ebenfalls Holländer."

„Was ist Ihr Herr Vater?"

„Er war Bürgermeister, jetzt ist er Kaufmann, Majestät."

„Ich frage sehr indiskret, nicht wahr, Frau Mac Leod. Aber es will mir nicht in den Kopf, daß Sie eine Landsmännin sein sollen. Wenn Sie es mir nicht versichert hätten, würde ich Sie für eine Inderin oder Javanerin halten. Sehen Sie — dort steht der Prinz von Djokjakarta. Ihr Haar ist schwärzer noch wie seines, ihre Haut dunkler und Ihre Augen — — —"

Sie brach ab und sah Leod, dessen zweifelhafter Ruhm als Don Juan in ganz Holland bekannt war, groß an.

„Halten Sie die schönste Frau Hollands in Ehren, Herr Hauptmann," sagte sie und ging weiter.

Dieses verhältnismäßig sehr lange Gespräch hatte Aufsehen erregt. Die Königin pflegte es sonst kurz zu machen. Auch den Hieb, den Leod bekommen hatte, nahm man gebührend zur Kenntnis. Man ergriff jede Gelegenheit, sich Traute vorstellen zu lassen. Sie war umringt von allen möglichen Menschen und verstand von dem allen, was man ihr sagte, nichts, weil man ihr zuviel sagte.

Mac hatte sich verloren. Ihre Augen suchten Pieter, der in ihrer Nähe stand und ihr zunickte. Er sprach mit dem Generaldirektor der Deli-Maatschappij über Tabakbau auf Sumatra. Dort unten berührten sich beider Interessen. Auch die Calischs besaßen auf Sumatra große Pflanzungen.

Als Pieter Trautes bittende Augen wieder auf sich gerichtet sah, ließ er den Generaldirektor stehen und trat zu ihr.

„Haben Sie meinen Mann nicht gesehen?" fragte Traute, „er ist verschwunden. Leisten Sie mir Gesellschaft. Die vielen fremden Menschen beängstigen mich."

„Zu gütig, gnädige Frau," antwortete Calisch, „aber da sehe ich Ihren Gatten schon. Das Glück ist immer kurz für mich. Er bringt Besuch mit."

Traute bemerkte ihn jetzt auch. Er führte ihr die Tante Baronin Sweerts van den Landes zu, die in Arnheim an den Bankier Goedvriend verheiratet war.

„Jetzt bleiben Sie hier, Pieter Calisch," sagte Traute zu diesem. „Ich bitte darum. Die Tante spricht viel. Ich mag sie nicht sehr leiden. Jetzt wird sie mit mir reden dürfen. Adel und Reichtum verbieten es nicht mehr, seitdem mich eine Majestät einiger Worte würdigte. Bisher mochte sie nicht viel von mir wissen."

Sie konnte Pieter keine weiteren Erklärungen mehr geben, denn die beiden waren zur Stelle.

Mac verneigte sich vor der Baronin, als er seiner Kavaliers-pflicht ledig war und die Dame sprudelte los:

„Nein, wie ich mich freue, Kindchen, dich wiederzusehen und gerade hier. Man darf ja stolz auf dich sein. Du wirst ja wie eine Königin gefeiert."

„Wenn dem nicht so wäre, Tante Baronin, wäre mir behag-licher," antwortete Traute und setzte mit einer entsprechenden Handbewegung hinzu: „Gestatte gütigst, daß ich bekannt mache: Herr Calisch aus Amsterdam — meine Tante, Frau Baronin Sweerts van den Landes aus Arnheim."

Da Calisch eine tadellose Verbeugung und zudem eine gute Figur machte, beehrte sie ihn mit einem Kopfnicken und zog ihn sofort ins Gespräch.

„Was sagen Sie zu dieser unklugen Frau, Mijnheer? Tausende wären glücklich an ihrer Stelle und sie beklagt sich."

„Gnädigste Frau Baronin, das kann ich verstehen. Frau Mac Leod würde sich wahrscheinlich in — — Ihrer Gesell-schaft und der noch einiger wahrhaft vornehmer Menschen wohler fühlen als in diesem — — —. Frau Baronin wissen schon, was ich sagen will."

„Aber ich bitte Sie, das kann sie doch haben. — Sehen Sie doch nach, lieber Herr Calisch, ob nicht im Blauen Saale — dort nebenan — ein Tisch frei ist. Ich glaube sicher. Da können wir ungestört plaudern."

Calisch ging.

„Und Sie, lieber Leod," wendete sie sich an diesen, „bitten Sie den Prinzen von Djokjakarta in meinem Namen zu uns und bringen Sie mit, wen Sie sonst noch wollen."

Und auch Leod ging.

So dirigierte die Baronin Sweerts van den Landes eine illustre Gesellschaft in einer behaglichen Ecke des Blauen Saales zusammen und als man in später Stunde voneinander Abschied nahm, hatte man sich köstlich unterhalten und zu den alten neue Freunde gewonnen in allen Gauen Hollands und seiner Kolonien.

7.

Es war Herbst geworden.

Mac hatte die Worte der Königin-Regentin lange vergessen, ja er hatte sogar die Frau vergessen, um derentwillen jene Worte gesagt worden waren. Er war wieder im Banne seiner alten Passionen und ließ sich von Leidenschaften beherrschen und beugen. Außer dem wenigen Dienst füllten Weiber, Spiel und Trunk seine Tage.

Bei Traute hatten sich jene Beschwerden eingestellt, von denen die werdende Mutter nie verschont bleibt und die Rücksichtnahme, Güte und stilles Bescheiden verlangen.

Diese Tugenden aber gingen dem Gatten ab. Es kam vor, daß er ganze Nächte fortblieb. Um Traute bekümmerte er sich kaum. Sie mußte ihr Leid und ihre Beschwerden ohne Beistand tragen.

Und dann kam der Tag, der im Leben der Frau der schwerste ist.

Mac war wieder nicht zu Hause gewesen. Traute telephonierte nach ihm überall hin, wo sie ihn zu finden glaubte.

Vergebens!

Und in Schmerzen und Angst verrann Stunde auf Stunde.

Da rief sie Pieter Calisch an.

„Wissen Sie nicht, wo mein Mann ist?"

„Nein, gnädige Frau."

„O Gott!"

„Was ist denn, gnädige Frau? Sind Sie krank?"

„In großer Not bin ich, Calisch. — Sie wissen doch! — Und bin allein."

Calisch war, als ob ihm das Herz zerspringen sollte. Er wußte im ersten Augenblick keinen Rat, dann aber riß er sich doch zusammen.

„Ich schicke Ihnen meine Schwester, gnädige Frau. — Aber nein, die kann Ihnen ja auch nicht helfen. — Hören Sie, ich rufe Dr. Reyher an. Der ist Spezialist und schicke sofort ein Auto, das Sie zu ihm bringt. Dort sind Sie gut aufgehoben und können Ihrer schweren Stunde unbesorgt entgegensehen. Inzwischen suche ich Ihren Gatten zu erreichen."

„Nein, lassen Sie das, Pieter Calisch. Er hat sich in letzter Zeit wenig um mich gekümmert. Wenn er sich nach Hause findet, liegt eine kurze Benachrichtigung für ihn bereit. Er ist nicht für große Umstände. Aber für einen Anruf bei Doktor Reyher und einen Wagen bin ich Ihnen dankbar."

„Gar keine Ursache. Von Herzen alles nur denkbar Gute. — Auf Wiedersehen, liebe gnädige Frau."

* * *

Das war am Nachmittag gewesen und während Calisch die halbe Nacht nach Leod suchte, lag Traute in der Privatklinik Dr. Reyhers und war ihrer Schmerzen ledig.

Sie hielt ein winziges Etwas im Arm und dieses kleine weinende Menschenkind war ein Knäblein.

Eine Schwester stand an ihrem Lager und streichelte ihr zart über das nachtschwarze, glattgescheitelte Haar.

„Der liebe Gott hat es gut mit Ihnen gemeint," sagte sie, „schon das erste Kindchen ein Jungchen. — Wie wird denn das Büble heißen?"

„Normann," antwortete Traute und drückte das kleine Menschlein zärtlich an sich.

Mit doppelter Liebe tat sie das und mit dreifacher Hoffnung. Es war ihr Kind und das ihres Mannes und es war das Kind das binden sollte, was sich lockerte und halten, was entzweizugehen drohte — — eine Ehe, die kaum ein halbes Jahr alt war.

Und dieses kleinen Wesens, das da in Mutters Armen ruhte und die Fäustchen am Mäulchen hatte, harrte von seiner ersten Lebensstunde an schon eine schwere Aufgabe. Durch sein bloßes Dasein schon sollte es Leidenschaften bannen und Laster auslöschen und einen Verirrten heimführen an die Herzen der Seinen.

Pieter Calisch war wie ein halb wahnsinniger in Amsterdam herumgejagt, Mac Leod zu suchen. Alle Restaurants war er abgegangen und von jedem aus hatte er Dr. Reyher angerufen. Und immer wieder hatte er die gleiche Antwort erhalten: „Nichts!"

Die Ungewißheit machte ihn kopflos.

Was wühlte in ihm?

War es die Angst um Traute? War es das Nichtfinden Leods? War es beides? —

Er wußte es selbst nicht.

Endlich — als er gegen sieben Uhr abends von der Port von Cleve zum achten Male die Klinik anrief und die Antwort bekam: „Alles überstanden!" — wußte er, was ihm Traute bedeutete.

Sie war ihm mehr als sein Leben.

Kaum brachte er die Frage heraus: „Wie geht es Frau Hauptmann?"

„Den Umständen nach unberufen gut," antwortete Dr. Reyher.

„Und dem Kindchen? Was ist es denn?"

„Ein Junge! Scheint mächtig Appetit zu haben, hat sich am Händchen schon eine Blase gesogen. Gerät wahrscheinlich dem Vater nach."

„Davor behüte ihn Gott!"

„Haben recht, Calisch. War ein dummer Scherz von mir. — Alsdann — Wiedersehen, mein Lieber."

„Wiedersehen, Doktor und — pflegen Sie sie gut."

Da konnte sich Reyher nicht enthalten zurückzurufen: „Sitzt es denn so tief, Calisch?"

„Ihnen gegenüber — ja! Es hat mich gepackt, als ob mich Krallen hielten."

„Dagegen kann man nichts machen," sagte der Arzt. „Die Liebe ist eine Krankheit. Keine leichte! Bestimmt nicht! — Luftveränderung, Arbeit und Ablenkung sollen Medizin sein. Aber nicht immer zuverlässige. Versuchen Sie es mit Indien oder Sumatra — vielleicht hilft es. Aber versuchen Sie es unter allen Umständen. Es ist da ja doch ein Kindchen da, Calisch. Nicht wahr, Sie verstehen?"

„Wir reden noch darüber, Doktor. — Sie untersuchen doch auf Tropentauglichkeit?"

„Sonst nicht, aber Ihnen gegenüber würde ich eine Ausnahme machen."

„Wenn es sein muß, nehme ich Sie beim Wort."

„Tun Sie es, Calisch. Es wird gern geschehen."

Mit zitternden Händen hing Calisch den Hörer an. Dann mußte er sich einen Augenblick an die Wand der Zelle lehnen, um nicht zusammenzuknicken.

„Liebe ist Krankheit," hatte der Doktor gesagt und Pieter fühlte, daß dem so war. Reyher hatte recht. Er war ein kluger Mann und ein wertvoller obendrein. Versuchen Sie

es mit Indien, das war ernst gemeint. Und gut gemeint war der Hinweis auf das Kindchen.

Es half alles nichts, die Zähne mußten zusammengebissen werden und das Herz erschlagen.

Sie war die Frau eines anderen und — du sollst nicht begehren eines anderen Weib.

Eines anderen Weib?

Ja — aber — wenn sie — nicht mehr — eines anderen Weib war? Dann — —

Und Pieter kam ein böser Gedanke.

Er faßte sich nach der Stirn, er preßte die Schläfe mit beiden Händen, als ob er den Kopf zerdrücken wollte — — der Gedanke blieb.

Er schloß die Augen und torkelte aus der Zelle — — der Gedanke mit ihm!

Er ging schwankend die Treppe hinab, wie im Traume, tastend nach dem Ausgange — — — und der Gedanke huschte vor ihm her.

Auf dem Voorburgwal umfing ihn feuchtkühle Abendluft, Menschen drängten und stießen — — — den Gedanken zertrat keiner.

Wie ein Schatten wankte er durch die Gassen, in jede Kneipe warf er einen Blick, den anderen fand er nicht — und der Gedanke ging mit ihm.

Was er auch tat, er wurde ihn nicht mehr los.

„Wenn du ihn reizest," das jagte zum hundertsten Male durch sein Hirn, „wenn du ihm sagst, was niemand verträgt: wenn du ihm die Wahrheit ins Gesicht schreist, wenn du ihn nennst, was er ist! — Er müßte sich wehren. Er ist Offizier. Er müßte sich schießen. Müßte es!! — Zwar ist das vabanque gespielt. Es kann auch dich treffen. — — Kann — muß aber

nicht. Kommt ja nur auf kaltes Blut an und das hast du. Hat sich genugsam bewährt: auf Jagden im Dschungel, unter Wilden, auf dem Meere! Nur das faustgroße Herz treffen, weiter nichts, dann — dann ist sie frei!"

Da trat er — gegen Mitternacht schon — bei Krasnapolsky ein.

Unsinn, dachte er, er wird doch nicht hier, in diesem großen belebtesten Lokale — — —! Aber immerhin — — —!

Er wollte nichts unversucht lassen und schritt dem Saale zu.

Eine Kapelle spielte. Ein Nigger bediente das Schlagzeug. Menschen lachten. Die riesigen Wandspiegel warfen das Licht der ebenso riesigen Leuchter blendend zurück. Die Palmen, die in mächtigen Kübeln zu Dutzenden in diesem Raume standen, schufen trauliche Plätzchen.

Es war ein Menschenmeer in diesem Raume.

Da sah Calisch in einem der Spiegel Mac Leods lachendes Gesicht.

Mit einem Ruck wendete er sich um.

Da drüben saß er, ein Mädchen hatte er bei sich. Sie tranken Sekt.

Calisch trat zu ihnen, ohne Gruß, nicht einmal den Hut nahm er ab.

„Ich suche Sie," sagte er.

„Das ist nett von Ihnen," antwortete der andere. „Wenn Sie mittun wollen — bitte! Meine Freundin hat bestimmt nichts dagegen."

„Ich komme von Ihrer Frau."

„Recht so! Wollen mich heimholen, was? — Ich war gestern und heute noch nicht zu Hause. Hatte in Scheveningen und im Haag zu tun."

„Zu spielen," sagte Calisch.

„Auch," bestätigte Leod. „Wie geht's übrigens meiner Frau?"

„Sie liegt in Reyhers Privatklinik."

„Waaaas? — Wo liegt sie?"

„In Reyhers Privatklinik."

„Na — und?!"

„Hat einen Sohn geboren."

Einen Augenblick saß Leod mit finsterem Gesicht nachdenkend da, dann hellten sich seine Züge auf und endlich lachte er laut auf. Und unter Lachen sagte er: „Das nenne ich Glück haben! — Gott sei Dank, daß die ekelhafte Geschichte vorbei ist. Frauen in solchen Verhältnissen sind mir ein Greuel."

Calisch war, als ob ihm ein Schlag versetzt worden sei. Soviel Gefühlsroheit hatte er nicht erwartet. Auch vor dem Häßlichen kann man staunend stehen.

Seine Augen bohrten sich in die Leods. Das grünliche Licht war wieder in ihnen. Seine Lippen zischten die Worte heraus:

„Jetzt sind Sie geohrfeigt worden, Sie Schweinekerl! Rechts und links geohrfeigt von mir. — Ich hoffe, daß Sie das ad notam nehmen und mich zu finden wissen!"

Er wendete sich ab und ging hinaus.

* * *

Wenn Pieter geglaubt hatte, Leod würde von sich hören lassen, so hatte er sich ebenso geirrt wie Traute, die durch die Geburt des Kindchens eine Besserung seines Verhältnisses zu ihr erhoffte.

Das Gegenteil trat ein. Während der zehn Tage, die sie in der Privatklinik Reyhers zubringen mußte, hatte er sich

dreimal sehen lassen. Nun sie wieder zu Hause war, kam er in der Woche auch nicht öfter und wenn er kam, war er angetrunken, schimpfte und fluchte. Er wußte nicht die leiseste Rücksicht zu nehmen, weder auf Frau , noch auf Kind. Der kleine Normann störte und behinderte ihn und deshalb sah er ihn mit grämlichen Augen an, wenn er ihn überhaupt ansah. Ein wärmeres Gefühl brachte er dem kleinen Wesen nicht entgegen.

Und er war doch sein eigen Fleisch und Blut.

Traute mied ihn, wo sie konnte. Ihr Empfinden für ihn war abgekühlt. Sie sah wohl noch den schönen Mann in ihm, aber sie sah doch auch noch anderes. Sie erkannte, was ihn einst zu ihr gezogen und — — — schämte sich. Sie mußte ja sehen, daß von jenem Empfinden nicht mehr viel übrig war.

Wo aber lebt die Frau, die einen Mann, der der Vater ihres Kindes ist, ganz fallen läßt?

Und doch kam auch dieser Tag, wo sie das mußte.

Trunken torkelte Leod eines Nachts ins Zimmer. Er sah verwahrlost aus. Das erstemal stimmte sein Aeußeres mit seinem Inneren überein und bot ein erschreckendes Bild.

Mit heiserer Stimme herrschte er Traute an: „Ich brauche Geld! Dringend! Morgen! Bis Mittag! Hab' eine Ehrenschuld zu bezahlen."

„Das bin ich gewöhnt," antwortete sie, „es kümmert mich nicht mehr."

„So — es kümmert dich nicht mehr? Ei, sieh doch an. — Wird dich aber kümmern müssen, verstehst du mich, mein Täubchen. Du wirst morgen zweitausend Gulden schaffen oder mit mir betteln gehen."

„Wir sind so wie so nicht mehr weit davon ab. Wenn wir es müssen, wirst du eine gute Figur machen."

Er stierte Traute an. Dann trat er ganz nahe vor sie hin.

„Rede kein Blech, du — — —! Die Sache ist ernst. Wenn die zweitausend Gulden bis morgen nicht da sind, gehst du fort von hier! Mir schnuppe wohin! Und den Kleinen nimmst du mit. Ich kann ihn nicht brauchen. Verstanden!" Er hob die Hand drohend gegen Traute. — „Hier wird ausgeräumt, schöne Frau," fuhr er fort, „leer gemacht, verkloppt! Zweitausend Gulden wird der Bettel wohl wert sein. — Also schlaf' dich aus, ein letztes Mal, in deiner Herrlichkeit, denn morgen — — ade."

Er winkte ihr ironisch zu und ging nach dem Schlafzimmer.

Traute war wie vor den Kopf geschlagen. Was war denn das nun wieder? War das Bluff oder war das Ernst.

Daß er zweitausend Gulden brauchte, war zweifellos. Er brauchte ja immer Geld und hatte es sich auch stets noch zu verschaffen gewußt. Von anderen, von Dritten!

Sollte das aus sein, nicht mehr möglich sein? Und sollte — — das, das Letzte sein?! Sollte sie gehen müssen — — blank und bloß — mit ihrem Jungchen in — — —.

Ja, wohin denn? — Auf die Gasse? Ins Asyl? In die Hölle zu Tante Frieda?

O, wenn doch der Vater dagewesen wäre! Er hätte raten können, wenn auch nicht helfen, denn Hilfe hatte er versagt, solange sie ihm einen Mac Leod vorzog. Und er hielt, was er sagte.

So elend und verlassen hatte sich noch keine Frau gefühlt wie Traute in dieser Nacht. Auch so mutlos und zerbrochen nicht. Ueberall war Grauen und nirgends eine stützende Hand.

Weinend knickte die Arme an der Wiege ihres Kindes zusammen.

* * *

So fand sie Leod am anderen Morgen eingeschlafen.

Er ließ sie liegen, wie sie lag, und kleidete sich an. Dann erst weckte er sie.

„Ich gehe zum Dienst. Steh' auf!"

Wie einen Fremden sah sie ihn an. Sie erhob sich müde und schwer, wankte nach dem Sofa und vergrub aufschluchzend den Kopf in den Armen.

„Laß das Heulen," sagte er barsch. „Die Dinge werden nicht besser davon. — Ich hoffe, daß du dir klar über dein ferneres Schicksal bist. Treff deine Dispositionen, für den Fall, daß du das Geld schaffen kannst."

Da fuhr Traute auf: „Das bin ich dir wert! Schickst du mich auf die Straße?! Du — du — — —"

„O nein, das lohnte sich nicht," antwortete er zynisch, „das tue ich nicht. Du hast ja Freunde, reiche Freunde! Sie verschmachten nach dir. Die werden dir helfen mit tausend Freuden. Zu denen geh'. Ich nenne dir einen, den tollsten von allen, den verranntesten und vernarrtesten, den Oberschafskopp Pieter Calisch. Der hilft — und tut dir nichts! Der bezahlt schon für einen lieben Blick aus deinen schönen Augen. Und wenn du ihm gar den Mund bietest, ist er wie jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben."

An der Tür wendete er sich noch einmal um.

„Also Geld, mein Kleinchen, nur Geld kann uns retten. Oder wir gehen beide! Du mit mir und ich mit dir. Los wirst du mich nicht, wie ich dich nicht loslasse."

Und schlug krachend die Tür ins Schloß.

* * *

Traute befand sich in einem Dämmerzustand. Es war dunkel in ihr geworden. Sie sah nicht mehr klar und was sie tat, geschah willenlos und ohne jede Anteilnahme.

Sie brachte den kleinen Normann zu einer Nachbarsfrau — für eine Stunde nur, dann kleidete sie sich an. Auch das tat sie automatenhaft. Sie öffnete das Fenster, rückte den Stuhl zurecht, der dort stand, verschloß Schränke und Türen, tat andere belanglose Dinge und wußte nicht, weshalb sie es tat.

Dann ging sie.

In ihrem Gedächtnis stand eines: Pieter Calisch. Und in ihrer Seele stand es auch.

Calisch bewohnte ein elegantes Junggesellenheim in einer der Straßen am Vondelpark.

Dorthin ging Traute.

Ihre kleinen Füße raschelten im Laub, das die Wege deckte. Im Taumelflug glitten die letzten gelben Blätter zur Erde. Spatzen und Amseln saßen mit aufgeplustertem Gefieder auf den kahlen Aesten. Sie froren, wie die, die an ihnen vorbeischritt.

Mit Glück im Herzen wirkt ein Herbsttag feierlich, mit Schmerzen im Herzen aber wie ein offenes Grab. „Warte nur — balde —," das will dem Bedrückten nicht aus dem Sinn.

Als Traute die im Holz geschnitzten Initialen P. C. unter dem Messingknopf der elektrischen Klingel sah, seufzte sie. Mechanisch ließ sie die Glocke anschlagen. Kaum hörbar klang der Schall an ihr Ohr.

Das wirkte angenehm wohltuend, weil es so wenig aufdringlich war.

Ein Diener öffnete. Er war diskret und lächelte nicht. Das pflegen sonst Diener zu tun, die ihren unverheirateten Herren Damen zu melden haben. Der war gut erzogen. Er war vornehm wie sein Herr.

„Ist Herr Calisch zu Hause?" fragte Traute.

„Jawohl — er frühstückt noch," antwortete der Diener.

„Das tut nichts. — Bitte, melden Sie mich ihm — Frau Hauptmann Mac Leod."

Der Diener klappte zusammen, dann verschwand er.

Nach Sekunden schon bat er Traute in den Salon und kaum noch hatte sie ihn betreten, da erschien Calisch auch schon.

Stumm sahen sich die beiden Menschen an. Dann fanden sich ihre Hände. Eine Träne stahl sich über Trautes Wange.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau," sagte Calisch in seiner gewinnenden und vertrauenerweckenden Art. „Unglück zu Hause? Es geht doch dem Jungen nicht schlecht?"

„Nein. — Er ist gesund."

Er sah, wie Traute befangen war und fühlte das leise Zittern, das durch ihren Körper ging, in seiner Hand. Vorsichtig zog er ihren Arm durch den seinen und führte sie zu einem Sessel.

„Wollen Sie sich nicht setzen, gnädige Frau? Es spricht sich besser, wenn man dem Körper nicht Gewalt anzutun braucht."

„Sie sind gütig, Pieter Calisch, wie immer," sagte Traute und ließ sich willenlos von ihm führen.

Er drückte sie behutsam in die weichen Polster eines Lederfauteuils und nahm dann ihr gegenüber Platz.

„So," sagte er, „und nun, gnädige Frau, begegnen Sie mir, bitte, mit restlosem Vertrauen."

„Tät ich das nicht, wär ich nicht hier," antwortete sie leise und sah ihn mit ihren zaubervollen tiefen Augen schweigend an.

So hätte Pieter stundenlang sitzen mögen, in ihren Anblick versunken und losgelöst von jeder Umwelt.

Endlich begann Traute wieder: „Ich muß Ihnen Schmerz bereiten, Pieter Calisch," sagte sie kaum hörbar und drückte die gefalteten Hände gegen die Brust. „Mir auch, Pieter. Den größten Schmerz mir selbst. Ich kann es nicht wenden. Ich muß!"

Pieter wurde unruhig. „Sie sind geheimnisvoll, gnädige Frau und so — eigen. Was ist? Reden Sie rückhaltslos. Bitte!"

Und da sie schwieg, fragte er: „Brauchen Sie meinen Rat, gnädige Frau?"

„Nein — Ihr Geld!"

Das war wie ein Schrei.

Pieter zuckte zusammen und da sie erklären wollte, wehrte er ab: „Ich weiß alles, gnädige Frau. Bitte lassen Sie es. — Wieviel muß es sein?"

„Zweitausend Gulden."

Er ging zum Schreibtisch und kam mit den Scheinen zurück.

„Bitte nehmen Sie, gnädige Frau."

Traute tat es, und unter Weinen sagte sie: „Ich kann Ihnen nicht danken, Pieter, ich kann es nicht. Für dieses Geld nicht. Ich käme mir vor wie eine Dirne."

„Ich weiß doch, für wen es geschieht und unter welchem Zwange es geschieht," tröstete er sie, „nur daß es geschehen mußte, das schmerzt mich."

„Ich verstehe Sie, Pieter Calisch. O, so gut verstehe ich Sie."

Sie schwieg und sah zu Boden. Als ob sie nachdenke, sah das aus. Dann hob sie ihr schmerzdurchwehtes Antlitz zu ihm auf und tonlos kamen die Worte von den zitternden Lippen:

„Nun können wir uns wohl nicht mehr wiedersehen, Pieter. Nun müssen wir uns — meiden. Nicht nur für kurze Zeit —

für immer. Und was so schön war zwischen uns, das ist dahin."

Er wollte antworten, aber sie legte ihm zwingend die Hände auf die Schultern und blickte ihn aus ihren Augen groß und wissend an.

„Sprich nichts, Pieter und beschönige nichts," sagte sie, „ich tue es auch nicht. Eine Frau, die — betteln geht, die bittend zu dem Manne kommt, der — sie — liebt, nein, Pieter, die kannst du ehren nur noch dadurch, daß du sie — vergißt."

„Traute — liebe Traute!"

„Sei still — mein Freund. Du warst mir viel und nur zu dir habe ich diesen Weg gehen können. — Nun gehe ich den grauen Tag zurück. — Es war ein kurzes Leuchten nur auf meinem Wege. Ein leises — liebes — wundersames Klingen aber wird immerdar in meinem Herzen sein."

Damit war sie gegangen.

Als sich hinter Pieters Glück die Türe schloß, brach er mitten im Zimmer lautlos zusammen.

8.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages stattete Pieter Calisch, der stundenlang mit sich gerungen und endlich zu einem Entschlusse gekommen war, seinen Eltern einen Besuch ab.

„Ja, Junge, wie siehst du denn aus," rief ihm die Mutter entgegen, „wie aus dem Grab gestiegen."

Pieter sah sie an, schmerzlich lächelnd, dann nahm er sie um die Schultern.

„Komm, Muttchen," sagte er, „ich will kein Geheimnis vor dir haben," und führte sie nach dem Musikzimmer. „Zum Beichten bin ich nicht geschaffen. Ich muß dir schon ein Lied singen, damit du hinter den Schleier sehen kannst. Scheinbar

hat es Herr Heinrich Heine direkt auf deinen Jungen gedichtet."

Und Pieter setzte sich an den Flügel, tat die beiden einleitenden Akkorde und sang:

Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm
Und ist so blaß wie Kreide.
Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut
Und blitzen im Hochzeitsgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und geht im Werktagskleide.
Der Peter spricht leise vor sich hin
Und schauet betrübt auf die beide:
„Ach, wenn ich nicht gar vernünftig wär,
Ich täte mir was zuleide."

„Um Gotteswillen, Junge," rief Frau Calisch. „Verliebt und nicht erhört! — Du mein Junge, o du Armer."

„Ich bin noch nicht fertig, Muttchen — höre weiter," und er sang den dritten Teil dieses Liedes:

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblaß und scheu.
Es bleiben fast, wie sie ihn seh'n,
Die Leute auf der Straßen steh'n.
Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der steigt erst in das Grab hinein.
Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag
Und schlafen bis zum jüngsten Tag.

Er klappte den Flügel zu, stand einen Augenblick ratlos, dann sagte er: „So, Mamali — nun muß ich dich und den Vater sprechen. Wo ist er?"

„In seinem Zimmer. Wir wollen zu ihm gehen, Pieter."

„Gern, Mutter."

Er bot ihr den Arm und führte sie hinaus.

Der Vater war überrascht, seinen Aeltesten zu sehen, der sich durch den Diener hatte entschuldigen lassen müssen, weil es ihm unmöglich gewesen war, zu arbeiten.

„Na, wieder auf den Beinen," begrüßte ihn der Alte. „Uebernommen — was? Bißchen zu viel geschuftet! Oder gekneipt? Was war es von beiden?"

„Das erstere, Vater. — Ich kneipe nicht — oder nur dann, wenn ich einen anderen Zweck als den des bloßen Trinkens dabei verfolge."

„Und könnte das gestern nicht der Fall gewesen sein?"

„Nein — es war die Arbeit, die mich mal ausspannen ließ."

„Umso besser."

„Ich habe nämlich meine Studien über das Pflanzungswesen auf Sumatra zu einem gewissen Abschluß zu bringen geglaubt und bin nun so weit, daß ich an praktische Erprobung denken könnte."

„Erlaube mal," antwortete der Alte, „dazu wollen wir uns setzen. — Was willst du trinken? Eine Rede über die Tropen macht Durst."

„Wenn es sein muß: irgend etwas von Wijnand Focking oder einen Curacao."

„Kannst du haben! Sogar den richtigen von Wildeman."

Nachdem er das Gewünschte dem Likörschränkchen entnommen und vor Pieter aufgebaut hatte, setzte er sich behag-

lich in eine Sofaecke und lud seinen Aeltesten mit einer Handbewegung zum Weiterreden ein.

Und Pieter begann:

„Um Mama nicht mit kaufmännischen Dingen zu langweilen, will ich es kurz machen. Wir sollten es der Deli-Maatschappij gleichtun und nicht nur Tabak bauen, sondern auch Reis und Gummi. Beijlveld" — so hieß der Leiter der Calischschen Pflanzungen — „braucht dazu natürlich eine Hilfe und die möchte ich sein."

„Hm," machte der Seniorchef der Firma Calisch u. Co., lehnte sich in seine Ecke zurück, kniff das linke Auge zu und sagte: „Alles wegen dem Gummi — — —"

„Und wegen des Reises — natürlich!" antwortete Pieter.

Da klopfte ihn der Vater gemütlich auf die Schulter und bemerkte nicht ohne Humor:

„Um die klebrige Geschichte da unten einzurichten, gibt's keine jüngeren?"

„Sicher, die gibt es."

„Na also! — Ich kann mich nämlich noch ganz deutlich der Worte erinnern, die du deiner Mutter und mir sagtest, als du vor anderthalb Jahren, wie du dich vielleicht noch entsinnst, malariakrank aus Indien heimkamst. — Weißt du sie noch, Olga?"

Die Gattin nickte.

„Dann sag sie ihm bitte."

„Nun aber ein für alle Male und endgültig Schluß mit Uebersee! — Ja, Pieter, das hast du uns versprochen," sagte die alte Dame und streichelte des Jungen Hand. „Du bist doch auch schon fünfunddreißig. Da treibt man sich doch nicht mehr in den Kolonien herum, wenn man nicht unbedingt muß."

„Sehr richtig," bekräftigte der Vater. „Wir leben auch ohne Reis und Gummi. Soll die Deli-Gesellschaft etwas voraushaben.

„Das schon, Vater — aber wir Jungen wollen nicht nur Nutznießer sein. Wir wollen uns auch schöpferisch betätigen und wollen weiterbauen."

„Papperlapapp," fiel der Alte ein, „mal hübsch langsam mit den jungen Pferden. Schöpferisch betätigen — sehr schön! — Ich will dir aber aus meiner Erfahrung etwas mitteilen, etwas sehr Wichtiges sogar, was du unbeschlafen glauben kannst: Das Erhalten, mein Junge, ist viel nötiger als das Auf- und Weiterbauen. Die Privatunternehmungen können und sollen über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Wir sind an dieser Grenze, wo wir Halt zu machen haben. Da noch weiterbauen wollen ist Unfug. Wir sind keine Venootschap und keine Société anonyme, wir sind eine offene Handelsgesellschaft und riskieren unser eigenes Geld, nicht das fremder Leute. Jede Ohrfeide, die Calisch u. Co. kriegen, kriegt ihr nämlich: die Mutter, du, Ellen, Hendrick, ja sogar das Dienstpersonal mit. — Und dann noch eins, mein lieber Pieter, ich bin jetzt fünfundsechzig Jahre alt und deine Mutter ist glücklich sechs Jahre jünger. Da haben wir uns — denke ich — genug geplagt."

Pieter saß wie auf Kohlen. Recht, tausendmal recht hatte der Vater und auch der Hinweis auf sein und der Mutter Alter war angebracht. Aber was half es! Es mußte sein — er mußte fort, wenigstens für einige Zeit.—

Er richtete sich auf, straff und entschlossen.

„Ein Jahr, Vater, muß es noch ohne mich gehen, dann will ich dich restlos entlasten. Ich bitte um wenigstens einen einjährigen Urlaub."

Da richtete sich auch der Vater auf, ebenso straff und entschlossen wie der Sohn und gab ihm Bescheid:

„Wenn ich zu etwas ja sagen soll — du kennst doch deinen Alten — dann muß ich klar sehen. Ganz klar! Also heraus mit dem wahren Grunde deines Ansinnens. Willst du — — etwas los werden?"

„Ja, Vater!"

„Schön, das läßt sich hören. Und was oder besser — — wen willst du los werden, wenn man fragen darf."

„Versprichst du mir Schweigen gegen jedermann?"

„Wenn ich es für notwendig halte — ja."

„In jedem Falle, Vater!"

„Nein! Ich bin noch nicht ganz von Gott verlassen, Junge. Vor allen stehen mir immer noch meine Kinder am nächsten. Ein ganzes Stück weiter unten kommen die anderen. Wer meinen Kindern weh tut, tut mir weh und wer nach ihnen schlägt, wird von mir geschlagen. Ich bin kein schlechter Christ, aber für das neutestamentliche „Liebet eure Feinde" kann ich mich nicht begeistern. Mir imponiert das alttestamentliche „Auge um Auge" weit mehr. — Ich bin noch einer von Anno dazumal, wo die Menschen in gesunden Ansichten erzogen wurden und sich bemühten, in diesen Ansichten ihr Leben weiterzuleben. Meine Moral ist noch nicht verbogen, mein Junge. Ich will nicht, daß die klugen Schlechten auf Kosten der guten Dummen triumphieren. Das hat auch unser Herr Jesus nicht gewollt. — Also: Schieß los, min Jong! Hinterher gebe ich dir auf deine Frage Ja oder Nein."

Und Pieter beichtete doch!

Alles beichtete er. Vom Haag fing er an, von Wiesbaden sprach er, erzählte von Normanns Geburt und seinem Zusammentreffen mit Mac Leod bei Krasnapolsky.

Und auch von Trautes Besuch.

Er ließ nichts aus und beschönigte nichts. Auch sein eigen Tun nicht.

„Und jeder Mensch an meiner Stelle," schloß er, „kann nicht anders handeln, wie ich es muß. Die Aermste ist von mir gegangen. Ich will euch sagen, mit welchen Worten: Nun müssen wir uns meiden, Pieter Calisch, nicht für kurze Zeit nur, nein, für immer. Eine Frau, die den Mann, der

sie liebt, um Geld angeht, können Sie nur noch dadurch ehren, daß Sie sie vergessen. — Das will ich versuchen, Vater, und deshalb wirst du mich gehen lassen."

Da schlug der Alte mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Dann brach er los und brauste hin wie ein Sturmwind:

„Und da soll ich Schweigen üben? Bist du von Sinnen, Junge? — Da soll ich Versprechungen geben? — Die Frau — ach was Frau — das verheiratete Mädchen von sechzehn Jahren in Ehren — aber diesen Gauner, diesen sogenannten Hauptmann, diesen Herrn aus Schottland — in den Kanal!"

Das schrie er fast.

Da brachte ihm das leise Weinen der Mutter die Ruhe wieder.

Weniger heftig fuhr er fort: „Da seht ihr, wo ihr hintreibt mit eurer Rücksichtnahme auf Aeußerlichkeiten, mit eurer Standeszusammengehörigkeit und wie ihr den Unfug sonst noch nennt. Ein Schweinekerl bleibt ein Schweinekerl im Arbeitskittel wie in der Uniform. Gezeichnet werden müssen diese Piraten, damit sich die Anständigen schützen können und nicht Gesindel an ihre Tische bitten. — Ich jedenfalls möchte diesem Herrn Leod nicht wieder begegnen, weder im Klub noch da, wo man glaubt unter sauberen Menschen zu sein. — Ihr könnt das halten wie ihr wollt."

Schüchtern wagte die Mutter zu fragen: „Was willst du tun, Arthur."

„Absägen will ich ihn, meine Liebe. Auslöschen! Weg soll er! — Hätte schon früher geschehen müssen und können, von jüngeren als ich bin. Aber die haben ja keinen Mumm! Also muß ich es schon tun."

Und sich an Pieter wendend, fragte er: „Wann willst du reisen?"

„Mit dem nächsten Dampfer."

„Gut! Auf ein Jahr bist du beurlaubt. Fahre! — Den Abgang dieses sauberen Bürschchens sollst du seiner Frau wegen nicht mit ansehen müssen."

Damit war das Thema erledigt und drei Tage später schwamm Pieter Calisch auf der „Koningin" der Südsee zu.

Das vierte Mal schon innerhalb zehn Jahren.

Und mit einer Mutter weinte eine Frau, die ihren einzigen Freund verloren hatte — für immer.

* * *

Der alte Calisch war wirklich vom alten Schrot und Korn. Was er sagte, das galt und was er wollte, das tat er gründlich! Es blieb da nichts zu tun mehr übrig.

Und ging immer den geraden Weg dabei.

Er konnte „ja" sagen oder „nein", nicht aber ja und nein, nicht so — so — mal den Daumen nach oben, mal nach unten, wie's halt trifft, sondern entweder nach oben oder nach unten. Kompromisse machte er nicht. Es war seine Ueberzeugung, daß die, die Zugeständnisse machten, nicht wußten, was sie wollten. Deshalb hatte er auch die Diplomaten so gern.

Pieter hatte Amsterdam noch keine vierundzwanzig Stunden verlassen, da rief der Alte seinen Freund van der Schild an.

„Hallo, mein Junge! Wie gehts?"

„Zeitgemäß, lieber Calisch. Man lebt dem Tod entgegen."

„Nur nicht Galopp, Alter — hübsch langsam. Dazu soll man sich nicht drängeln. Was einem wirklich wird, sollte einen nicht warm machen. Aber dir diese Wahrheit zu vermitteln, ist nicht der Zweck meines Anrufes. Ich habe etwas Dienstliches!"

„Willst wohl wieder in die Miliz eintreten?"

„Nee, solange ihr Zuhälter drin duldet — nicht!"

„Was duldet? Ich habe nicht richtig verstanden."

„Ich will dir das persönlich wiederholen. Wann kann ich dich aufsuchen?"

„Gleich, wenn es dir recht ist."

„Gut! In einer halben Stunde bin ich dort." — — —

Calisch ließ sich dem Oberst van der Schild melden und wurde sofort vorgelassen.

Ohne große Einleitung gingen die beiden zum Thema über.

„Also, wie war das von vorhin, Calisch? Ich verstand dich nicht recht."

„Glaub ich! Das muß man auch zweimal sagen und muß zweimal richtig hinhören, wenn man es verstehen soll. Es bleibt einem ja, wie man so schön sagt, einfach die Spucke weg, wenn ein Offizier — seine Frau — unverheirateten Männern — auf die Bude schickt — mit dem Auftrage — Geld zu schaffen."

Calisch hatte die Angewohnheit, in wichtigen Dingen die Sätze zu zerhacken. Er machte Wortpausen und ließ so dem anderen zu restlosem Erfassen Zeit. Das tat er immer mit Erfolg. Auch in diesem Falle und da mit so großem, daß van der Schild zu jeder Entgegnung unfähig war.

Er saß im Armstuhl und starrte den anderen sprachlos an.

Dieses plötzliche und schmerzliche Mitgenommensein tat Calisch weh. Er legte denn auch dem Oberst die Hand auf die Schulter und sagte mit einer seltenen Weichheit im Klang seiner sonst so harten Stimme:

„Tut mir leid, alter Junge, daß ich dir Schmerz bereiten muß. Hast dein Offizierkorps immer sauber gehalten und die leichtsinnigsten Bengels an der Strippe gehabt. Aber dieser kapitale Saukerl hat den Oberst van der Schild bekleckert. — So würde mir es auch gehen, wenn mir ein Kommis auch nur zehn Cent aus der Portokasse stiehlt. Wir tragen die Verantwortung für die, die wir bestellen. Und da wir Alten die Dinge immer noch besehen, wie sie sind und uns nicht wie die Jüngeren — Kinkerlitzchen vormachen, pfeifen wir aufs Weh-

tun, beißen die Zähne zusammen und amputieren uns das ungesunde Glied. Und da das in diesem Falle besonders dringend nötig zu sein scheint, komme ich und — klage an!"

Mit einem Ruck saß der Oberst aufrecht im Sessel. Er drückte auf einen der an der Schreibtischplatte angebrachten Klingelknöpfe und warf einen Foliobogen weißen Papiers an den zweiten Schreibtisch, der dem seinen gegenüberstand.

Ein Adjutant trat ein.

„Ein Protokoll, bitte," sagte der Oberst und der Adjutant setzte sich schreibbereit an seinen Platz.

Stählern klang die Stimme des Alten:

„Wen klagen Sie an, Herr Arthur Calisch?"

Und ebenso stählern schwang die Stimme des anderen zurück: „Den Hauptmann Mac Leod."

„Wessen?"

„Einer entehrenden Handlung, die ich darin sehe, daß er — seine Frau — Gertrud Mac Leod — zu meinem Sohne — Pieter Calisch — in die Wohnung schickte, um — Geld zu schaffen."

„Wann?"

„Vor vier Tagen, morgens gegen neun."

„Wieviel?"

„Zweitausend Gulden."

„Gegen Schuldschein?"

„Nein — a fond perdu."

„Ich danke Ihnen, Herr Calisch."

„Ich bitte, Herr Oberst."

Beide Männer verneigten sich.

Der Adjutant bat Calisch um seine Unterschrift.

Er leistete sie und als der Halter auf die Schale gelegt, trat der Oberst an ihn heran und streckte ihm beide Hände hin.

„Und nun auch noch meinen persönlichen Dank für diesen Dienst und meine aufrichtige Bewunderung für deine Courage."

Da lachte der alte Calisch hell auf.

„Courage! Wir sind doch keine Hosenscheißer — entschuldigen Sie den Ausdruck, Herr Adjutant — ne, mein Lieber van der Schild, die sind wir nicht. Zur Not hätten es diese beiden Fäuste immer noch, aber warum sich denn besudeln! — Uebrigens — eine Frage: Hat die Vorladung jenes Ehrenmannes Zeit bis morgen oder muß sie sofort erfolgen?"

„Warum fragst du, Calisch?"

„Es ist da bekanntlich eine Frau mit im Spiel, die vor kurzem erst Mutter geworden ist. Wenn in derem Interesse die Sache ohne Offizial-Verfahren erledigt werden könnte, sollte man es tun."

„Es wird nicht gehen, wenn ich es auch dieser schönen und lieben Frau wegen gern sehen würde, daß es ginge."

„Man sollte es versuchen," sagte Calisch, „es kommt meines Erachtens nur auf das Anfassen an."

„Wie ich dich kenne, bist du dir über das Anfassen klar."

„Einigermaßen," antwortete Calisch beiläufig. „Ich werde heute abend in den Klub gehen."

Der Oberst pfiff durch die Zähne und Calisch wendete sich an den Adjutanten: „Sie sollten auch dort sein und den Hauptmann unter der Hand zum Mitkommen animieren."

„Wenn Herr Oberst gestatten — — —"

„Natürlich gestatte ich. Gehen Sie nur. Es muß ja sein."

„Alsdann wären wir uns einig?" fragte Calisch.

„Vollkommen," bestätigte der Oberst.

„Und könnte ich dich zwischen neun und zehn Uhr zur Berichterstattung anrufen?"

„Ich halte mich zur Verfügung."

„Schön!" Und mit einem Handschlag verabschiedeten sich die drei. — — —

* * *

Im Klub herrschte Großbetrieb.

Das war immer so um die Wochenmitte. Da fehlte man nicht gern, weil sich da auch die Alten und Ganzalten ein Stelldichein gaben.

Manche große Dinge waren an diesen berühmten Donnerstagabenden schon erledigt oder doch wesentlich beeinflußt worden und hatten von hier aus ihren Ausgang genommen.

Wenn die Männer mit den markanten Gesichtern, wenn diese Kapitäne der Industrie, des Handels, der Kunst, der Politik und — auch des Lebens den Mund auftaten, waren die Jüngeren still. Nicht ohne Nutzen für sich.

Das ist heute anders geworden, wie so vieles! Heute ist das Umgekehrte gebräuchlich — auch in Holland. Das Alter schweigt und die Jugend läßt die Weisheit strömen. Mit dem Scheuerhader saust das Schicksal hinterdrein und titscht die Pfützchen auf. Sonst wär's nicht auszuhalten.

Am heutigen Abend lag über der illustren Gesellschaft eine eigene Stimmung. Es schien etwas in der Luft zu schweben. Die Alten taten ungewöhnlich zugeknöpft. Man war noch nicht eine Minute richtig warm geworden, und wenn doch in irgendeiner Ecke die Unterhaltung lebhafter werden sollte, genügte ein kühleres Lüftchen aus der Richtung des Seniorenkonvents — so nannte man die Runde der Alten — um sie lautlos verebben zu lassen.

Man plätscherte in Trostlosigkeit.

Leod, der Führer der Opposition, begann bereits zu sticheln und fand Echo bei seinesgleichen.

„Schauderhaft ist das heute mal wieder," sagte er ziemlich laut, „als ob jemand begraben werden sollte."

Der Präsident Ruyther nickte ihm zu, klopfte mit seinem fünfkarätigen Brillant an die Sektschale, bat um einige Aufmerksamkeit und erteilte Herrn Arthur Calisch das Wort.

Der Alte stand wie aus Stein gemeißelt vor einem Stuhl, breitbeinig, mit beiden Händen in den Taschen.

Ihn hätte kein Stier umzuzerren vermocht.

„Meine Herren," begann er, „entschuldigen Sie die Störung. Sie wissen, daß einem jeden von uns das Recht zusteht, hier Klage führen zu können gegen diejenigen unter uns, deren privates und öffentliches Verhalten uns nicht zusagt. Es ist nicht meine Art, Tamtam zu schlagen, um Bedeutungsloses, und ich tue es auch in diesem Falle nicht, obgleich es sich um ganz gewiß nichts Alltägliches handelt. Ich versuche eine bitterernste Angelegenheit vorerst durch eine Anfrage an Sie zu erledigen. Vermag ich es auf diese Weise nicht, bleibt mir allerdings nichts anderes übrig, als zur — Staatsaktion zu schreiten."

Man hätte eine Feder fallen hören können, so still war es im Raum.

Keiner wagte den anderen anzusehen, alle blickten auf Calisch.

Der fuhr fort: „Frage eins! Hat ein Mann unehrenhaft gehandelt im Sinne unserer Moral und unserer Statuten, der seine Frau — einem Junggesellen in die Wohnung schickt, mit der Weisung — Geld zu beschaffen?"

„Ja," scholl es aus dreißig Kehlen.

„Frage zwei! Kann ein solcher Mann fernerhin Mitglied unseres Klubs sein?"

„Nein," lautete die Antwort ebenso einstimmig.

„Dann walten Sie Ihres Amtes, Herr Präsident," sagte Calisch und ging hinaus.

Ruyther erhob sich.

In seiner ruhigen, vornehmen Art wendete er sich an die Versammelten:

„Sollte sich der Herr, den diese Sache angeht und dem die verehrten Mitglieder soeben das Urteil gesprochen haben, in unserer Mitte befinden, so sei ihm ein leidlicher Abgang geschaffen. Er wird gebeten, sich innerhalb fünfzehn Minuten unauffällig zu entfernen."

Diese wenigen Worte lösten eine unheimliche Wirkung aus: Fünfzehn Minuten Grabesstille!

Niemand sprach ein Wort. Mit der Uhr in der Hand saßen die meisten und warteten. Keiner wagte aufzustehen, geschweige denn auch nur einen Schritt aus dem Saale zu tun. Das wußte jeder: er hätte sich mit diesem Schritte außerhalb der guten Gesellschaft Hollands gestellt, wäre ausgelöscht und weggewischt gewesen für alle Zeiten.

Jenseits der Schwelle harrte die Schande!

Dreizehn Minuten! — — —

Immer noch dieses bedrückende Schweigen.

Vierzehn Minuten! — — —

Wie in Starre die Menschen! Gespannt die Nerven zum Zerreißen.

Fünfzehn Minuten! — — —

Pfeifender Atem. Aschfahle Gesichter. Schweißbeperlte Stirnen.

Und wie die neunundfünfzigste Sekunde verronnen, schlug dröhnend de Jong auf den Tisch — wie ein Riese, wie ein Gigant — mit unglaublicher Wucht.

„Das ist — das — ist — un — er — hört," schrie er und ein fürchterliches Durcheinander folgte.

Von dem, was sie die fünfzehn Minuten getan, tat jeder das Gegenteil — — nur einer saß apathisch im Sessel und rührte sich auch jetzt noch nicht.

Mac Leod.

Ihm war, als ob ihm das Herz aus der Brust gerissen, als ob man ihm das Gehirn durchsägt hätte.

Dreimal hatte er aufstehen wollen — dreimal hatten die Füße, die Arme, der Körper, der ganze Mensch versagt.

Dreimal hatte er schreien mögen: „Ich — ich — ich bin es gewesen" — und dreimal hatte er schweigen müssen.

Selbstbezichtigung ging über seine Kraft.

Da war plötzlich etwas in ihm zersprungen. Er war in sich zusammengesunken und hatte jedes Denkvermögen verloren. Er war wie ein Wrack im tosenden Meere.

„Wo ist Calisch," schrien die Anwesenden, „Calisch soll her. Er soll Rede stehen. Calisch soll sich verantworten."

Das ging wild durcheinander.

Und von niemand bemerkt, weil sich alle um den Präsidenten und den Tisch der Alten drängten, betrat ein Diener den Saal, schritt auf Mac Leod zu, der immer noch allein und vergessen in seiner Ecke kauerte und bat ihn für einen Augenblick heraus.

Gleichgültig trottete er hinter dem Diener her.

Im Vorraum stand Calisch — wieder wie vorhin, mit den Händen in den Taschen, breitbeinig, wie ein Klotz.

„Was suchen Sie noch hier, Herr Mac Leod? Die fünfzehn Minuten sind um. Wollen Sie, daß man deutlicher wird und Namen nennt?"

„Ich verstehe Sie nicht," stotterte Leod.

„Ich halte diese — entschuldigen Sie den Ausdruck — Frechheit einem Rest von Schamgefühl zugute. Ich kann mir denken, wie Ihnen zumute ist. — Notabene sprach ich mit Ihrem Oberst. Es wird Ihnen dringend nahe gelegt, um Ihre Entlassung, mindestens aber doch um Ihre Versetzung nach den Kolonien einzukommen, wenn Sie sehr unliebsame Dinge vermeiden wollen. — Ich werde keine Rücksicht auf mich und Glieder meiner Familie nehmen. Ich will Sie weghaben und bringe Sie weg und wenn ich meinen Sohn von offener See zurückholen müßte."

Da klappte Mac Leod die Hacken zusammen. „Sie werden von mir hören," rief er ihm zu, aber Calisch winkte ab.

„Lassen Sie das," sagte er wegwerfend, „ich habe kein Bedürfnis danach," und ging in den Saal zurück.

Wieder trat Stille ein, als er sich sehen ließ.

Herr de Jong machte sich zum Sprecher der Anwesenden. Sehr bestimmt und kühl trat er dem Alten entgegen.

„Wir bitten um Aufklärung, Mijnheer!"

„Welcher Aufklärung bedarf es, de Jong?"

„Sie haben Andeutungen gemacht — bitte, jetzt nennen Sie Namen."

„Ist das noch nötig? — Einer fehlt, meine Herren, einer, der hier war und nicht mehr hier ist. Er ging und zog die Konsequenzen. Ziehen Sie bitte Ihre Schlüsse daraus."

Die Mitglieder sahen sich verständnislos an.

War der Alte nicht mehr bei Verstand? —

Einer fehlte? — Wer fehlte?

Da ertönte von irgendwo der Name: Mac Leod — und machte die Anwesenden vollkommen stumm.

Calisch nickte.

„Mac Leod — ja! Er ist gegangen. Die Sache ist somit erledigt. — Und nun, meine Herren — das Vergnügen!"

Er hob sein Sektglas auf und hielt es hoch empor.

„Ein Prosit — der Einigkeit — und Sauberkeit — in allen Dingen!"

Und trank es aus in einem Zuge. — — — —

* * *

So war Leod noch nicht nach Hause gekommen wie an diesem Abend. In größter Trunkenheit nicht! Verfallen, fahl, alt, mit leeren Augen und im wahrsten Sinne des Wortes ausgelöscht.

Traute schrie auf, als sie ihn sah. Schrecken und Mitleid waren in ihr. Warm und weich klang ihre Frage:

„Was ist dir, Mac? Bist du krank?"

Er schüttelte den Kopf und sank auf das Sofa nieder.

„Es muß dir doch etwas geschehen sein, Mac — etwas Entsetzliches, das dich so erschüttern konnte."

In Scham und ohnmächtiger Wut ballte er die Hände zu Fäusten. Würgend stieß er heraus:

„Man hat mich aus dem Klub gewiesen."

„Mac!"

„Aus — dem — Klub — ge — wie — sen."

Das war ein unterdrücktes Stöhnen.

„Warum, Liebster?"

„Weil du — zu Calisch gegangen bist."

Da schlug Traute die Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich.

„O, sie haben auch schon den Oberst gesprochen! Präzise gearbeitet haben sie, alles bedacht, nichts vergessen, gar nichts vergessen haben sie zu meiner Vernichtung. — Vorbei — Schluß — aus ist es mit mir. Man wird mich kassieren, wenn — wenn —" er würgte an diesen Worten, — „wenn ich nicht um meine Versetzung einkomme."

Traute saß regungslos und Leod schwieg auch.

Nach einer langen Pause endlich fuhr er fort:

„Eines nur, nur eines könnte mich retten — ein einziges nur."

Da ließ Traute die Hände sinken. Sie sah ihn an mit ihren zaubervollen Augen, in denen Erbarmen und Liebe leuchteten.

Zögernd — tastend, als ob sie an Möglichkeiten nicht glaube und sich vor Enttäuschung fürchte, fragte sie:

„Was ist das, Mac, das einzige, das dich retten könnte?"

Einen Augenblick besann er sich, dann sagte er: „Dein Bekenntnis!"

„Mein Bekenntnis?"

„Das Bekenntnis, Traute — freiwillig und ohne mein Wissen zu Calisch gegangen zu sein."

Tonlos widerholte sie die Worte zum zweiten Male: „Mein Bekenntnis."

„Ja, Traute, nur das rettet mich. Das läßt die anderen schuldig werden. — Gib es Trautlieb! Gib dieses Bekenntnis! Gib es morgen dem Oberst und ich bin gerechtfertigt."

Da schüttelte Traute den Kopf.

„Ich hab' dich lieb, Mac," sagte sie leise. „Ich kann dich nicht verlieren. Ich darf es nicht — um unseres Kindes willen."

„Wenn du mir diesen Dienst erweisest, müßte ich nicht ewig dankbar sein?"

„Nein, Mac, das müßtest du nicht. Verachten müßtest du mich. Du könntest keine Gemeinschaft mehr mit mir haben, nie mehr. Du dürftest sie nicht haben, müßtest mich davonjagen. Nur dann würde man mir glauben und dir auch. — Ich kann mich — so tief — nicht erniedrigen. Mir bliebe nichts mehr, was ich dir zu geben hätte. Liebe und Ehre sind alles, was ich habe. Die sollte st du mir lassen zu deinem, meinem und unseres Kindes Bestem."

Mac hatte sein Weib während dieser Worte mit immer größerem Staunen angesehen.

Wie sie über sich hinauswuchs, so wurde er kleiner, bis in seinem Herzen nichts mehr war, als nur ein einziges bitteres Bereuen.

Ueber den Tisch hin faßte er ihre Hände und hielt sie fest.

„Ich bin häßlich gewesen," klagte er, „schlecht bin ich gewesen, weh habe ich dir getan, vernachlässigt habe ich dich — war deiner nicht wert."

Sie legte ihre Wange auf seine Hände, die kühl waren und zitterten.

„Sprich nicht davon, Mac — es ist vergessen. Wenn wir zu irren aufgehört, wird ewige Seligkeit sein."

„Du — du —" und er brauchte die Worte einer, mit der er gesündigt in Gedanken — „Heilige, Gebenedeite" — er lehnte seinen Kopf an den ihren — „und du willst mit mir gehen, wo immer sie mich hinschicken?"

„Bis an das Ende aller Tage," sagte sie schlicht.

Und zwei sich entfremdet gewesene Menschen hatten sich wiedergefunden im Unglück und Leid!

Am anderen Tage bat Mac Leod seine vorgesetzte Dienstbehörde um einen kurzen Urlaub und kam gleichzeitig um seine Versetzung ein.

Beidem wurde entsprochen.

Schon nach wenigen Wochen reiste der Hauptmann Mac Leod mit Frau und Kind nach Batavia ab.

Was Gertrud Mac Leod auf Java erlebte, wird in einem weiteren Romane zu schildern sein.

Arno Franz / Das lächelnde Java

Das lächelnde Java

Roman

von

Arno Franz

II. Teil der Mata Hari-Trilogie

Verlag Oskar Meister / Werdau i. Sa.

Copyright 1929 by Verlag Oskar Meister
Werdau i. Sa.

Druck von Oskar Meister, Werdau i. Sa.

I.

„O," sagte Frau Hauptmann Gertrud Mac Leod zu ihrem Gatten, an dessen Seite sie durch Kalkuttas Straßen schritt. Und wieder sagte sie: „O."

Das war schon das fünfte „O" innerhalb weniger Minuten, das sich über die üppigroten Lippen stahl und dem die nachtschwarzen Augen dieser sonderbaren Frau sehnsüchtig suchend nachzublicken schienen.

Als ob er sich in weite Fernen verlöre, im blauen Aether zerflattere und doch eine Spur hinterließe, so klang dieser halbgesprochene und halbgehauchte Vokal.

„Was ist dir, Gertrud?" fragte Mac und drückte der Gattin Arm fester. „Bist du ermüdet, Liebe?"

„Nein," seufzte sie, „enttäuscht bin ich. Richtig enttäuscht. Ich war es noch nie so wie jetzt."

„Und warum?"

Da reckte sich der schlanke Körper der schreitenden Frau und mit bezeichnender Handbewegung holte sie weit aus: „Ist das Indien, Mac? Ist das das Märchenland? Das heiße, geheimnisvolle, sagenhafte Indien? — O, wie habe ich mir das so ganz anders vorgestellt."

„Das glaube ich dir gern, Liebes. Kalkutta ist auch nicht Indien. Diese Stadt liegt zwar am Hugli-River und ist der Sitz der indischen Regierung. Sie könnte aber ebensogut an der Themse liegen oder an der Schelde oder am Rhein, so europäisch ist sie. Sie beherbergt eine halbe Million Hindus,

eine viertel Million Mohammedaner und sechstausend Christen, besitzt keinen einzigen wirklichen Hindutempel, dafür aber vierzig protestantische Kirchen und ein Dutzend Moscheen."

„Was haben wir dann hier verloren, Mac? Weshalb sind wir dann noch hier? — Ich will Indien sehen, aber keine europäische Stadt."

„Irgendwo mußten wir doch an Land gehen, Trautlieb," beruhigte sie Mac. „Wenn wir heute noch unsere Boys finden, reisen wir morgen. Wo übrigens möchtest du hin?"

„Dahin, wo Indien ist," antwortete Traute und setzte hinzu: „Wir werden die Boys fragen."

„Schön, die sollen es wissen. Einen Anklang aber an Indien kann ich dir auch in Kalkutta zeigen. Kannst du noch aushalten, Traute, oder sollen wir eine Rikscha nehmen? Die Hitze ist unerträglich."

„Sie macht mir nichts, Mac. Wenn es nicht allzuweit ist, möchte ich gehen."

„Zehn Minuten nur."

„Gut, und wohin führst du mich?"

„Nach dem Maidan."

„Was ist das?"

„Du wirst sehen. Es lohnt sich. Komm, schreiten wir zu."

Ja, das war ein Stück Indien, das Mac Leod und Gattin betraten. Ein Palmenhain inmitten der Stadt von ungewöhnlicher Ausdehnung, ein Sechstel des gesamten Stadtterrains ausmachend.

„Laß mich atmen, Mac," sagte Traute und blieb stehen, „tief atmen. O, diese Düfte! Laß sie mich trinken. — Es ist, als ob sie Freude weckten und einen doch in Tränen versinken ließen."

„Und diese Farbenpracht," machte Mac aufmerksam. „Purpurrot und Schwefelgelb, Azurblau und Grün in allen

Schattierungen. Diese Kontraste! In allem findest du sie. Es gibt nichts in Indien, bei dem der Gegensatz nicht augenfällig wär. Der Maidan ist indisch und schau dich um, Trautlieb, das hier" — er zeigte nach der Straßenfront hinüber — „ist englisch."

Traute war erstaunt. Im kalten nüchternen Amsterdam, das ihre Heimat war, gab es derartige Kontraste nicht.

„Was ist das?" fragte sie.

„Das Palais des Vizekönigs. Erkenne, Traute, wie Britannien zu repräsentieren weiß. — Das andere Gebäude ist das Rathaus und das dritte dort am Hugli die Bank von Bengalen. Diese eine kurze Straße verkörpert Macht und Reichtum der Krone und des Dominiums. Für beides ließ der, dem man dieses Denkmal setzte" — sie standen vor dem Monument William Peels still — „sein Leben."

„Das müssen viele, Mac, für Macht und Reichtum sterben und man setzt ihnen doch kein Denkmal."

„Diesem aber gleich zwei."

„Wieso zwei," fragte Traute, „ich sehe nur dieses."

„Das andere werde ich dir auch noch zeigen. Laß uns gehen, Trautlieb. Die Hindus und die Muselmanen, die Engländer und die Chinesen, die Japse und die, die sonst noch hier herumkreuchen, verrenken sich schon die Köpfe nach dir."

„Wie überall," sagte Traute lächelnd und huschelte sich fester an Macs Arm.

Beide gingen die breiten Promenadenwege durch den Eden-Garden, der dem Maidan vorgelagert ist, an der birmanischen Pagode vorbei und schritten zwischen den beturbanten Indern dahin wie die Königskinder im Märchen.

„Warum starrten mich diese Menschen so an?" begann Traute nach einer Weile, „das ist aufdringlich, finde ich."

„Rechne mit den Sitten des Landes und du hast die Erklärung. Hier gilt die Frau nichts. Elefanten, Affen, Kühe,

Schlangen und was weiß ich noch alles — sind heilig, aber die Frau — — —! Ach, du grundgütiger Buddha — eine Magd in Amsterdam ist mehr. Soweit die Promenierenden Einheimische sind, gehen sie allein. Die wenigen Damen, die du hier siehst, sind Europäerinnen. Dich aber hält niemand für eine Europäerin. Dich sehen sie als Hindufrau an und können sich auf uns beide keinen Reim machen. Es war in Holland nicht anders und auf der Ueberfahrt auch nicht."

„Denke dir, auf dem Dampfer hörte ich einen Inder zum anderen sagen, ich sei ein entlaufenes Nautchgirl aus . . ."

Da brach Traute ab. Plötzlich. Mitten im Satze! Und rief laut, so daß sich der Köpfe noch mehrere nach ihr wendeten: „Soldaten! Sieh nur Mac, Soldaten" — und freute sich wie ein Kind.

„Wir sind am Exerzierplatz," belehrte sie Mac. „Die Wälle, Bastionen und Gebäude da drüben bilden das Fort William, zu welchem auch dieser Exerzierplatz gehört. Es grenzt im Westen an den Hugli und ist in den Maidan hineingebaut, um die Großen und Kleinen stündlich an Englands Dasein zu erinnern. Meine Landsleute wissen, was sie tun. Sie sind praktische Herren. Sie sind aber auch dankbare Herren, denn sie nannten diese Festung zu Ehren jenes Peel, dem sie vor dem Eden Garden schon ein Denkmal setzten nach seinem Vornamen."

„Wer war dieser Peel," fragte Traute.

„Ein Nachkomme des ersten und größten Peel, der um 1800 herum Englands Politik leitete. Sein Nachfahre William war Soldat und fiel im Inderaufstand 1858."

Traute streichelte Macs Hand.

„Er fiel," wiederholte sie und schwieg. Dann setzte sie leise hinzu: „O, ihr Soldaten! Daß man immer um euch bangen muß!"

„Bangen, Trautlieb — ich glaube nicht. Wir gehen ja nach Java, und Holland hat seit hundert Jahren keinen Krieg geführt. Ich nehme den Kopf weg, wenn doch mal etwas geflogen kommen sollte."

„Scherze nicht, Mac! Man kann nie wissen."

Plaudernd gingen sie nach dem Hotel zurück. — — — —

Dort fragte der Direktor höchstpersönlich die Heimkehrenden, ob sie die Boys zur Vorstellung zu empfangen geneigt seien, sie wären anwesend und warteten in irgendeinem verschwiegenen Winkel des Hauses des Befehls.

Mac ließ sie heraufkommen, einen nach dem anderen, schickte zehn fort und wählte zwei aus: einen Mohammedaner und einen Inder.

Ali hieß der Sohn des Propheten — er war vorzugsweise zur Bedienung des Herrn bestimmt — Kara nannte sich der Inder, den Schiwas rotes Mal auf der Stirn als zu dieser Sekte gehörig auswies. Er war der Diener Trautes.

Von einer weiblichen Bedienung sah diese ab, trotz ihres Söhnchens, das die Reise nach Java und den Abstecher nach Indien mitmachen mußte, weil — nun ja, weil eben Mac Leod ihr Gatte war.

Traute mochte die Tage Amsterdams mit ihren Sorgen, ihrem Bangen, ihrem Leid und ihrer Schande nicht wiederkommen sehen. Noch war Mac ritterlich, gütig und lieb, wenn er auch schon wieder ab und zu zur Seite blinzelte. Sie wollte diese wiedergekommenen Tage des Glückes halten, so lange sie konnte und so gut sie konnte. Auf Java würde sie ja eine Dienerin nicht entbehren können, aber so lange sie nicht seßhaft waren, wollte sie lieber verzichten. Sie glaubte sich mit Kara behelfen zu können, der ganz den Eindruck machte, als ob er auch ein Kindchen zu betreuen in der Lage sei.

„Und das nennt man hier Boys," sagte Traute zu ihrem Gatten, als der letzte Diener gegangen war. „Ich finde, der

Kara ist auch nicht mehr der Jüngste. Ich schätze ihn auf Vierzig."

„Diener zwischen zwölf und siebzig sind Boys, meine Liebe. Das ist hier nicht anders. Zudem ist es bequem, denn es spricht sich leicht aus, das Wörtchen Boy."

„Hoffentlich haben wir nicht daneben gegriffen."

„Ich glaube kaum. Sie waren alle vom Konsulat empfohlen."

* * *

Gegen Abend trat Kara seinen Dienst an.

Mit ihm trat ein Stück Indien in Trautes Zimmer.

An der Tür blieb der Hindu stehen. Er trug ein Büschel roter Pandanusblüten in der Linken, führte die Rechte zum Gruße nach Stirn und Brust, warf sich vor Traute zu Boden, berührte mit dem Kopf ihre Füße, richtete sich auf und hob ihr kniend die Blüten entgegen.

„Die Götter meiner Heimat grüßen Euch, Herrin. Ich will Euch in Treue ergeben sein," sagte Kara.

Traute gebot ihm, sich zu erheben und nahm ihm die Blüten ab.

Sie dufteten stark und berauschend.

Sie dankte dem Inder und seine Augen leuchteten.

Das dauerte nur einen Moment, dann lagen die Lider wieder verbergend über der glimmenden Glut.

Er hantierte lautlos herum und lautlos verschwand er dann.

Traute schüttelte verwundert den Kopf. Sie hatte mit Normann, ihrem Söhnchen, zu tun und ließ den Inder gehen, weil sie ihn augenblicklich nicht nötig hatte.

Draußen hockte er vor ihrer Tür mit untergeschlagenen Beinen und über die Brust gekreuzten Armen. Er sah aus wie die birmanische Pagode im Eden Garden am Maidan.

Da kam Mac Leod, der mit dem Direktor über die Abreise

gesprochen hatte, den Gang entlang. Er sah den Inder und lachte.

„Na, Boy," redete er ihn an, „was machst du hier?"

„Ich wache und warte!"

„Warten scheint Eure Lieblingsbeschäftigung zu sein in Indien."

„Wir warten alle, Herr — alle!"

„Auf was?"

„Auf das Ende und die Erlösung."

„Dann dürftest du noch sehr viel Zeit haben. Komm mit zur Herrin." Beide traten bei Traute ein.

Der Inder warf sich wieder zu Boden.

„Machen Sie das immer so?" fragte Traute, „immer wenn Sie dieses Zimmer betreten?"

Der Inder schwieg. Er verstand sie nicht. Da instruierte ihn Traute:

„Kara, grüßen Sie mich morgens, wenn Sie mich zum ersten Male sehen und abends, wenn Sie den Dienst beenden. Tagsüber brauchen Sie es nicht zu tun."

Schweigend neigte der Inder das Haupt. Die Europäer waren sonderbare Menschen.

„Also Traute," nahm Mac jetzt das Wort. „Ich habe mit dem Direktor gesprochen. Er empfiehlt uns eine Fahrt nach Agra oder Gwalior oder Benares. Jedes sei lohnend. — Du brauchst also nur zu wählen."

„Ich kenne weder das eine noch das andere, Mac. Was empfiehlst du mir? Ich bin für alles, wenn es mir Indien zeigt."

„Dann fragen wir diesen Boy. Ich habe zwar über die erwähnten Städte gelesen, selbst aber war ich noch nicht dort." — Und er wendete sich an den Inder: „Kara, deine Herrin will Indien kennenlernen. Wohin soll sie gehen, um das zu können?"

Mit leuchtenden Augen antwortete der Inder, sich tief verneigend: „Schiwa wird Euch segnen, Herrin und Lakschmi, des alles erschaffenden Gottes Wischnu liebliche Gattin wird ihre Hände unter Eure Füße breiten — geht nach Waranasi, Herrin."

„Was ist das — Waranasi?"

„Die Stadt der Erlösung ist es. Es ist die Stadt, die das beste Wasser hat."

Da lachte Mac und klärte Traute auf: „Es ist Benares."

„So sagen die Fremden, Herr, wir sagen Waranasi" — und zu Traute gewendet, ergänzte er — „das Glück ist in Benares und die ewige Seligkeit kommt nur von dort. Herrin geht in die Stadt am heiligen Ganga."

Da mußte auch Traute lachen über des Inders feierlichen Ernst.

„Am heiligen Ganga! — Kara, wie kann ein Fluß heilig sein."

„Herrin — die Ganga ist nur unseren Augen ein Fluß. Sie ist eine Göttin. Sie heißt Bhagirathi. Sie fiel vom Himmel auf Schiwas Haupt, um die Erde nicht zu zertrümmern. Von Schiwas Haupt glitt sie herab auf den Himalaja und strömt von dort zur Erde nieder und in Hunderten von Armen ergießt sie sich in das unendliche Meer. Benares ist Indien, Herrin. Es ist die Sehnsucht der Gläubigen."

„Auch deine, Kara?" fragte Traute.

Der Inder nickte.

„Dann gehen wir nach Benares," entschied sie und Kara küßte den Saum ihres Kleides.

„Sie sind schon eine verrückte Gesellschaft, diese Hindus," sagte Mac. „Alles machen sie mit dem Herzen. Hoffentlich rutscht mir mein Muselmann nicht die Teppiche entzwei. Verflucht unmilitärisch geht das hier schon zu, muß ich sagen."

Kara verstand nicht holländisch und deshalb verstand er

auch seines Herrn Worte nicht. Er war aber ein guter Diener, der wußte, was er zu tun hatte.

„Mit welcher Bahn wünschen die Herrschaften zu reisen?" fragte er, „es führen drei Linien nach Benares."

„Mit der besten natürlich."

„Dann mit der East India Bahn. Sie geht von Howrah ab. Soll ich die Vorbereitungen treffen?"

„Ja, tun Sie das," antwortete Traute.

„Für wieviel Personen, Herrin — und für wieviel Tage?"

„Für fünf Personen — —"

„Nein, Traute — für vier nur. Normann bleibt hier. Die Frau des Direktors, eine Hindu übrigens — er ist Irländer — möchte ihn behalten, bis wir wiederkommen. Wir müssen ja nach hier zurück. Von Kalkutta fährt der Dampfer nach Batavia. Es ist ja nur für längstens eine Woche. Wenn auch eine Bahnfahrt in Indien nicht zu den anstrengenden Dingen gehört, wollen wir dem Kleinen doch keine Strapazen zumuten, die wir vermeiden können. Ich werde der Frau Direktor unseren Dank abstatten, Traute." Damit ging er hinaus.

Zwischen Trautes Brauen stand eine Falte. Das erstemal wieder seit Amsterdam.

Der Inder, der es sah, flüsterte kaum hörbar: „Kara wird wachen, Herrin, wenn Schatten auf Eurem Wege liegen."

Traute sah ihn groß an. „Was wissen Sie," verwies sie ihn.

„Viel," sagte der Inder und beschäftigte sich mit den Koffern.

2.

„Wie ist das schön," sagte Traute, als sie in Howrah das Abteil erster Klasse des Benareser Zuges betrat, zu Mac, der chevalereskt die Rolltür zur Seite schob. „Und wie gemütlich! Das ist ja ein kleines Zimmer und kein Eisenbahnabteil."

„Und doch ist's eines, aber ein indisches."

„So splendid! Es fehlt wirklich nichts: Tisch, Stühle, Spiegel und sogar Bilder an den Wänden . . ."

„Außerdem eine eigene Toilette und ein Baderaum mit Dusche, Kalt- und Warmwasseranlage," ergänzte Mac. „Was ein Kulturmensch nötig hat, ist vorhanden. Und das alles ist staunenswert billig."

„Warum kann man das bei uns nicht haben? Ausgerechnet Indien muß uns dieses Novum bieten."

„Wahrscheinlich sind die hiesigen Bahngesellschaften bescheidener hinsichtlich des Verdienstes. Wo Konkurrenz ist, ist Betriebsamkeit. Bei uns muß alles verstaatlicht werden zum Nachteil des Publikums."

Eben wälzte Kara einen Riesenpacken an der Tür vorbei, und Ali ging mit einem Handköfferchen hinter ihm her.

„Menschenskind, was bringst du da!" rief Mac den Inder an.

„Die Betten," stöhnte er und würgte zwei Matratzen mit Zubehör in sein Abteil, das neben dem der Herrschaften lag.

Er hatte die Reisevorbereitungen wirklich mit Umsicht getroffen.

Ein Europäer reist in Indien mit eigenem Bettzeug, das wußte Kara, und da ihm Mac kein Geld zu Anschaffungen gegeben hatte, hatte er sich Matratzen, Betten und Wäsche vom Hotel ausgeliehen.

„Der Kerl ist eine Perle von Boy," äußerte Mac, „schade, daß er mir auf die Nerven fällt."

„Womit oder wodurch?" fragte Traute, „er ist doch mehr wie bescheiden."

„Das schon, aber er denkt an alles und sieht zu viel. Das ist nicht sehr bequem."

Da stand es bei Traute fest, den Inder für Java zu gewinnen. Er schien bereits etwas gesehen und allen Grund

gehabt zu haben, als er auf ihre Frage in Kalkutta mit dem geheimnisvollen „Viel" geantwortet hatte.

Und daß Kara tatsächlich eine Perle war, zeigte sich in Benares.

Mit fabelhafter Geschwindigkeit war das Gepäck ausgeladen und zur weiteren Beförderung zwei Boys übergeben worden, die schon gewartet zu haben schienen. Im Handumdrehen war es weg. Ali hatte nicht einmal Gelegenheit, das Handköfferchen tragen zu können.

„Das Faultier steht da, als habe er uns mit nach Benares genommen und wir nicht ihn," sagte Mac zu Traute und gab dem Muselman einen Stoß. „Da — trage wenigstens den Mantel, wenn du schon weiter nichts tust."

Und der Muselman bequemte sich.

Der Stoß war ja nur eine Momentsache — Arbeit aber ist eine dauernde Angelegenheit. Dafür hatte er nicht viel übrig, zudem verbot ihm sein Stolz, sich neben einem Hindu über Gebühr anzustrengen.

„Wo nun hin," fragte Traute.

Schon war Kara zur Stelle. „Es ist alles in Ordnung, Herrin," sagte er und dirigierte die Herrschaften mit frappierender Selbstverständlichkeit und ebensolcher Sicherheit durch das Menschengewühl dem Ausgang zu, plazierte sie in eine Equipage und schwang sich zum Kutscher auf den Bock. Das Gefährt rollte davon. Ali keuchte hinterdrein.

Vor Clarks Hotel hielt der Wagen.

Mit feierlichem Ernst wurden dort die Gäste in Empfang genommen. Als ob ein Königspaar einziehe, so war es.

Die Bediensteten lagen auf den Knien, und die Befehlenden verneigten sich fast bis zum Boden. Die Menschen redeten nicht und die Teppiche tranken den Laut schreitender Schritte. Blüten und Blumen waren überall.

Vom Manager und Kara geführt, begaben sich Mac und Traute nach ihren Gemächern.

Auf der Schwelle blieb Traute stehen. Einen Moment nur. Sie reckte sich. In dunkler Glut leuchteten die Augen. Die Flügel der feinen Nase vibrierten. Jeder Nerv badete und tauchte unter in der Duftwolke, die ihr aus dem Zimmer entgegenströmte.

Dann trat sie ein.

Und als die glutvollen Augen von den tausend Blüten, die auf Tischen, Fenstersimsen und Etageren umherstanden und lagen, erst zu Kara und dann zum Manager glitten, suchend und fragend, verneigte sich dieser und sagte:

„Der Boy bestellte es so. Es solle einer Devadasi würdig sein."

Da huschte Kara lautlos aus dem Zimmer und der Manager folgte, nachdem er den Herrschaften sich und sein Haus und alles, was zu ihm gehörte, für die Ewigkeit zur Verfügung gestellt hatte.

„Was ist nun das wieder — eine Devadasi?" fragte Traute, als sie mit Mac allein war.

„Ich habe keine Ahnung, meine Liebe," antwortete Mac und räckelte sich auf der bastgeflochtenen Couchette. „Uebrigens gefällt mir's hier," redete er weiter, „so'n bißchen Nichtstun ist eine sehr hübsche Sache, und sich um nichts kümmern müssen, ist ebenso schön."

„Und wie ein Maharadscha hofiert zu werden, auch — nicht wahr?"

„Das gehört dazu, Traute. Schade, daß ich keiner bin."

„Im Gegenteil, Herr Hauptmann! Es ist außerordentlich erfreulich, daß du keiner bist. Du hättest hundert Frauen und deine Traute müßte immer weinen."

Da fuhr Mac hoch. Mit einem Ruck. Und saß kerzengerade auf dem Tigerfell, das die Lagerstatt deckte.

„Hundert Frauen — Donnerwetter — das wär' . . . .!"

Und Traute erkannte, daß sie eine Torheit begangen, daß sie ein Schlummerndes wiedererweckt hatte.

Mac ließ sich auf das weiche Fell zurückgleiten, starrte lange zur Zimmerdecke empor und sagte dann:

„Ist es dir nicht auch aufgefallen, daß man hier sehr wenig Frauen sieht? Indien scheint keine zu haben. Und da redet man bei uns von Bajaderen und anderen sinnverwirrenden Kostbarkeiten! Was ich sah, waren Unmöglichkeiten. Sie hatten gar nichts Kostbares an sich bis auf . . ."

Er brach ab und Traute drängte: „Nun Mac, bis auf —? Sprich schon. Deiner Frau kannst du vertrauen."

„Nun ja — bis auf eine, die ich in Kalkutta sah."

„Wo sahst du die eine?"

„Im Hotel. Es war die Schwester der Direktorin. Uebrigens habe ich sie nur so im Vorbeigehen erspäht. Du brauchst nicht beunruhigt zu sein, Trautlieb."

„Ich bin es auch nicht. Ich hoffe dich gefeit. Wenn du dir den Schlußakt Amsterdam zurückrufst . . ."

„Hör auf davon! Ich mag nicht daran erinnert sein," rief er ungehalten und warf sich auf die Seite.

In wenig Minuten war er eingeschlafen.

Traute stand am Fenster. Sie sah in den Garten hinaus. Ihre kleine Hand spielte nervös mit einem Zweig goldgelber Gendalblüten. Sie lagen vor ihr auf dem schmalen Fensterbrett. Draußen zitterten die großen Blätter einer Fächerpalme unter der Glut der Sonne, und die roten Blüten der Hebiskus leuchteten flammend herauf.

Traute sah weder Blüten noch Blätter, noch sonst etwas. Ihre Gedanken waren in Amsterdam.

Vor ihrer Seele stand die Stunde, die Mac heimgeführt hatte, geächtet und ausgestoßen aus der guten Gesellschaft infolge des ihr von ihm aufgezwungenen Canossaganges zu

Pieter Calisch. Und dann stand der andere vor ihrer Seele. Der Mann, der ihr das Geld gab mit einem Gesicht, als ob er gestorben sei.

An den Weibern war Mac damals zugrunde gegangen. Spiel und Trunk waren Folgen gewesen, nicht Ursache. Und jetzt — nach kaum einem Vierteljahre schon — hatte er alles vergessen. Er sah wieder nach Frauen.

Sollte in Java oder gar hier schon der zweite Teil ihrer und seiner Lebenstragödie beginnen? Und wenn, dann wollte sie auf der Hut sein, ihre Rechte wahren und ihn an den mahnen, der seines Blutes war und seinen Namen trug.

Wer an seinem Kinde nicht gesundet, ist ein faules Reiß am Lebensbaume.

Mit einem Seufzer trat sie vom Fenster weg und ging nach dem Nebenzimmer. Es war der gemeinschaftliche Schlafraum. Angrenzend befand sich das Bad. Die Tür stand offen. Sie sah hinein. Kara hatte die Wanne gefüllt und stimmte die Temperatur ab.

„Für wen ist das Bad?" fragte Traute.

„Für Euch, Nonna," antwortete er und gebrauchte zum ersten Male den heimischen Ausdruck für Herrin.

„Ich mag jetzt nicht baden. Lassen Sie es und kommen Sie herein."

Kara folgte dem Befehl der Herrin.

Er blieb an der Tür stehen, und Traute setzte sich auf einen Hocker nieder.

Als sie aufblickte, sah sie ihr Bild im Spiegel über dem Lavoir.

Sie lächelte, weil sie feststellte, daß ihr Gesicht ebenso braun war als das des Inders, und Augen und Haar ebenso schwarz.

„Haben Sie Familie, Kara?" fragte Traute.

Der Inder schwieg. Er verstand sie nicht.

„Ich frage, ob Sie eine Frau haben, Kara?"

Der Inder verneinte schweigend.

„Und Vater und Mutter und Brüder und Schwestern — haben Sie die?"

„Sie sind tot," sagte Kara.

„Tot! Alle?"

Kara hob die Schultern. „Ich wollte ein Yokin werden," erklärte er, „da mußte ich sie auslöschen aus meinem Leben. Ein Yokin darf nichts besitzen, Nonna, nichts, gar nichts, auch Vater und Mutter nicht."

„Sie sind aber doch kein Yokin geworden."

„In meinem Fleische lebt noch die Welt und in meinem Blute der Wunsch. Ich bin noch nicht fähig, ein Yokin zu sein."

„Uebrigens — was ist das — ein Yokin?"

„Ein Heiliger!"

„Also ein Brahmane?"

Da lächelte der Inder. Es war das erstemal, seit Traute ihn kannte.

„O nein," sagte er. „Ein Brachmann steht in der Sonne, ein Yokin in seinem Schatten."

„So? Und was ist ein Fakir? Ist das auch ein Heiliger?"

„Nein. Das ist nur ein Wundertäter. Trotzdem er es ist, ist er nicht viel mehr als ein Snakecharmer und Banjara."

Soviel Englisch verstand Traute, um zu wissen, daß ein Snakecharmer ein Schlangenbändiger war, nicht aber verstand sie die heimische Sprache Karas, um auch zu wissen, was ein Banjara war. Und sie fragte danach.

„Ein Banjara ist ein Sänger, Herrin."

„Und eine Bajadere? — Das ist eine Tempeltänzerin, nicht wahr?"

Wieder lächelte er und schüttelte den Kopf. „Die Fremden verwechseln das, Nonna. Schiwas geweihte Töchter sind Devadasis."

Da wußte Traute mit einem Male, für was man sie hielt und war dessen nicht unfroh.

„Und wollen Sie immer noch ein Yokin werden?" wendete sie sich fragend wieder an ihn.

„Wenn es die Götter wollen, muß ich es."

„Und wenn Sie es nicht wollen? Wollen Sie dann immer in Indien bleiben? Haben Sie nicht den Wunsch, andere Länder zu sehen?"

„Wo immer wir sein mögen, Herrin, erwartet uns das Ende. Nirwana ist überall für den Gläubigen. Es ist gleich, wo wir sterben."

„Soll das nun heißen, Sie möchten in Indien bleiben, oder soll ich Ihre Worte so verstehen, daß es Ihnen nichts ausmacht, wo Sie sich befinden?"

„Ich bin in Benares, Herrin und werde morgen im heiligen Ganga baden und von seinem Wasser trinken. Ich werde dann getan haben, was jeder Gläubige einmal im Leben wenigstens getan haben muß. Kara ist dankbar, Herrin, dafür, daß Ihr nach Benares gingt, dankbarer noch, daß Ihr ihn mitnahmt. Kara ist nur ein Djonkes — ein Boy — ein Diener. Kara darf keine Wünsche haben."

„Soll ich befehlen, Kara?"

Er nickte.

„Dann dienen Sie mir in Java, wie Sie mir hier dienen."

Kniend antwortete Kara: „Wo meine Nonna ist, ist meine Swaradsch —" und küßte den Saum ihres Kleides.

In seligem Glück und stolz wie ein Brahmane verließ er das Zimmer.

Traute sah ihm mit lachenden Augen nach — lange. Dann wurden ihre Züge ernster, dunkler, schmerzlich fast, und kaum hörbar nur hauchten die üppig-roten Lippen: Wie er das lieb sagte: „Wo meine Herrin ist, ist meine Heimat!" O, wenn ich das einmal nur von . . ."

In einem leisen Gemurmel erstarben die Worte.

Ja, der, von dem sie sie hören wollte, die Worte, die der andere lieb sagte, der lag nebenan — und schlief — und träumte wohl vom Maharadschasein und hundert Frauen. Nur nicht von ihr.

Sie weinte still in sich hinein.

* * *

Am Abend führte Kara die Herrschaften durch das zuckende Herz Indiens, das Benares heißt, nach den Ufern des Ganges.

In den trägen Fluten des breiten Stromes spiegelte sich der Mond. Die Wasserfläche schien endlos. Das jenseitige Ufer war nur in dunklen Umrissen erkennbar. Betende lagen auf den Knien. Gläubige schliefen gar hier, weil sie kein Unterkommen gefunden hatten. Badende sah man nicht.

Wenn die Sonne am Morgen die Erde küßt, steigt der Fromme in die schmutzigen Fluten des heiligen Stromes.

Krähen steigen mit schwerem Flügelschlag vom Ufer hoch, und Geier streichen mit lautlosem Schwingen über die Wasser. Sie holen sich von Menschenleibern ihr Nachtmahl. Fledermäuse huschen im Zickzackflug durch die Luft, und über den Wassern tönt das feine gleichmäßige Summen der Moskitoheere.

„Was steht für diesen Abend in deinem Programm?" fragte Mac den Inder.

„Besonderes, Herr," antwortete er geheimnisvoll.

„Warst du oft schon in Benares?" fragte Mac wieder.

Kara verneinte.

„Wie kannst du uns dann Besonderes versprechen?"

„Ein Gläubiger kennt Benares, Herr. Er kann sich durch die Straßen finden selbst dann, wenn er die heilige Stadt nie sah." — Im Weiterschreiten fuhr er fort: „Ich war der Djonges einer Miß. Die Sonne hatte ihr die Augen ge-

schlossen. Sie hatte ein dickes Buch mit einem goldenen Kreuz darauf. Es wäre das heilige Buch der Christen, sagte sie. In diesem Buche las sie früh und abends. Nicht mit den Augen. Das konnte sie nicht — aber sie las. Und sie wußte alles, was in dem Buche stand. Auch wo es stand, wußte sie und hatte es nie gesehen. So weiß ein Hindu alles, was in Benares ist. Von Kindesbeinen an. Schon seine Mutter lehrt es ihn. Er sieht es immer, auch wenn er es nie sah."

„Komische Käuze seid ihr. Ihr lebt nur in Wolken."

„Nein, Herr, wir leben nur in uns und in uns ist alles, was heilig ist in Indien."

Ueber diesen Satz stolperten Traute und Mac. Sie mehr als er. Wir leben in uns — das klang wie die letzte Weisheit, wie ein großes Lebensbekenntnis. Und sie dachten lange darüber nach. Es war ein tiefes Schweigen zwischen den Wandernden. Niemand störte es. Und ihre Seelen hatten Feierstunde.

Endlich klang Karas Stimme von neuem auf: „Wenn Sie einsteigen wollen, bitte," — er blieb vor einer Dschunke stehen — „wir fahren nicht weit," sagte er und setzte hinzu: „Es ist ganz ungefährlich. Die heilige Ganga schenkt Leben, sie nimmt aber keines."

Er trat mit den nackten Füßen ins Wasser und hielt den hochwandigen Kahn, den Traute als erste bestieg.

„Breite der Herrin die Matte unter die Füße," sagte er zu Ali, „und gib ihr den Schleier. Du bist ein Boy und kein Sahib."

Ali schickte dem Mahnenden einen giftigen Blick zu, kam aber der Weisung nach. Nicht sehr geschickt sah es aus, als er Traute in den Schleier hüllte, der sie vor den Moskitos schützen sollte.

Von seiner Anwesenheit hatten weder Mac noch Traute eine Ahnung. Er war ihnen schweigend nachgetrottet. Das

verstand er. Es schien ihm praktisch, sich wenig bemerkbar zu machen.

„Nun, Sohn des Propheten, wie steht es mit dir? Warst du schon mal in Benares?" fragte Mac den Diener, als der Kahn langsam stromabwärts glitt.

„Oft," antwortete der Muselman und war sehr stolz darauf.

„So? Dann kannst auch du uns so manches Schöne zeigen?"

„Das Schönste, was Benares besitzt und das Größte: Allahs Moschee, die Sultan Aurangzeb erbaute, als die" — er zeigte wegwerfend auf Kara — „noch unsere Diener waren. Das kann ich euch zeigen und vieles andere noch, was euch der Hindu nicht zeigen kann."

„Warum kann er es nicht?"

Da blinzelte Ali zu seinem Herrn hinüber und sagte grinsend: „Weil ihn das seine Mutter nicht lehrte."

Und Mac war im Bilde.

Von dieser Stunde an hatte Ali bei ihm einen Stein im Brett.

„Links halten!" rief Kara dem am Steuer sitzenden Ali zu. „Noch weiter links."

Mit dem Ruder half er nach und brachte den Kahn dem Ufer nahe, an dem sie dann entlangfuhren.

Endlich sah Kara, der mit dem Rücken zur Fahrtrichtung saß, also nicht sehen konnte, was hinter ihm war, vor sich einen rötlichen Schein auf den Wassern, der aufleuchtete und verschwand, wiederkam und untertauchte, hüpfte, sich überschlug und verlöschte im tollen Spiel immerzu.

Heiser und hohl und tief aus der Brust heraus klang sein Ruf: „Die Scheiterhaufen brennen!"

Das hatte er sich in Kalkutta schon vorgenommen: Die scheidenden Seelen zu grüßen, sollte das erste sein in Benares.

„Die Scheiterhaufen?! Um Gotteswillen, wen verbrennt man da?“ fragte Traute, und Kara antwortete mit der gleichen vor Ergriffenheit versagenden Stimme: „Die Erlösten.“

„Menschen,“ schrie Traute.

„Nein, Körper nur, Nonna. Das — von — der — Erde — ist.“

Da sank die braune Nonna in sich zusammen, war erschüttert bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele und — fürchtete sich.

Ihr Gesicht wechselte die Farbe. Es wurde erdfahl. Die Hände waren kalt und ruhten verkrampft im Schoß. Nur in den nachtschwarzen Augen stand ein flackerndes Licht.

Indien hatte sie angesehen. Mit einem Auge erst —, und sie war erschrocken.

Das andere schlug es jetzt auf, als sie um eine Uferbuchtung bogen, plötzlich und so jäh, daß sie zum anderen Male erschrak.

Am Manikarnika-Ghat loderten die Holzstöße in zuckenden Flammen himmelan. Sie tanzten einen wahnsinnigen Tanz, hoben sich empor, drängten sich, stießen sich, tändelten, fraßen sich auf, warfen ihre Lichter — vielfarbig und vielgestaltig — über die Wasser der Ganga-Baghirati, über die knienden, stehenden, betenden, lächelnden Menschen, die die Feuerlohe umdrängten und hinter denen der Tarkeschwara-Tempel mahnend und drohend zum Himmel ragte.

„Da gehen sie ein nach Nirwana,“ sagte Traute feierlich.

Der Inder schüttelte müde das Haupt. „Nicht alle, nur die Vollendeten. Der anderen Seelen kreisen über den Flammen und kommen wieder zu uns in tausend Gestalten, um wieder zu leben und wieder zu sterben. Jeder Tod ist ein Schritt zur Vollkommenheit.“

„Wer sind die Menschen?“ fragte Traute, „die die Feuer umstehen?“

„Die mit denen waren, die sich von der Erde lösten."

„Sie beten — sie lächeln — aber sie weinen nicht. Warum tun sie das nicht, wenn sie die Lieben verlieren?"

„Weinen, Herrin? — Warum sollten sie weinen, da die in Frieden ruhen, die von ihnen gingen. Wir beneiden die Toten, aber beweinen sie nicht."

„Das ist unfaßbar. Ich kann es nicht verstehen."

„Du wirst noch vieles nicht verstehen," sagte Mac, „was du in Benares zu sehen bekommst. Dieses Volk, das zu hundert Göttern betet, das nur im Glauben lebt, dessen Leben ausschließlich Religion ist, hat nur eine Stärke. Sie liegt in der Verachtung des Lebens und alles dessen, was nach unseren Begriffen das Leben lebenswert macht. Nichts ist nichts und alles ist nichts! Man muß noch einmal geboren werden, um das zu verstehen."

„Nein, Herr," entgegnete Kara wider alles Hergebrachten, „man braucht nur um sich zu sehen, um das Nichts zu erkennen," — und er zeigte auf einen dunklen Punkt, der im Wasser trieb.

Einen Menschenkörper trug die Ganga stromab.

„Der war ein König unter den Menschen," sagte Kara, „denn er war ein Brahmane. Was ist er jetzt? — Das, Herr, was wir und alle Menschen werden — nichts! Diesen heiligen Mann werden in einer knappen Stunde die Kaimane gefressen haben. Was von ihm dann noch auf dem Wasser treibt, das holen die Geier. Die Weisheit ist ewig: Nichts ist nichts, und alles ist nichts."

„Bei diesem Glauben kann man nicht froh werden," schalt Mac ein, und Kara gab ihm zur Antwort: „Wer mit der Seele lebt, nicht mit den Sinnen, ist immer froh."

Mac schwieg, auch Traute sah den Inder lange an, dann fragte sie:

„Warum wurde der Brahmane nicht verbrannt?"

„Priester und Kinder sind ohne Sünde. Die heilige Ganga ist ihr Grab. Ihre Seelen gehen in Nirwana ein. Sie haben keine Läuterung nötig."

Traute, die von dem Gesehenen erschüttert war, verlangte heim. Sie konnte nichts mehr in sich aufnehmen. Sie war ausgefüllt von Neuem und Fremdem.

Sie war auch nicht fähig, zur Abendtafel zu erscheinen.

Deshalb ging Mac allein nach dem Speisesaal, und Traute begab sich zur Ruhe.

Unter dem Moskitonetz träumte sie von dem Autodafé am Manikarnika-Ghat.

* * *

Am anderen Morgen.

Traute hatte ihr Bad genommen und kleidete sich an.

Mac saß verschlafen im Bett.

Es war spät geworden gestern. Die Bekanntschaft eines Düsseldorfer Malers, der in Gesellschaft eines Chinesen reiste, hatte ihn festgehalten.

Mac vertrug einen Hieb, der Deutsche aber vertrug deren zwei. Er hatte gegen Mitternacht noch nicht mit der Wimper gezuckt, trotzdem die Flaschen wie Batterien vor ihm aufgefahren waren. Zu allem Ueberfluß hatte er noch Cocktail gebraut nach eigenem Rezept, mit viel Angostura-Bitters und Muskatnuß.

Nun war Mac nicht wohl.

„Ob der Farbenkleckser auch Kopfweh hat?" dachte er halblaut, und Traute fragte zurück: „Kopfweh? Wer?"

„Der Maler, mit dem ich zusammen war. Er war mir nach Karas Ernüchterungsversuch so etwas wie ein Labsal. Er zieht den Körper der Seele vor. — Uebrigens haben wir uns verabredet. Er wird uns Benares zeigen."

„Tut mir leid, mein Lieber. Ich lasse mich von Kara führen. Meine Fragen möchte ich von einem Heimischen beantwortet

hören, jedenfalls von einem, der sie richtig beantworten kann. Ich will Indien nicht durch die europäische Brille sehen."

„Ich habe aber angenommen und zugesagt."

„Dann mußt du schon deine Exkursion mit dem Maler machen. Ich habe durchaus nichts dagegen."

„Und du?"

„Ich werde mit Kara die Tempel besuchen."

Das war Mac sehr angenehm. Tempel waren nicht seine Sache. Er dachte an Alis bombastische Versicherung am Vorabend, die besagte, daß er mehr zu zeigen habe wie Kara. Sein Blinzeln war ihm lieber als Buddhas Lächeln. Die toten Götter mochten ihm gestohlen bleiben. Er hielt es mit den lebendigen Göttinnen.

Und Traute wurde heute zum ersten Male ihrem Trauspruch untreu: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen." Sie ging rechts und er ging links.

In der Hotelhalle hatte der Maler nicht übel Lust, auch rechts zu gehen. Mac zog ihn aber am Arme fort.

Als sie sich gegen Mittag wieder in Clarks Hotel begegneten, hatte Traute mehr von Benares gesehen, als mancher Europäer in einem Monat.

Kara hatte sie glänzend geführt. Ein deutscher Professor hätte es nicht besser können.

In diesem Hindu bebte es! Jeder Nerv, jede Faser seiner Seele zitterte. An ihm aber war alles steinerne Ruhe.

Daß er der fremden Nonna dienen durfte, die schöner war wie Schiwas schönste Tochter, machte ihn glücklich. Kein Mann, der neben ihr gehen durfte, wäre fähig gewesen, ein Yokin zu werden. An ihrem Wege gab es keine Heiligen. Den Männern allen, die sie sahen, lebte „im Fleische die Welt und im Blute der Wunsch."

„O, wie die Götter weise sind," dachte Kara. „Wenn sie eine Göttin geworden wäre, ich hätte sie nicht lieben dürfen."

Traute war müde vom Sehen. Wie ein Wirbelwind waren die Bilder auf sie eingestürmt. Eines gewaltiger und größer als das andere. Alles war so anders, so ganz anders wie daheim. Es war jeder Vorstellung fremd und dem Fremden unvorstellbar.

Benares war die Stadt des überzeugten Glaubens und des heiligen Wahnsinns. Es war die Stadt des Groteske-Grotesken und der nicht empfundenen Sinnlichkeit. Benares war Indien.

Vor den obszönesesten Bildern, die eine krankhafte Phantasie erdenken kann und mit denen die Wände, die Säulen, jedes Stückchen Fläche im Tempel des Fürsten von Nepal geschmückt sind, knieten fromme Frauen und — beteten.

Den schwarzen Ligam, Schiwas Symbol, der der Gott der Zerstörung und Wiedererschaffung, der Zeugung und Askese ist, verehrten sie kniend und bespritzten ihn mit geschmolzener Butter. Ueberall stand dieses aus schwarzem Stein gemeißelte groteske Wahrzeichen des grotesken Gottes, den eine Religion je erstehen ließ: In den Tempeln, an den Straßen, auf den Ghats, in Palästen und Hütten zu Tausenden und Abertausenden. Und er war heilig, wie Gott Schiwa heilig ist und die hundert anderen Götter der Hindus und die fünfzehnhundert Tempel, die ihnen erbaut sind und die Kühe, die Elefanten, die Ziegen und Affen, die sie bevölkern und — verunreinigen.

Mahadöhs kunstreicher Tempel strotzt vom Unrat der heiligen Kühe ebenso sehr wie der goldene Kuhtempel selbst. Ja, Bischeschwaras goldenes Heiligtum ist nicht sauberer als jene.

Und diese Tempel, die vom Unrat der heiligen Kühe verunreinigt waren, mußten mit dem heiligen Unrat dieser selben Kühe gereinigt werden.

Eine Unmöglichkeit, die in der heiligen Stadt des Wahnsinns möglich gemacht wird.

Im Tempel der Durga hausen die Affen, dicke, fette, Gibbons, die mit ihren weißen Bärten wie Greise aussehen, und zwischen den Tieren, den Göttern, dem Unrat, dem Marmor, den Diamanten und den unbarmherzigen Strahlen der Sonne liegt der Mensch, liegen tausende, liegen hunderttausend Menschen und — beten — beten! Beten ist ihre einzige Arbeit.

„Heim" — war Trautes Wunsch. Sie hatte genug. Kara hatte sie in eine Welt geführt, in der sie sich nicht zurechtfand. Diese Welt begreifen, hieße die Kultur des Abendlandes auslöschen.

„Wann reisen wir?" fragte Traute den Gatten bei Tisch. „Ich muß heim. Ich habe Sehnsucht nach unserem Jungen."

„Wenn du willst. Mir ist jede Stunde recht. In diesem Benares liegt ja der Hund begraben."

Traute sah ihn von der Seite an. Ein Lustgefühl sprang mit einem Male in ihr auf.

„Nicht auf die Kosten gekommen?" fragte sie ironisch. „Du hättest mit uns gehen sollen. Wir sahen die Devadasis tanzen."

„Und wir die Bajaderen!"

„Na und —?"

„Schauderhaft! Dick wie die Kälber und triefend von Schweiß, außerdem waren sie schmutzig und rochen. Von Bajaderen habe ich Zeit meines Lebens genug. — Wenn wir heute abend schon fahren wollen, instruiere ich die Boys."

„Ich bitte darum, Mac."

So endete der Ausflug nach Benares mit einer Bereicherung Trautes und einer Enttäuschung Macs. Und diese Enttäuschung war so gründlich, daß ihn mit Indien nur die Aussicht auf Kalkutta versöhnen konnte. Dort erhoffte er sich mehr, denn dort war „die eine, die" — nun ja, die ihm zum mindesten gefiel.

Aber auch in Kalkutta geriet es ihm vorbei. Das Glück trug einen Schleier.

Beseligt nahm Traute ihren strampelnden und jubelnden Jungen in Empfang, verschwand mit ihm in ihrem Zimmer, während Mac sich in Dankesbezeugungen der Direktorin und ihrer Schwester gegenüber erging, die sich in Liebenswürdigkeiten revanchierten.

Und das hatte seine wohlweislichen Gründe.

Es gibt kaum ein Land der Erde, in dem der Frau so wenig Wert beigemessen wird, wie in Indien. Sie ist so ziemlich das Wertloseste, das man sich denken kann. Ihr Los ist Arbeit und Nichtachtung. Am Tage ein Lasttier, am Abend ein geduldetes Uebel. Nur die Frauen der Großen sind besser daran. Aber auch in deren Familien bedeutet die Geburt eines Mädchens immer und in jedem Falle ein Unglück.

Nachtschwarz aber ist das Geschick einer Witwe. Noch vor Jahrzehnten wurden sie verbrannt, wobei nicht gesagt sein soll, daß das in den Englands Machtsphäre entrückten Landesteilen heute nicht mehr geschieht.

Für eine Witwe der breiten Volksschichten gibt es nur drei Möglichkeiten, ihr Dasein zu fristen: Entweder verkauft sie ihren Körper, oder sie läßt sich das Haar scheren und wird Büßerin, oder aber — und das ist das Glück — sie tritt in die Dienste eines europäischen Hauses.

Diese Absicht hatte auch die Schwester der Direktorin, die vor kurzem erst ihren Mann verloren hatte und augenblicklich im Hause des Schwagers Freistatt genoß. Für kurze Zeit nur! — Auch ein Ire ist ein Brite, und ein Brite kann seine Schwägerin nicht arbeiten lassen. Um sie durchzufüttern aber war er nicht großzügig genug. Ihm saß das Herz in der Tasche. Er liebte keinen Ballast, schon gar nicht, wenn er Geld kostete.

Und Lilawatis Tage waren gezählt. Das wußte sie. Ihr Hoffnungsanker war der große Sahib, der mit Frau und Kind

die „Staatsgemächer“ bewohnte und dessen Herz nicht in der Tasche saß, sondern da, wo es hingehörte.

Soviel hatte sie beim ersten Hinsehen erkannt, und deshalb ging sie im rotseidenen Sarong mit einer Pandanusblüte im schwarzen Haar und bediente Mac im Zenana — dem Frauengemach — mit der zierlichen Grazie, die der Hindufrau eigen ist und mit dem geheimnisvollen Lächeln, das sie so gut kleidet.

Aber es war einer im Hause, der ging wie ein Panther auf lautlosen Sohlen, und seine dunklen, von müden Lidern tiefbeschatteten Augen, die ewig zu träumen schienen, sahen scharf.

„Kara!“

„Nonna,“ sagte er zu Traute. „Sahib dankt lange.“

„Wieso? Was ist mit meinem Manne?“

„Er trinkt Tee im Zenana des Hauses.“

„Na — und — —?“

„Schatten liegen auf Eurem Weg.“

„Deutlicher, Kara! Ich verstehe nicht.“

„Ich kenne die, die ihn bedient,“ antwortete der Inder, und es klang, als ob er zu sich selber rede: „Sie hat einen klingenden Namen. Lilawati heißt sie. Sie ist so schlecht, wie ihr Name klangvoll ist. Sie ist grausam wie Durga. Man hätte sie verbrennen sollen. Aber sie ist schön! Buddha, der Erleuchtete, muß sie gekannt haben, als er also sprach:

„Doppelt denkt das Weib — das ist dem Mann bekannt,
Vierfach aber ist bei Weibern der Verstand.
Sechsfach ist der Trieb, zu wahren ihren Willen,
Achtfach ist der Wunsch, die Liebeslust zu stillen.“

Wo, Herrin, lebt der Mann, so er kein Heiliger ist, der über der Schönheit eines Weibes nicht willig und gern ihre Seele vergäße. Hütet Euch, Nonna, vor Lilawati.“

„Rufe den Herrn!“

Das schnitt durch das Zimmer wie ein Peitschenhieb.

Und Kara ging.

Nach wenigen Minuten schon kam er mit Mac zurück, öffnete die Tür, verneigte sich, ließ ihn ein, schloß und setzte sich — wie einmal schon, mit untergeschlagenen Beinen und verschränkten Armen draußen vor den Eingang.

Mac fühlte sich durch Trautes Ruf in seiner Herrenwürde gekränkt. Er war denkbar schlechtester Laune und herrschte sie an:

„Was fällt dir ein, mich rufen zu lassen. Ich verbitte mir dergleichen."

Traute sah groß zu ihm auf. Ihre Augen flammten.

„Auch noch," antwortete sie. „Mac Leod, der beleidigte Gott! Das muß vorbei sein, mein Lieber. Ich sehe, daß hierorts zu vielen Göttern gebetet wird."

„Was soll das heißen?"

„Wenn du es nicht verstehst, kann ich es nicht ändern. Ich will dich aber gefragt haben: Soll es nie anders werden zwischen dir und mir? Willst du ewig der Sklave deiner Leidenschaften bleiben? Willst du mich immer nur zurücksetzen, und soll mein Leben nur ein einziges Verzeihen-Müssen sein?"

„Du sprichst in Rätseln, Kleines. Ich bemühe mich, dir eine Dienerin für Java zu gewinnen und du machst mir Vorhaltungen."

„Meine Dienerin engagiere ich selbst. Deine Bemühungen sind unnötig. Auf die Dame Lilawati verzichte ich."

„Dame Lilawati?! — Woher weißt du?"

„Genug — ich weiß und mag nicht."

„Du kennst sie nicht."

„Es genügt mir zu wissen, daß du sie kennst, um sie abzulehnen."

Mac machte große Augen.

War das seine träumende Traute, die sich bisher hatte leiten lassen wie ein Schäfchen? War das sein „kleines" siebzehn-

jähriges Frauchen, das noch vor Monaten ein Kind war? Begann sie sich aufzurichten und Gestalt anzunehmen, die bisher nur ein Schatten war? War es die Sonne, die das kühle, nordische Blut erwärmte oder war es die Mystik des Orients, die ihren Geist anregte und ihre Seele wachküßte?

Bestimmt war etwas Neues und Fremdes in ihr. Und das hatte den Anschein, als ob es ihm unangenehm werden wollte. Er wollte auf der Hut sein.

Seine Augen verengten sich zu einem schmalen Spalt, als er die Worte herausstieß: „Da hat dieses Aas von einem Inder wieder spioniert."

„Nichts hat er," entgegnete Traute. „Ich habe ihn gefragt, und er hatte zu antworten. Dein Ali hätte wahrscheinlich geschwiegen."

„Hm," machte Mac, „wir werden ihn ja los, den Hindu, in diesen Tagen."

Seelenruhig erwiderte sie: „Das ist ein Irrtum, Mac. Der Hindu geht mit nach Java."

„Waaas?" Das konnte Mac nicht fassen. „Was tut der Hindu?"

„Er geht mit nach Java. Ich habe ihn engagiert."

„Und ich schmeiße ihn hinaus," brüllte er. Mit einem Satz war er an der Tür und riß sie auf. „Reinkommen!" schrie er den Inder an.

Kara erschien. Ihm war kein Wort der Unterredung entgangen. Er wußte, was ihn erwartete, und sein gebeugter Körper straffte sich. Gerade aufgerichtet stand er vor Mac. Er war genau so groß wie dieser. Die Brauen waren hoch in die Stirn gezogen. Die großen, schwarzen Augen blickten furchtlos, gerade und frei.

„Wieviel bekommst du von mir?" fragte Mac.

„Nichts, Herr," sagte der Inder.

„Rede keinen Blödsinn! Ihr arbeitet hier wohl zum Ver-

gnügen? Ich brauche dich nicht mehr, also muß ich dich abfinden. Was habe ich zu zahlen?"

„Sahib haben nichts zu zahlen. Kara hat nichts für ihn tun können. Sahibs Boy ist Ali. Kara will keine Geschenke. Er steht in der Herrin Diensten."

Mac lachte schallend auf. „Rindvieh," sagte er, und Traute ergriff die von Kara geschaffene Gelegenheit.

„Richtig! Daran hat mein Mann nicht gedacht!" wendete sie sich an ihn. „Die Europäer ehren Vereinbarungen und die Sitten des Landes. Die Angelegenheit ist erledigt." — Und in ganz anderem Tone fuhr sie fort: „Kara, wann geht der nächste Dampfer nach Batavia?"

„Morgen, zehn Uhr, Herrin."

Sie reichte ihm die Börse.

„Bereiten Sie unsere Abreise vor. Karten besitzen wir. Besorgen Sie, was sonst noch nötig ist."

Und wieder tat der Inder die gleiche Frage wie vor Tagen:

„Für wieviel Personen, Nonna?"

„Für vier."

„Zwei Erwachsene, ein Kind und ein Diener?" fragte er zurück.

Die Herrin bejahte und Kara ging.

Und vor dem starken Willen seiner Gattin beugte sich Hauptmann Mac Leod zum ersten Male, seit er sie kannte.

Ein drohendes Wetter hatte sich verzogen.

3.

In Weltevreden, dem Stadtteil von Batavia, in welchem vorzugsweise die Europäer wohnen, stand inmitten eines Gartens ein Haus.

Was heißt ein Haus? Auf einem Steinsockel ein Bretterboden, darauf Wände, und auf diesem das Dach, das ist auf

Java ein Haus. Anderswo würde man das Halle nennen oder auch — noch anders.

Und ein solches Haus stand in jenem Garten.

Eine Veranda zierte es, wie alle Häuser da unten. Die Wände waren große Schiebefenster, versenkbar und nur nachts geschlossen.

In diesem Hause wohnte der Koninglich neederlandsche Hauptmann Mac Leod mit seiner Frau, seinem Söhnchen Normann, dem Djonkes Kara und der Babu Siti. Das war die Köchin und Magd.

Dann zählte noch ein Soldat zum Hausstand des Hauptmanns, der war Bursche, kam früh aus der Kaserne und ging abends dahin zurück.

Kara nannte ihn den „Wecker", weil seine vornehmste Tätigkeit darin bestand, den Hauptmann frühmorgens wachzurütteln. Das war, so leicht es sich hinspricht, in der Regel eine Heidenarbeit. Bei ihrer Verrichtung hörte man Stöhnen, Schimpfen und Fluchen. Regelmäßig fing deshalb in Weltevreden der Tag mit einem Gottverdimmich an und der sehr saubere Wecker in seiner grasgrünen Laubfroschuniform war schon vor Sonnenaufgang ein Schweinekerl und ein Viech.

Es war Karas felsenfeste Ueberzeugung: Hätte der Wecker nicht geweckt, so wäre kein Soldat der Garnison Batavia unglücklich gewesen und der Tage viele wären ruhiger, friedlicher und schöner verlaufen. Aber in Java kommt es eben nicht auf die Djonkes an und beim Militär nicht auf die Burschen.

Augenblicklich war Ruhe im Hause.

Es war zehn Uhr abends, und die Herrschaften befanden sich in „Des Indes". Mit vielen ihresgleichen feierten sie dort „Einrangieren und Zusammenfinden". Mit anderen Worten heißt das: Sie nahmen an den offiziellen Zusammenkünften, die dort ungezwungen stattfanden, zum ersten Male teil, um

sich bekanntzumachen, sich finden zu lassen und die zu finden, die ihnen zusagten.

Dazu war „Des Indes" — das beste Hotel der Stadt — außerordentlich gut geeignet. Es hatte einen großen Saal und — was andere nicht hatten — eine gute Kapelle. Man aß und trank vorzüglich und konnte beim Tanzen verdauen. Das war eben nur in „Des Indes" möglich.

Der Manager, Herr Sonnenblatt — oder hieß er Silberstein — so ähnlich aber lautete sein Name, war eben ein vorzüglicher Gastronom und kannte seine Leute. Ob sie Militärs waren oder Beamte oder vom Indoverband oder Großkaufleute, Silberstein-Sonnenblatt wußte in allen Chroniken Bescheid. Seine Auskünfte, die er gelegentlich auf Befragen erteilte, waren immer zuverlässig, obgleich er kein Wort sagte. Er machte das mimisch ab mit Lippenspitzen, Mundrunden, Augenzwinkern und dergleichen. Es war fabelhaft, was er damit auszudrücken verstand.

Eben machte er eine Verbeugung. Und was für eine! Im Viertelwinkel. Wie ein aufgeklappter Zirkel.

Diese fabelhafte Verbeugung galt Mac Leod und Frau, die den Saal betraten.

Wie dem Sultan in Solo die Höflinge ging er den beiden zuleibe. Fast rutschend.

Leod glaubte einen Zwerg anhumpeln zu sehen, aber fünf Schritte vor ihm schnellte der Manager zu seiner ganzen Größe auf, die allerdings nicht imponierend war, aber immer doch anderthalb Meter betragen mochte, und begrüßte die hohen Herrschaften auf seine Art.

„Herr Hauptmann! Hohe Ehre! Glänzender Ruf schon vorausgegangen. Ich und mein Haus schätzen uns glücklich." — Wollen dem Herrn dienen, hatte Mac zu hören erwartet, aber es blieb aus. Dafür fuhr der Hotelmensch, zu Traute gewendet, fort:

„Ah — wenn ich so sagen darf: Die Sonne von Java. Bitte gnädigst zu entschuldigen, ich bin außer mir vor Freude."

Mac hatte nicht übel Lust, dem Herrn mit dem poetisch-metallenen Namen eine besondere Antwort zu geben, besann sich aber, da er merkte, daß dieser Herr so verbraucht werden mußte, wie er war. Die Sonne von Java war keine Taktlosigkeit, sondern tatsächlich ein Kompliment.

„Darf ich die Herrschaften führen," — er dienerte neben ihnen her — „alles schon vorbereitet, alles in bester Ordnung und auf Erwartung gestimmt. Ehrenplätze mit Blumen bekränzt. Wenn Sie belieben — rechts, meine Herrschaften."

„Bitte voranzugehen, Herr Sonnengold."

„— blatt, Herr Hauptmann, — blatt," dabei wischte er sich den Schweiß von der Glatze — „Sonnenblatt! Komisch, nicht wahr? Aber wie die Eltern heißen, so heißen die Kinder. — Achtung, Mevrouw — Stufe," warnte er an der Balustrade der Terrasse, auf die Traute eben den Fuß setzte.

„Entzückende Füß', wenn ich so sagen darf," bemerkte er, „bestimmt nicht aus Amsterdam," und Mac tippte ihn in die Seite.

„Sie müssen nicht alles sehen, mein Lieber," sagte er lächelnd, und Sonnenblatt erwiderte:

„Gott — kann ich vor meine Augen, Herr Hauptmann?"

Da mußte auch Traute lachen über den ulkigen Kauz.

In diesem Moment kam einer angeflitzt — schlank, rank, jung, blond, blauäugig. Bis auf Haar und Augen hatte er nichts Holländisches an sich. Das Schwere fehlte ihm. Er salutierte, begrüßte, verbeugte sich, schwamm im Glück und — schwitzte.

Er hieß William de Vries, war der jüngste Leutnant der Garnison, und Mac Leod war sein Hauptmann.

Die gemessene Feierlichkeit der Orientalen entspringt nicht

ihrer Veranlagung, sondern ist Zweckmäßigkeitssache. Das wußte de Vries noch nicht.

Immer hübsch langsam bei 38 Grad Wärme, das hätte ihm auch der Verstand sagen können. Das Neigen des Kopfes und Senken des Auges ist ein eindringlicherer Gruß als das aufdringliche Hackenschlagen und unschöne Gliederverrenken. Von jenem transpiriert niemand, aber auch der hübscheste Mann macht mit Schweißperlen auf der Stirn keinen guten Eindruck.

War es die Hitze, war es die Erregung, war es der Alkohol oder was war es sonst, das ihn so fühlbar beengte und ihn der schlanken Frau mit den unergründlichen Augen gegenüber so befangen machte?

„Ich bin glücklich," hatte er bei seiner Vorstellung gestammelt und sein Hauptmann hatte gelächelt.

Glücklich schienen alle zu sein, die Traute Mac Leod begegneten.

Und dann wußte der junge blonde Leutnant eins nicht: Wie war er an Trautes Seite gekommen? Wer hatte ihn dahin gesetzt? Er sich doch nicht etwa selbst?

Er hatte keine Ahnung.

Da saßen die Kameraden, die verheirateten und die ledigen, rund um ihn her, und er saß an der Seite der Schönsten. Wie vom Himmel gefallen war das, und dann war es doch wieder zum Verzweifeln. Er fühlte sich verpflichtet zu reden und fand keine Worte. Er galt als forscher Kerl und hatte Angst, war ein Leutnant und benahm sich wie ein Schulamtskandidat, der nach sechs Jahren Internat auf eine Frauenberufsschule losgelassen wird, in der moderne Mädchen zwischen vierzehn und siebzehn ihrem Lehrer das Leben schwer machen.

Endlich faßte er sich doch ein Herz. Er mußte etwas sagen, ganz egal was und wenn es blim-blam-bloribum war.

Und Leutnant de Vries schoß los:

„Gnädige Frau halten mich wohl für sehr — —," er schluckte, „sehr —," — und schluckte wieder —, „sehr — —," er schluckte zum dritten Male, und da er nicht gut noch ein viertes Mal „sehr" sagen konnte, war er still.

„Schüchtern, meinen Sie," erbarmte sich Traute seiner, und er bekräftigte strahlend: „Ja — schüchtern."

„Das tat ich nun nicht, Herr Leutnant. Aber für taubstumm hielt ich Sie oder für doof."

„Gottverdimmich," raus war er, der Fluch, den man von Holländern in Batavia in der Minute sechzigmal hören kann, und a tempo folgte das andere: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, entschuldigen Sie tausendmal! Das ist mir nur so über die Lippen gefahren. Ich will's nicht wieder sagen. Wirklich nicht!" — Er sah sie treuherzig an. — „Aber Sie wissen ja nicht, wie so ein Fluch wohl tut, wie er erleichtert, wie er frei macht. Sicher — schön ist anders, aber lieber Gott, helf er sich! — Wenn man von Jugend auf einen gesegneten Schnabel gehabt hat und bringt ihn ganz plötzlich nicht mehr auf! Entsetzlich ist das. — Und der Zustand unter der Hirndecke! Wie Alpenglühn — alles rot! — Also bitt' sehr, gnädige Frau, lassen Sie mich nicht verzweifeln und sein Sie mir nicht bös'. Ich war wirklich in Wolken, ich war geistig gelähmt, es war absolute Gehirnebbe im Oberstübchen."

Und als er in Trautes schwermütig lächelnde Augen sah, da konnte er sich nicht mehr halten in unbändiger Jungenfreude. Er klopfte ans Glas und erhob sich. Er starrte in die entgeisterten Gesichter der Tafelrunde, sich bewußt, daß er eine Unschicklichkeit beging und hatte trotzdem keine Angst.

„Wohledle, schöne Frauen, hohe Vorgesetzte, liebwerte Kameraden," begann er. „Ich weiß, was Sie denken. Ich sehe es Ihren Augen an. Sie haben recht: Es ist wirklich unverzeihlich. Aber ich kann nicht anders, Gottver . . .!" —

Er schlug sich auf den Mund. „Entschuldigung! Es gibt nur eine Rechtfertigung der grandiosen Frechheit, die darin besteht, daß ich hier zu reden wage, und diese Rechtfertigung ist das Staatsinteresse! Jawohl, Herrschaften, das Staatsinteresse und das Interesse unserer allergnädigsten Königin im Haag, die beinahe — wenn auch nicht ihren besten, so doch ihren willigsten und begeistertsten Soldaten verloren hätte. Beinahe, Hochedle, habe ich gesagt, beinahe! — Ich drohte stumm zu werden auf dem Platz, auf den mich die Götter Javas oder mein hochverehrter Herr Hauptmann gesetzt haben. Taubstumm! Aber — hei lebet noch! Jetzt ist mir's besser. Ich kann wieder sprechen und brauche nicht zu quittieren. Ihre Majestät, unsere allergnädigste Königin, behält ihren jüngsten Leutnant und meine hochedlen Herren Vorgesetzten dürfen sich nach wie vor mit mir herumärgern. — Deshalb, schöne Frauen, verehrte und liebe Kameraden, erheben Sie mit mir Ihr Glas und lassen Sie uns mit leisem Hoch und diskretem Gläserklingen derjenigen Dame danken, die dieses Wunderwerk vollbrachte. Und lassen Sie dieses Gläserklingen gleichzeitig ein Willkommen sein, ein aufrichtiges und herzliches. Ich habe die Ehre, gnädigste Frau Hauptmann!"

Und die Gläser aller klangen zusammen. Es war ein helles und freudiges Klingen.

Als Mac mit seinem Leutnant anstieß, sagte er: „Dusel gehabt, mein Lieber. Das hätten Sie in Amsterdam riskieren sollen! Sie wissen doch, was dem Soldaten geschieht, dessen Gaul mit ihm durchgeht?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Na, alsdann! Immer hübsch auf den Gaul achten, de Vries. Prosit!"

„Zum Wohl, Herr Hauptmann!"

Damit war der Zwischenfall erledigt, und der kleine Leutnant versenkte den ertragbaren Staucher in tiefes Vergessen.

Außer Traute hatte niemand das kurze Zwiegespräch bemerkt. Sie war unangenehm berührt. Was sollte der deplacierte Hinweis! Aber so war der gute Leod: Anderen Zurückhaltung auferlegen und sich selbst um keine Schranken kümmern.

Sie beobachtete ihn über den Tisch hin. Es fiel nicht auf. Sie hatte jenes Auge, von dem man nicht wußte, ob es sah oder nicht sah. Sie brauchte nur leicht die Lider zu senken, dann lag über der Iris der seidigen Wimpern dunkler Schatten wie ein Schleier.

Und sie beobachtete auch Frau Edith Smitts, die neben ihm saß, sich mit dem zierlichen Fächer Luft zufächelte und das kleine Papierdings auch dann nicht vom Gesicht wegbrachte, wenn sie in ihrer windigen Beschäftigung eine Pause machte. Geschah aber auch das ausnahmsweise einmal, dann sah Traute immer zwei Reihen blitzender Zähne und einen kirschroten Mund.

Der blonde Leutnant an ihrer Seite hatte sich in sich zurückgezogen. Er fühlte, daß seine Tischdame mit ihren Gedanken allein zu sein wünschte. Er sah, wie sie langsam den Kopf neigte und lange den winzigen Perlchen zusah, die in ihrem Sektkelch tanzend aufstiegen.

Friedrich Hebbels Gedicht kam ihm in den Sinn:

„Wie du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale aufsteigst,
Um sie aus ewigem Borne
Gütigst wieder zu füllen,
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin."

Wie waren ihm die Worte so lieb.

Dann sah er eine feinnervige, wunderfeine Hand ganz langsam nach diesem Kelche greifen, den ein durstiger Mund leerte

und die gleiche wunderfeine Hand behutsam — feierlich fast — wieder an seinen Platz stellte.

Er wußte nicht, wie ihm jenes Gedicht plötzlich eingefallen war und wie weiter der Gedanke kam: Du trinkst Schmerzen aus der heiligen Schale des Leides.

Und ganz leise, um die schöne Frau aus ihrer Traumwelt in die Wirklichkeit zu geleiten, fragte er, nach der Flasche greifend: „Darf ich, gnädige Frau?" Und seine Hand zitterte.

Mit seltsamem Blick sah Traute ihn an. Dann sagte sie: „Bitte."

Und sie lächelte das traumselige und doch so geheimnisvolle Lächeln, das die braungetönten Züge der Orientalinnen übersonnt, wenn sie mit ihren Sinnen in Paradiesen leben.

„Jetzt war ich in Wolken," sagte sie, „genau wie Sie es vorhin waren. Wir sind quitt, Herr Leutnant. Eigentlich sollte ich jetzt aufstehen und den gleichen Toast auf Sie ausbringen, mit dem Sie mich ehrten."

„Aber ich bitte, Frau Hauptmann, ich bitte," das war alles, was er unter Erröten zu sagen wußte. Und Traute fuhr fort, wie von ungefähr, als ob sie mit sich selbst rede:

„Wie das Leben kreist! Wie alles sich wiederholt und nichts nur einmal ist. Einen Abend, wie diesen, erlebte ich schon. In Wiesbaden. Auch an der Seite eines Leutnants, der jung war und blond und blauäugig — wie Sie. Und mein Mann erlebte ihn mit. Nur war seine Dame eine Fürstin Malakow und sah — anders aus, als jene Frau dort, der er sich pflichtschuldigst, aber nicht ungern zu widmen scheint."

„Frau Edith Smitts hat allerdings nicht viel Fürstliches an sich, äußerlich wenigstens. Ihr Besitz aber ist mehr als fürstlich, er ist königlich. Sie ist immens reich. In Buitenzorg bewohnt sie ein kleines Palais und auch in „Des Indes" unterhält sie Quartier. Sie führt das Leben einer großen Dame. Ihre Gesellschaftsabende sind berühmt."

„Steht sie allein?"

„Ja, sie ist Witwe. Ihr Gatte war — ach du lieber Gott, was war der alles — Plantagenbesitzer, Minenbesitzer, Im- und Exporteur, Reeder und was weiß ich noch! Er hatte viel Feinde, weil auch die Sonne Javas seinen Goldrausch nicht zu verbrennen vermochte. Er war skrupellos. An seinem Wege lagen Friedhöfe. Hunderte verdanken ihm Armut und Besitzlosigkeit. Er soll deshalb auch an Bambushärchen gestorben sein."

„Was heißt das: An Bambushärchen sterben?"

„Mit dem Kries wissen sie hier nicht viel mehr anzufangen, wenn sie ihn auch immer bei sich tragen. Er ist zum Paradestück geworden, wie bei uns der Degen. Der Javaner verabscheut alles Laute und Gewalttätige. Er macht das Letzte ruhig ab. Er läßt seine Gegner eines natürlichen, aber doch gewollten Todes sterben. Bambushärchen sind das beliebteste Mittel."

Traute schüttelte sich. Es ging ihr kalt über. „Grausam," sagte sie, „und die Dame — —?"

„— ist klug, gnädige Frau!" „Sei vorsichtig, wie Edith Smitts," sagt man hier und in Buitenzorg, wenn man Grund zur Warnung hat. Sie läßt sich die Speisen vorkosten. Das übrigens ist hier jedermann zu empfehlen, der seiner Umgebung nicht sicher ist."

Herr Sonnenblatt, der seine Augen überall hatte und den Leutnant mit seiner Dame schon lange beobachtete, ging von Tisch zu Tisch und sah nach dem Rechten.

Das war man nicht gewöhnt in Batavia und im Hotel „Des Indes" schon gar nicht, daß zwei Menschen um sich die Welt vergessen und in der Welt den Tanz. De Vries würde doch keine Dummheiten machen! Man mußte da helfend eingreifen.

Er kam auch an die Tafel der Hollanders und machte seine Bücklinge. Wie immer — strahlenden Gesichts.

„So seßhaft heute, Allerverehrteste," sagte er, „so festgenagelt?! Wenn ich so sagen darf: Keine Rhythmik mehr vorhanden. Schade! Meine Kapelle spielt nur für die Indos und Inlanders. Sehr schade! Muß Trauermärsche blasen lassen. Für die Mischlinge ist mir mein Parkett zu schade und für die Inlanders tut's der Gamelang," damit schob er sich an den nächsten Tisch.

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Hinweis auf die Indos, die sein Parkett verschandelten, saß. Mischlinge und Holländer spinnen keinen guten Faden.

Die Herren besannen sich auf ihre Ritterpflichten. Schweren Herzens, denn es war immer noch bannig warm. Und da sich auch de Vries zu erheben im Begriffe war, sagte Traute:

„Recht so, Herr Leutnant, das hätten Sie längst schon tun sollen."

De Vries schnellte auf.

„Wo wollen Sie hin? Doch nicht etwa zu meinem Manne! — So war das nicht gemeint. Ich tanze nicht, weil ich nicht tanzen kann."

Das konnte de Vries nicht fassen. „Gnädige Frau können nicht tanzen," stotterte er und fiel auf seinen Stuhl zurück.

„Ich habe noch nie getanzt," bestätigte Traute, „vielleicht kann ich es anders, als hier üblich, aber auch das weiß ich nicht." Unvermittelt forderte sie ihn auf: „Bitte engagieren Sie doch Frau Smitts."

De Vries war einen Augenblick aus dem Gleichgewicht. Die Dame seines Hauptmannes zum Tanze bitten, bevor dieser selbst mit ihr getanzt hatte, das war wider alles Herkommen. Mac Leod hätte ihn lieblich angepfiffen. Es wäre ein Abblitzer geworden nach Noten.

Ehrlich erfreut klang deshalb auch sein Hinweis: „Ent-

hoben, gnädige Frau, Gott sei Dank enthoben! Herr Hauptmann hat die Ehre" — und tatsächlich ging Edith Smitts am Arme ihres Kavaliers dem Parkett zu.

Dem kleinen Leutnant war ein Stein vom Herzen.

Traute sah den beiden nach. Um ihren Mund war ihr geheimnisvolles Lächeln. Mag er tändeln, dachte sie, mich wird er wachsam finden. — Sie wußte ja, daß er noch nie eines reinen, tiefen Gefühls fähig gewesen war. Und daß seine Liebe immer nur Rausch war, wußte sie auch. Sein Genre war Frau Edith nicht. Sie war zu robust und massiv. Die würde er nicht auf die Arme nehmen und durch den Saal wirbeln, wie er das auf der Hochzeitsreise in Wiesbaden mit der Fürstin Malakow getan hatte. Gefährlich konnte ihr Frau Edith Smitts nur dann werden, wenn zum Liebesdurst der Geldhunger kam, und der blieb so lange aus, als man nicht spielte. Das schien in Batavia kaum der Fall werden zu wollen, denn wo Karten gemischt wurden, war Mac immer dabei — er witterte das von weitem —, und bis jetzt hatte Traute noch keine Wahrnehmungen in dieser Hinsicht gemacht. Sie brauchte also noch nicht beunruhigt zu sein.

Ihre Augen suchten das tanzende Paar.

Es war leicht zu finden. Mac und Edith überragten nicht nur die zierlichen Javaner um Haupteslänge, sondern auch die meisten Europäer. Von Losgelöstsein sah sie nichts, wohl aber sah sie Aufgelöstsein. Sie sah keine Hingebung an den Tanz und keine Lebensfreude im Tanz — sie sah nur ernste, schwere Arbeit. In dieser tropischen Hitze machten die Hollanders keine gute Figur.

Mac kam mit seiner Dame zurück. Er führte sie Traute zu, veranlaßte de Vries, eine Kaufmannstochter zu engagieren und trat selbst wieder — diesmal mit der Gattin eines Kameraden — zum Tanze an.

Die beiden Frauen sollten allein sein und sich näherkommen. Das wollte Mac.

„Sie haben das bessere Teil erwählt," sagte Edith zu Traute. „Wie Ihr Gatte bemerkte, tanzen Sie nicht. Aus Prinzip nicht, gnädige Frau?"

„Nein, weil ich nicht tanzen kann. Ich habe es nicht gelernt."

„Das findet man selten."

Wie zur Entschuldigung antwortete Traute: „Ich habe meine Mutter in jungen Jahren verloren und bin im Kloster erzogen worden. Mit sechzehn Jahren habe ich schon geheiratet."

„Um Gottes willen" — das war Edith entfahren wie de Vries der Fluch — „entschuldigen Sie! Aber das — das ist denn doch —. doch — —"

„— sehr zeitig," ergänzte Traute lächelnd, und Edith war ihr für dieses Lächeln dankbar.

„Ja, sehr zeitig," wiederholte sie. „Da haben Sie ja vom Leben gar nichts gehabt."

„Vom Leben schon, Frau Smitts, nur vom Vergnügen nicht. Zudem bin ich Mutter. Ich habe meine Pflichten. Tut man die gern, dann werden sie zum Vergnügen."

„Sie Aermste! Auch das noch. — Ihr Kindchen haben Sie doch wenigstens drüben gelassen."

„Auch nicht!"

Frau Smitts war richtig erschrocken. „Hierher haben Sie Ihr Kind mitgebracht?" fragte sie, und es klang wie Entsetzen.

„Warum sollte ich nicht! Ich habe ja am eigenen Leibe erfahren müssen, was es heißt, ohne Vater und Mutter leben. Und wenn wir an den Südpol versetzt worden wären, hätte ich meinen Jungen mitgenommen."

Das ging Frau Edith Smitts über alle Begriffe. Kinder

— — brrr! Und gar Kinder in Java! Das konnte sie nicht fassen.

Sie sah Traute lange an. Dann endlich sagte sie: „Sie sind eine couragierte Frau. Ich hätte es nicht können."

„Man kann viel, wenn man will."

„Mag sein! Ich hätte auch nicht wollen. Diese Abhängigkeit, die einem Kinder verursachen! In unseren besten Jahren binden sie uns. O, wie sagte ich: Binden — nein, sie knebeln uns. Wir sind Sklaven — doppelte: Sklaven des Mannes und solche der Kinder! Ich lebe schon lange hier. Ich pflege Geselligkeit, ich sehe so viel, aber Glück in kindergesegneten Familien sah ich noch nie. Hier wenigstens nicht! — Und das ist auch leicht erklärlich."

„Wieso leicht erklärlich?" fragte Traute.

„Die Kinder wandeln unseren Körper und das bestimmt nicht zu unserem Vorteil. Wieviel Männer lieben in uns die Seele? Welchem Manne ist unser Körper Nebensache? — Ganz ehrlich, gnädige Frau: Fragt Ihr Gatte viel nach Ihrer Seele? Gesteht er Ihnen überhaupt ein Innenleben zu? Wägt er das, was Sie denken und empfinden oder wägt er Ihre Schönheit? — Danken Sie den Göttern Javas, daß Sie schön sind. Trachten Sie aber auch danach, es zu bleiben."

Traute hielt leicht den Kopf gesenkt. Sie lächelte. Edith Smitts war klüger, als es den Anschein hatte. Sie beobachtete scharf und zog ihre Schlüsse. Wenn Seele und Geist in ihr verwandt waren und wenn nicht äußere Dinge das eine oder andere beeinflußten, würde Mac bei dieser Frau vergeblich werben.

„Sie sind nicht restlos meiner Ansicht, Frau Hauptmann," begann Edith fortzufahren. „Ich möchte aber, daß Sie es wären."

„Warum, wenn man das wissen darf?"

„Java lächelt. Es lächelt immer. Es lächelt wie Sie — betörend und geheimnisvoll. Und hinter dem Lächeln verbergen sich Gedanken, die wir nicht verstehen und nie verstehen werden. Welten trennen uns von diesem sonderbaren aber liebenswürdigen Volke. — Sehen Sie sich die tanzenden Inlanders an. Bitte, tun Sie es."

Traute willfahrte, und Edith sprach weiter:

„Sehen Sie unter ihnen ein einziges unschönes Gesicht? Sehen Sie eine einzige unschöne Bewegung? Alles ist Ruhe an ihnen, alles ist Rhythmus. Und doch sind sie wie die Berge ihres Landes: Vulkane! In ihren sonst so weichen, müden Augen lodert die Glut. — Wie ihre Haut braun schimmert, wie ihre Schultern rund sind, ihre Formen fein. Alles ist Ebenmaß an ihnen. In unserer Gesellschaft verhüllen sie! Hier ziehen sie den Sarong über die Brüste. Draußen aber, gnädige Frau, gehen sie mit entblößten Oberkörpern. Auch die Frauen. Und unsere Männer sehen das. Täglich, stündlich, immer sehen sie es. — Liegt da der Vergleich so fern? Wir sind den braunen Damen gegenüber im Nachteil. Sie sind für die Sonne der Südsee geschaffen, wir für die Nebel des Nordlandes, und wie sehr sie es sind, das sehen Sie an den vielen Mischlingen, die es hier gibt. Diese Indos haben fast alle eine javanische Frau zur Mutter und einen Europäer zum Vater. Das Umgekehrte ist die ganz, ganz große Seltenheit."

„Wissenschaftliche Themen," scherzte Mac, der wieder zur Tafel zurückgekehrt war und sich den Damen zugesellte. „Darf man sie wissen, die ganz, ganz große Seltenheit?"

„Warum nicht," antwortete Edith. „Die größte Seltenheit hierzulande ist die Treue der Männer."

„Danach sind wir allesamt Sünder vor Ihren schönen Augen?"

„Mehr und weniger —." — Und zu Traute gewendet,

fragte sie: „Darf ich Sie besuchen, Frau Hauptmann? Ich möchte gern Ihren Buben sehen."

„Ich werde mich sehr freuen, Sie begrüßen zu können."

So verabredete man den Besuch für den nächsten Vormittag, saß noch ein Weilchen plaudernd zusammen und trennte sich dann.

Leutnant de Vries ließ es sich nicht nehmen, seinen Hauptmann zum Wagen zu geleiten.

Auch Herr Sonnenblatt nicht.

Der öffnete dienstfertig den Schlag und schickte sich eben an, Traute beim Einsteigen behilflich zu sein.

Da schob ihn de Vries zur Seite und tat das, was Sonnenblatt tun wollte.

Der Wagen rollte davon.

„Das ist doch," sagte Herr Sonnenblatt, „wenn ich so sagen darf, ein starkes Stück, Herr Leutnant, mich so zur Seite zu schieben."

„Das finde ich nicht," antwortete de Vries und faßte ihn unter. „Ihr Wirkungskreis hört unter dieser Tür hier auf. Kommen Sie, ich bringe Sie dahin zurück. Und meiner fing eben heute da an, wo Ihrer aufhörte. Leutnantsdienst, mein lieber Sonnenblatt, muß nicht immer Rekrutendrillen sein."

„Wenn ich so sagen darf — —," das hörte man noch im Weiterschreiten.

Dann waren sie im Hause verschwunden. — — —

Am anderen Morgen, gegen neun schon, machte Frau Edith Smitts ihren Besuch wahr.

Sie brachte Blumen mit — einen ganzen Arm voll — zwitscherte im Hause herum, herzte den kleinen Normann, der mit seinen fetten Patschhänden die rundlichen Wangen der „Data" bearbeitete — es sollte streicheln sein — ließ sich Kara und die Babu-Siti vorführen und war sehr aufgeräumt.

Kunststück — gegen neun Uhr vormittags! Da ist die

Temperatur im Lande des ewigen Sommers noch leidlich erträglich, zwei Stunden später schon ist sie zum Zerfließen. Da ruht man dann, zwitschert nicht mehr und ist auch gar nicht mehr aufgeräumt. Erst nach zwei Uhr wieder, wenn das übliche tägliche Gewitter die Luft filtriert hat, wird man für eine Stunde Mensch, um es dann von sechs Uhr an bis Mitternacht und darüber hinaus ausgiebig zu sein. Edith brauchte sich also um diese Zeit in ihren Bewegungen noch keine Reserve aufzuerlegen.

Traute ließ durch Kara ein Eisgetränk bringen, das er mit viel Feierlichkeit präsentierte.

Als er gegangen war, sagte Edith: „Mit diesem Inder scheinen sie gut zu fahren. Ihre Babu gefällt mir weniger."

„Sie ist meines Mannes Geschmack."

„Schlechter Geschmack!"

„Warum?"

„Sie ist sinnlich und jung. Solche Dienerinnen sind nicht die besten. Sie sollten sie wegschicken."

„Wo eine bessere finden?"

„Ich hoffe, daß Sie mich in Buitenzorg besuchen. Ich habe Ueberfluß. Vielleicht finden Sie bei mir die richtige."

Traute wurde durch Macs Erscheinen einer Antwort enthoben.

Er hatte sich dienstfrei gemacht. Die reiche Edith zu begrüßen, hätte er sich durch nichts entgehen lassen.

Er sah sie heute zum ersten Male im Tageslicht. Sie wirkte gut in ihrem duftigen weißen Kleide. Ihre Farben waren lebhaft. Ihre Bewegungen auch. Das minderte den Eindruck, den ihre stattliche Fülle machte.

Traute war wenig erbaut von der Art, wie Mac die neue Freundin des Hauses betrachtete. Wie er, so sahen auch die Javaner die Frau an. Ihre Blicke haben etwas Entkleidendes,

das nur durch leichte Zurückhaltung und gleichzeitiges Bewundern gemildert wird.

Das aber suchte man in Macs Augen vergeblich. Sein Blick betastete die üppige Frau in unverschämter Weise, und wie ein Raubtier umschlich er sie.

Das kam Traute ganz klar zum Bewußtsein, und sie schämte sich seiner.

Auch Edith Smitts schien sich geniert zu fühlen.

Sie war Huldigungen gewöhnt, Huldigungen jeder Art, jeder Schattierung und jeden Grades, denn sie war ansehnlich, unabhängig und reich. Sie wußte auch, daß die Tropensonne den Firnis von des Menschen Ich brannte und ihn hinstellte, wie er war: Entkleidet jeden Scheines. Sie hatte auch Verständnis für Flirt und Amüsement — Aufdringlichkeiten sagten ihr aber nicht zu, und das D-Zugstempo im Sich-Finden behagte ihr nicht.

„Ich bin sehr neugierig, wie Sie sich einleben werden auf Java und besonders hier," sagte sie, und fortfahrend wendete sie sich direkt an Traute: „Ihnen scheint das Klima nichts auszumachen, allem Anschein nach sogar sehr gut zu bekommen, aber ob auch Ihrem Gatten —?"

Sie hob die Schultern und sah ihn groß und frei an.

„Er scheint mir schon reichlich angesengt," sagte sie.

„Was scheine ich?"

„Angesengt, verehrter Herr Hauptmann. Darunter verstehen wir, die wir fast schon zu den Eingeborenen zählen, die Wandlung der Europäer unter der Glut der Sonne."

Belustigt fragte er: „Sieht man das schon so sehr bei mir?"

„Sehr nicht, aber doch! — Schon lassen Sie sich gehen, schon sind Sie nervös. Damit fängt es an. Als Sie den ersten Split nahmen, zitterte Ihre Hand. Erst beim dritten verlor es sich. Sie haben bereits den fünften getrunken in dieser kurzen Zeit."

Mac wollte erwidern, aber sie wehrte ab:

„Gewiß, Whisky-Soda ist gut, ist nötig, ist unerläßlich — aber daß Sie schon drei benötigen, um in Fasson zu kommen, ist bedenklich. Diese Tatsache beweist den Einfluß der Sonne auf Ihr Nervensystem."

„Donnerwetter, gnädige Frau, das klingt nach Arzt und Apotheke."

„Nein, Mijnheer, es klingt nach einem klaren Blick und nach Erfahrung. — Batavia ist bestimmt die amüsanteste Stadt Javas, aber auch die den Europäern ungünstigste. Regen und Sonnenglut erzeugen Schimmel und Verderbnis, welch letztere sich sogar auf den Charakter der Menschen erstrecken kann und nicht nur kann! — Kommen Sie oft zu mir nach Buitenzorg. Das kleine Nest liegt höher als Batavia und ist gesünder. Sie werden sehen, daß es sich auch dort leben läßt."

Sie stand auf und ging nach der Wiege, in der Normann schlief.

„Bringen Sie den kleinen Prinzen mit, Frau Hauptmann," sagte sie über die Schulter hin. „Zwei, drei Tage in der Woche wird sich Ihr Mann schon ohne Sie behelfen können."

Dann trat sie auf Traute zu und hielt ihr die Hand hin.

„Morgen fahre ich zurück. Ich werde Sie abholen. Einverstanden?"

Traute drückte ihre Rechte und sah zu Mac hinüber. Nur einen Augenaufschlag lang. Aber Edith hatte es doch gesehen. Sie lächelte.

„Natürlich ist auch der Gatte eingeladen," sagte sie und wendete sich an diesen:

„Sie sind doch mit von der Partie, Herr Hauptmann?" fragte sie. „Morgen ist Samstag. Ab neun Uhr ist dienstfrei, also — —"

„ — — wird dankend angenommen."

„Schön! Um zehn hält mein Wagen am Garten. Wenn Sie mögen, lassen Sie de Vries anwesend sein. Er kann mitkommen, wenn er will. Wir machen dann einen Ausflug in die Berge. Ich habe so wie so an einigen Stellen nach dem Rechten zu sehen."

Noch ein Händedruck, dann ging sie.

Draußen warteten die Sundanesen mit der Rikscha, in der sich Edith Smitts nach „Des Indes" tragen ließ.

Die Dame hatte so ihre Eigenheiten und für Anstrengungen noch nie etwas übrig gehabt.

4.

Das war eine fidele Gesellschaft, die die sechzig Kilometer lange Straße von Batavia nach Buitenzorg im Auto dahinraste.

„Ohne Sorge" heißt Buitenzorg zu deutsch, und ohne Sorge waren die Insassen des eleganten Smittsschen Wagens. Es ging ja zum Weekend in das Palais der reichen Edith, deren Bewirtung gerühmt wurde, wie Leutnant de Vries vor Tagen Traute Mac Leod versichert hatte.

Die Flüche der Eingeborenen, die für die Herren des Landes frohnen mußten, die Lasten schleppend des Weges trabten oder auf schlammigen Feldern Reispflänzchen setzten, brauchten die lustige Kompagnie nicht zu irritieren. Sie war ja im Husch an ihnen vorbei.

Ediths Palais, aus Stein gefügt, lag mitten im Grünen, in einem Wald von Palmen, von Blättern und Blüten — still, vornehm und verträumt — wie ein Schlößchen aus galanten Zeiten.

Traute begriff nicht, daß die Besitzerin dieses Edens drei Tage der Woche in Batavia verbrachte.

„Warum tun Sie das?" fragte sie.

„Weil ich nicht Ihrer Veranlagung bin, meine liebe Frau Hauptmann," antwortete Edith. „Sie würden sich hier vermutlich vollkommen vergraben."

„Das würde ich allerdings," gab Traute zu und bat dann: „Darf ich mich absondern, Frau Smitts? Bitte, entbinden Sie mich für ein Stündchen und lassen Sie mir Bewegungsfreiheit. Ich möchte mich ein Weilchen nur in diesem Paradiese allein fühlen."

„Soll ich de Vries als Führer beordern? Er weiß hier Bescheid."

„Danke."

„Oder einen meiner Diener?"

„Auch nicht! Dann wäre ich ja nicht allein."

Traute ging und Edith blickte ihr nach.

Sie sah sie von einem Zimmer zum anderen schreiten — langsam, bedächtig und nachdenklich — wie ein Kind, das man ins Märchenland führt. Sie sah, wie sie stehen blieb, ein Bild betrachtete, einen Gegenstand betastete, einen Stoff befühlte, um dann weiterzuschreiten und wieder zu verweilen.

Ihr Gang war leicht und schwebend. Sie setzte die kleinen Füße nicht neben-, sondern voreinander. Die Arme hielt sie eng an den Körper geschmiegt. Als ob sie ihn hüten müsse, so sah das aus und gab ihrem Gehen etwas rührend Keusches und Mädchenhaftes.

Immer noch stand Edith an der gleichen Stelle und sah die schlanke, zarte Frau die Zimmerflucht entlangschweben.

Jetzt trat sie über die Schwelle des letzten Zimmers des im regelmäßigen Viereck gebauten Hauses.

Sie blieb stehen, plötzlich und ruckartig, bewegungslos und wie von Ungewöhnlichem gebannt.

Wie ein Schemen, ein Fremdes, ein Ueberirdisches stand sie im unirdischen Lichte jenes Zimmers, das in Holzgitterfenstern seine Ursache hatte und rührte sich auch nach Minuten nicht.

Endlich tasteten ihre Füße vorwärts, zaghaft, zwei, drei Schritte. Die Arme lösten sich vom Körper, strebten anbetend empor, die Knie beugten sich und aufweinend fiel Traute vor der Riesenstatue eines goldenen Schiwa zu Boden.

Edith war im Innersten erschüttert. Ihr waren die Glieder im Schreck erstarrt. Ewigkeiten lang schien ihr der kurze Weg.

Traute lag still, verweht wie ein Hauch zu Füßen des lächelnden Gottes.

Edith kniete neben ihr. Liebkosend streichelten ihre weißen Hände das glattgescheitelte nachtschwarze Haar der Bewegungslosen immer wieder — immer wieder. Eines Wortes war sie nicht fähig.

Da hob Traute den Kopf. Ihre Augen waren weit und groß. In ihnen war Undeutbares.

Und Edith zog sie an ihre Brust. Wie zwei Schwestern waren die ungleichen Frauen.

„Was ist Ihnen, Liebes?" fragte Edith leise in das feierliche Schweigen hinein und fragte es liebevoll ein zweitesmal.

Und da die Frage kein Echo fand, fuhr sie ebenso leise und liebevoll fort: „Müssen Sie beten — zu diesem Gotte des Widerspruches, den sie den Einzigen nennen?"

Da neigte Traute das Haupt auf die Brust, und als ob es ihr unendliche Mühe verursachte, antwortete sie:

„In unserer bittersten Not ist jeder Gott der rechte. Es ist doch nur ein Gott über den vielen und nur der Glaube hilft. Was ist die Form, wenn sie die Seele nicht lebendig macht!"

Das verstand Edith nicht, und sie sagte es.

Und Traute deutete auf den goldenen Gott, der auf sie niedersah.

„Das ist die Form," antwortete sie, „die kunstreiche Hände schufen. Als Menschenwerk ist sie ein totes, wenngleich ein

wertvolles. — Leben, das heißt: Deutung und Bedeutung — gibt ihr erst unsere Seele. Je tiefer sie ist, desto mehr, je größer sie ist, desto tiefere. „Und Er blies ihr den lebendigen Odem ein", da wurde der Mensch. — Wo wir anbetend knien, aber knien immer vor unserem Gotte."

Da zog Edith die zaubervolle Frau ganz zu sich empor und küßte sie auf den Mund.

„Nun darf ich wieder allein sein," fragte Traute und setzte bittend hinzu: „Gelt, allein mit mir — und dem Werdenden in mir."

„Dem Werdenden in Ihnen?"

„Die sich nach ihm sehnen und die es erwarten müssen, das göttliche Wunder der Natur, beten zu Schiwa. Wissen Sie das nicht, Frau Edith?"

Da nahm Edith Traute zum anderen Male in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

„O, daß ich daran nicht dachte," sagte sie und ließ sie allein, wie sie es wünschte.

* * *

Den restlichen Tag über und auch am Abend wollte sich bei Ediths Gästen keine rechte Stimmung einfinden.

Mac gab sich redliche Mühe, sie zu wecken. Es gelang nicht.

Stimmungen waren da, aber keine Stimmung. Die beiden Empfindungen sind, so verwandt sie klingen, doch sehr verschieden. Sie scheinen eins und sind Gegensätze.

De Vries war einsilbig. Traute saß mit in sich gekehrtem Blick, wie immer abseits, und Edith vermochte sich eines unerklärlichen Gefühls nicht zu erwehren, das sie innerlich und gegen ihren Willen immer wieder zu Traute zwang. Der dreiäugige Schiwa und die in Schmerz erstarrte Dulderin zu seinen Füßen verließen ihr Denken nicht. Noch im Schlafe waren beide ihr gegenwärtig.

Anders war es am Morgen des Sonntags.

Da ratterten vier ausgeschlafene Menschen im eleganten Smittsschen Packard der aufgehenden Sonne entgegen.

Die Morgenfrische belebte, der junge Tag schloß die Herzen auf, und die Natur forderte ihre Rechte.

Ein Sonntagmorgen will fröhliche Gesichter sehen.

Er sah sie.

Traute und Edith waren still vergnügt, de Vries und Mac waren es laut. Beide konnten wie die Buben lachen, wenn das Auto eine Schar Hühner auseinanderfegte, die gackernd und schreiend über die Felder stoben, oder wenn das Motorknattern einen Kranich aus morgenlichem Denken schreckte, der sich dann mit komischem Knieknicken von der Erde abstieß, um mit steif nach hinten gestreckten Beinen davonzusegeln.

„Und diese Biester bringen hierzulande die Kinder," scherzte de Vries und Mac antwortete ihm: „Aber nur die malayischen, mein Junge. Das vergessen Sie mal nicht."

Die Straße stieg an und ließ die terrassenförmig angelegten Reisfelder — Sawahs sagt der Javaner — hinter sich. Sie führte in den Bereich der Kokosplantagen und verlor sich weiter im Süden in dichtem Wald.

Das Auto stoppte. Die Ausflügler setzten ihren Weg zu Fuß fort.

Langsam stieg der Pfad an, um mählich steiler zu werden.

Hier hatte die Natur ausgestreut, was ihrem ewig lebendigen Schoße entsproß: Bambus und Baumfarne, Teakholz- und Mahagonibäume, Kokos- und Fächerpalmen, Agaven- und Kapokbäume, alles wild durcheinander, verschwenderisch hingeworfen aus nimmerschöpfendem Ueberfluß.

Aus dem hundertfältigen Grün leuchteten rote Hebiskusblüten, die weißen, im Innern safranfarbenen Trichter großblättriger Kallas und gelbblühende Leguminosen.

Von den Bäumen hingen Moose in langen Bärten. Wür-

gend umfingen ihre Stämme finger- und armdicke Lianen, die wie luftsuchend und hilfeheischend in die Höhe strebten.

Wie die Pompadurs unserer Großmütter am Arm, baumelten die Nester der Webervögel von den Zweigen. Eichhörnchen tänzelten graziös durchs Geäst, und goldig-grün schimmernde Eidechsen, Tschit-schaks nennt sie der Javaner, hielten Siesta in den wärmenden Strahlen der aufsteigenden Sonne.

Schmetterlinge, handtellergroß, umgaukelten die Blütenkelche. Zikaden zirpten, Moskitos sangen, Feuerhummeln summten, Vögel trillerten und Gibbons und Makais kreischten unharmonisch in dieses Konzert.

Edith, Mac und de Vries plauderten und lachten. Traute ging schweigend. Ihre Sinne waren lebendig wie diese grandiose Natur. Ihre Seele war mit diesem Land, und ihre Gedanken vertieften sich in alles, was um sie war.

Auf einer Savanne — diesen großen in die Wildnis hineingestreuten Grasflächen — stand sie still. Ihnen gegenüber stiegen geordnet in Reihen, wie ein Karree Soldaten, die schlanken Stämme einer Gummipflanzung auf. An mehreren Stämmen waren die Gehäuse großer Muscheln befestigt, die in der Sonne wie Silberklumpen leuchteten. Ein Wegweiser wies nach Westen.

„Was bedeutet das?" fragte Traute.

„Meinen Sie diese Tritionshörner an den Bäumen?"

„Ja."

„Das ist ein Tabu, meine Liebe, ein Verbot und soll heißen, daß die Pflanzung nicht zu betreten ist."

„Warum sind wir dann jetzt im Begriffe, diese Tabu zu überschreiten."

„Könige haben ihre eigenen Gesetze," antwortete Edith und wies mit weitausholender Geste in die Runde. „Mein Königreich!"

„Also könnten Sie sagen: Das alles will ich dir schenken, so du niederfällst und mich anbetest."

„Wenn ich wollte, verehrter Herr Hauptmann, gewiß! Ich will aber nicht und werde nicht wollen."

Das werden wir sehen, dachte Mac und schritt voran.

Vor dem Administrationsgebäude, das über der Pflanzung lag, kam den Ausflüglern der Administrator Ediths entgegen.

Er hieß Kereh Mahil und war ein Mischling. Seine Landsleute überragte er um Haupteslänge, war hübsch von Angesicht, weichlich und wenig beweglich.

Das Gegenteil von ihm war seine Frau, eine Javanerin und, wie diese fast ausnahmslos, klein, zierlich und voller Lieblichkeit.

Auf der untersten Stufe der Treppe, die zur Veranda führte, saß ein alter Mann. Das war Frau Mahils Vater.

Er und seine Tochter gingen in „Landestracht", also mit entblößtem Oberkörper. Seine Füße waren nackt, die seiner Tochter zierten mit blitzenden Steinen und Metallblättchen besetzte Sandalen. An den Armen prangten Schlangenringe. Kereh Mahil trug einen weißen Leinenanzug.

Frau Edith wußte Distanz zu halten. Ohne besondere Einleitung kam sie zum Thema.

„Wie weit sind wir, Mahil?" fragte sie.

„Immer noch an derselben Stelle," antwortete der Indo.

„Das ist mehr als fatal. Woran liegt das?"

„Ich weiß nicht, Mevrouw. Es will nicht vorwärts gehen."

Auf Ediths Gesicht lag Unmut. Sie sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an und dachte sich ihr Teil.

Sie wendete sich an die anderen. „Ich muß noch ein Stück weiter," sagte sie. „Das dürfte den Herrschaften zuviel werden. Wenn Sie sich hier gütigst niederlassen wollen, bitte!"

„Pardon, schöne Frau, was gibt es denn da oben Wichtiges zu sehen?" fragte Mac.

„Zinn-Vorkommen. Ich lasse danach graben. Wie Sie hörten, will es nichts werden. Deshalb möchte ich mich selbst überzeugen."

„Darf man mit von der Partie sein?" fragte Mac.

„Wenn Sie mögen, gern."

Und so stiegen Edith, Mac Leod und Mahil bergan, während Traute und de Vries von Frau Mahil auf die Veranda gebeten wurden. Dort nahmen sie in bequemen Liegestühlen Platz.

Die Javanerin trug Kokosnüsse und Mangafrüchte herbei. Der Alte schlug die Nüsse an, und die Gäste tranken die erfrischende Milch mit Wohlbehagen. Dazu rauchte de Vries eine Abdullah und auch Traute bat um eine solche.

Die Ruhe tat wohl. Der Weg war doch reichlich beschwerlich gewesen.

„Unsere verehrte Frau Smitts ist von einer beneidenswerten Spannkraft," nahm de Vries nach längerem Schweigen das Gespräch auf. „Nötig haben dürfte sie die Parforcekuren nicht."

„Touren meinen Sie wohl, Herr Leutnant?"

„Verzeihung — Kuren meine ich, Frau Hauptmann. Das war bis hier herauf doch kein Ausflug mehr, sondern ein Gang durch das Dampfbad. An mir ist kein trockener Faden."

„Sollten gehen wie wir," sagte da der Alte, der neben seiner Tochter auf der Matte hockte, „das ist gesund und bequem und taugt für dieses Land. Das Zu-bis-an-den-Hals ist nicht gut für hier."

„Müßte mich nett ausnehmen mit nacktem Oberkörper bei meinen langen Stelzen. Wie ein unflügger Kranich! — Sie könnten sich ja das Lachen nicht erhalten."

Der Alte machte ein todernstes Gesicht und sagte ohne Scheu ziemlich respektlos: „Lachen würde ich nicht, aber freuen würde ich mich über einen Vernünftigen unter tausend Toren."

„Schönes Kompliment, das Sie uns machen."

„Ich kann den Auslanders kein Kompliment machen," erwiderte der Alte achselzuckend. „Wir leiden an ihnen und durch sie. Sie sind unsere Herren, nicht unser Glück!"

Eine Antwort konnte de Vries nicht geben. Er wurde gerufen. Mahil erschien an der Veranda und bat ihn auf Veranlassung des Hauptmanns Mac Leod zu Frau Smitts.

Die beiden gingen.

Währenddessen saßen Edith und Mac auf einem Baumstamm und warteten.

„Meine Hochachtung," sagte Mac. „Ihr Betätigungsdrang, Ihr Können und Ihr Einfühlungsvermögen sind fabelhaft."

„So scheint es," wehrte Edith ab. „Wenn ich eitel wäre, müßte ich erröten und dankend quittieren. Erfreulicherweise bin ich es nicht. Ich gehe lediglich in den Spuren meines Mannes."

„Das Inwiefern interessiert mich."

„Nicht ich habe das, was Ihnen zu imponieren scheint, zusammengebracht, sondern mein Mann. Er konnte nur in Zahlen, Gulden, Gummi, Reis, Plantagen und Pflanzungen denken. Wenn ich ihn nicht verlieren wollte, mußte ich ihm folgen, und so wuchs ich zwangsläufig in die Dinge hinein."

„Dann dürfte Ihr Leben an der Seite Ihres Gatten oft der Wärme entbehrt haben."

„Sie irren! Das Gegenteil ist richtig. — Der Tag gehörte der Arbeit, an der er mich, wie ich schon sagte, teilnehmen ließ und die er mich lieben lehrte. Die Abendstunden waren dann Feierstunden. „Des Indes" kannte ich damals nicht."

Mac seufzte. Dann sagte er resigniert: „Wenn meine Frau nur etwas von Ihrem Kraftgefühl, Ihrem Mut und Ihrer Willensstärke hätte! Nur einen Schein! — Nichts hat sie, gar nichts."

„Wenn sie es hätte, wäre sie wahrscheinlich nicht Ihre Frau.

Sie hat anderes, verehrter Herr Hauptmann, und hat große Vorzüge vor anderen. Das fesselte Sie einst. Heute leben Sie in anderen Verhältnissen und unter anderen Bedingungen. Sie leben im ewig sonnigen und ewig lächelnden Java, in das sich ihre Gattin einfügt, als ob sie hier geboren sei, in das auch Sie sich schon einzufühlen beginnen. Wir aber — mein Mann und ich — ließen uns nicht einfangen vom Lächeln und Liebreiz, wir blieben, was wir waren: ehrlich gehaßte Hollanders. Jetzt, mein lieber Herr Hauptmann, reizt Sie der Gegensatz."

„Jedenfalls macht er einen tiefen Eindruck auf mich." Damit nahm Mac Ediths Hand und küßte sie. „Das wenigstens ist doch gestattet," sagte er und sah sie unter den Brauen hervor an.

Edith aber war kein Mädchen mehr und antwortete schlicht liebenswürdig: „So pflegen Gentlements Hochachtung zu bekunden. Der Handkuß ist diskreter als das Wort."

„Aber auch vielsagender."

„Das ist Auffassungssache, Herr Hauptmann. — — — So, nun lassen Sie mal diese wundervolle Hand frei, Verehrtester. Das ist schon der dritte Kuß, den Sie andachtsvoll aufdrücken. Leutnant de Vries könnte auch Appetit bekommen."

„Leutnant de Vries?"

„Na ja! Den haben Sie wohl ganz vergessen? Dort kommt er."

Der Leutnant trat mit Mahil auf die Lichtung.

Er blieb einen Augenblick stehen, sah sich um und fing an unbändig zu lachen.

„Was hat denn der Schafskopf," sagte Mac und ging ihm entgegen. „Kommen Sie nur wieder zu sich, de Vries. Was ist denn los?"

„Herr Mahil hat mir staunenswerte Dinge erzählt von einem Bergwerk. Und nun sehe ich diese — diese Kinderburgen

am Badestrand von Scheveningen. Das ist ja zum Brüllen! — Pardon, gnädige Frau, womit kann ich dienen?"

„Mit einem Urteil. — Herr Hauptmann sagte mir, daß Sie Geologe und Mineraloge seien. Hier ist Zinn gefunden worden und zwar gediegen und als Zinnerz. Die Analysen des letzteren ergaben ein achtundsiebzigprozentiges Resultat. Nun hätte ich gern Ihre Ansicht über Gewinnung und dergleichen gehört."

„Außerordentlich schmeichelhaft für mich. Leider aber vermögen meine bescheidenen Kenntnisse hier nichts. Nur eines vermag ich aus ehrlicher Ueberzeugung zu sagen: das hier" — er machte eine bezeichnende Bewegung — „sieht aus wie ein sehr großer Maulwurfshaufen, in dem spielende Kinder herumgestochert haben oder auch wie ein großstädtischer Schuttabladeplatz. Von methodischem Arbeiten bemerke ich nichts."

Edith wendete sich lachend an Mac: „Nun, Herr Hauptmann, was sagen Sie zu meinem fabelhaften Können? Ueber der Analyse starb mein Mann. Dieser Maulwurfshaufen ist meine erste selbständige Tat."

„Immerhin beachtenswert," erwiderte Mac.

Die Weißen lachten, Mahil aber stand mit reglosem Gesicht dabei und tat, als ob er taub sei.

„Was müßte denn nach Ihrer Ansicht geschehen, Herr Leutnant, um hier vorwärts zu kommen?"

„Das ist so aus dem Handgelenk heraus nicht zu sagen. Gestatten Sie, daß ich mir das reiflich überlege," sagte er mit einem Seitenblick auf Mahil.

„Gern. — Dann wäre hier nichts mehr zu tun?"

„Nein."

Sie gingen den Weg zurück nach dem Administrations-Gebäude. Mahil schritt mit giftigen Blicken hinterdrein.

Unten saß Traute bei den beiden Javanern und ließ sich die kühlende Frucht der Manga schmecken.

„Köstlich," stellte sie fest und der Alte antwortete: „Wie alles, was unser Land gibt. Nur was von drüben kommt, ist nicht köstlich."

„Sie mögen die Fremden nicht?" fragte Traute.

„Nein."

„Und warum nicht? Sie müssen doch einen Grund haben."

„Was Sie hier sehen, war einmal mein. Jetzt gehört es der weißen Frau. Tausende sind arm geworden durch die Hollanders. Was sie uns bringen, ist Unglück, ist Krankheit und Armut."

„Das eine verstehe ich, das andere nicht. Wieso auch Krankheit?"

„Sie sind die Herren. Einen Teil ihrer Herrenwürde macht ihre Kleidung aus. Sie blicken mit Verachtung auf unsere nackten braunen Körper. Das fühlen die Dummen im Lande und glauben auch Herren zu sein, wenn sie mit Hemd und Jacke den Körper verhüllen. Sie lassen die Haut nicht atmen. Und wenn es regnet — und es regnet jeden Tag — dann kann die Sonne ihre Haut nicht trocknen, sie haben das nasse Hemd auf dem Leib, bekommen Rheumatismus, Katarrh und Schwindsucht. — Kultur bringen sie uns," er lachte schallend auf, „Kultur predigen sie uns, die Weißen und machen uns tot."

„Sie sind verbittert, Herr."

„Ich war es, Mevrouw, ich bin es nicht mehr. Ich sitze hier oben und spuck auf die Welt."

„Das ist auch eine Philosophie!"

„Die einzig richtige! Ausspucken, immer ausspucken! Und nichts achten, gar nichts achten, wie es die Fremden tun."

„Ah," sagte Edith, die mit den anderen am Hause angelangt war, „der alte Herr predigt javanische Weisheit. Er kann es nicht lassen und wenn er hundert Jahre alt wird."

Der Alte, der das gehört hatte, antwortete: „Buddha wird ihn so alt nicht werden lassen. Wenn in den Bergen die

heilige Erde aufgerissen wird, soll er mich rufen. Ich will den Frevel nicht erleben, wenn man ihr im Herzen wühlt."

Direkt zu Traute gewendet, sagte er: „Da sehen Sie, wie die Fremden sind. Es ist ihnen nicht genug, was auf der Erde ist, sie müssen auch das haben, was sie in sich trägt. Sie müssen alles haben."

* * *

Auf dem Heimwege im Auto kam de Vries auf das Thema zurück.

„Die da oben kommen nie weiter, Frau Smitts, weil sie nicht weiter kommen wollen. Sie sollten sich einen Fachmann verschreiben, möglichst einen Deutschen oder Engländer. Dann wird es gehen."

„Vielleicht tue ich es. Einstweilen will ich die Erddämonen schlafen lassen, damit der Alte Ruhe findet. Den Berg trägt keiner fort."

5.

Zwischen Edith Smitts und der Familie Mac Leod, insbesondere aber zwischen jener und Traute, hatte sich ein herzliches Verhältnis gebildet.

Täglich waren die Frauen zusammen und täglich kamen sie sich näher. Sie lasen, plauderten und sprachen von heim.

Heim — das war ihr liebstes Gespräch, denn heim war nicht Java. Hier fühlten sie sich beide fremd. Heim — das waren die Niederlande mit ihren Ebenen, ihrem Nebel, ihrem Regen, aber auch mit ihren Blumen, ihrer Sonne und ihren derben, starken, großen, blonden Menschen.

Die die Heimat haben und das Vaterland, kennen oft beides nicht. Die ihnen aber fern sein müssen, wissen, was beide bedeuten.

Das suchen sie dann mit ihrer Seele.

Jeder, der von der Heimat schied — und wenn er es tat in Zwietracht und Unfrieden — sehnt sich einmal doch nach zu Hause! Er sehnt sich nach dem Land, das seine Sprache spricht, das seine ersten Tränen sah, sein erstes Lallen lehrte, sein erstes Gebet, und das die letzten Seufzer seiner Lieben hörte. Er sehnt sich nach dem Vaterland, wie einmal jeder Mensch sich nach der Mutter sehnt.

Davon sprachen die Frauen fast täglich. Und einmal sagte Edith:

„Wissen Sie nun, Traute, warum ich so oft in Batavia bin?"

„Ich glaube es zu wissen. Es hat viel Anklänge an heim."

„Und doch so wenig! Wie man sich bescheiden lernt und genügsam wird in der Fremde!"

„Warum gehen Sie nicht nach Holland zurück?"

„Weil ich noch nicht kann. Es ist vieles zu neu und zu jung. Es braucht mich noch. Nicht meine Arbeitskraft, wohl aber meine Gegenwart. Es sei denn, ich wandelte meinen Besitz um in eine Société oder dergleichen, das aber mag ich noch nicht."

„Und warum noch nicht?"

„Was ich heute verdiene, weiß ich. Was mir bleiben wird, wenn fremde Hände mein Vermögen verwalten, weiß ich nicht. Ich bin allein und eine Frau."

„So heiraten sie doch."

Da lachte sie klingend auf.

„Wen denn, Liebes, wen soll ich heiraten? Die Männer hier? O, wie schnell sind sie Männer gewesen. Sie sind noch nicht vier Wochen im Lande, da hat ihnen die Sonne Energie und Charakter genommen. Und wenn sich einer der Sonne doch zu erwehren versteht, dann peitscht ihn die Habgier. In beiden Fällen haben wir nichts von ihnen. Jeder hier ist irgendwie krank, mehr oder weniger, aber doch krank."

„Sollte es nicht Ausnahmen geben?"

„Wo sie finden, Traute? — Ja, wenn ich drüben auf Sumatra wär, wüßte ich einen, den ich wohl möchte. Ich bin aber nicht dort."

„So rufen Sie ihn."

„Er würde nicht kommen."

„Ist dieser besondere Mensch, den Sie wohl möchten, Holländer?" fragte Traute.

„Ja, Amsterdamer. — Eine Herzensangelegenheit scheint ihn von heim vertrieben zu haben. Ich konnte trotz aller Bemühungen nicht dahinter kommen. Er ist ein vornehmer und stiller Mensch, der wenig nur über sich spricht."

„Dann ist er ein seltener Mensch," sagte Traute aus Erinnern an einen heraus, den auch sie gekannt hatte.

„Das ist er bestimmt — ein seltener Mensch. Wenige Wochen vor Ihrer Einreise war er bei mir. Besuchsweise, so als freundwilliger Nachbar. Ich bin nämlich auch in Sumatra interessiert und begütert. Vielleicht verkaufe ich Calisch u. Co. meinen dortigen Besitz.

Da war das Wort gefallen, das Erinnerungen weckte an vergangene Tage.

Calisch — Calisch u. Co.! Deren einer Pieter hieß und der der war, zu dem einst Mac Leod seine junge Frau jagte, um Geld zu pumpen und der nun einer Herzensangelegenheit wegen nach Sumatra gegangen war.

O, wie sie die Herzensangelegenheit kannte! Wie ihr jedes Wort gegenwärtig war, das sie mit den elenden schmutzigen Geldscheinen in der Hand, dem selbstlosen und vornehmen Manne geantwortet hatte.

„Ich kann dir nicht danken, Pieter. Für dieses Geld nicht. Ich käme mir vor wie eine Dirne. — — Wir können uns nicht mehr wiedersehen, und was so schön war zwischen uns, das ist dahin. — Eine Frau, die betteln geht, die bettelnd zu

dem Manne kommt, der sie liebt, die kannst du nur noch ehren dadurch, daß du sie vergißt."

Nun saß er da drüben auf der Nachbarinsel Javas und lernte das Vergessen und in Buitenzorg lebte eine Frau, die von ihm gesagt hatte, daß sie ihn wohl möchte.

Tagelang dachte Traute nichts anderes als das. Immer nur das! Und eines Tages setzte sie sich hin und schrieb:

Lieber Pieter Calisch!

Eigenes Leid will sich an fremder Freude erfreuen. Deshalb schreibe ich Dir. — Du hast mir soviel Gutes erwiesen, bist mir immer ein wahrer und aufrichtiger Freund gewesen und hast mich dadurch zu bleibendem Dank verbunden.

Noch ist es nicht viel, was ich an Dank abtragen kann. Ich könnte mir aber denken, daß dieses Wenige viel werden könnte.

Ich habe eine Freundin, wie ich einen Freund hatte. Sie heißt Edith Smitts. Wo sie wohnt, weißt Du. Wer und was sie ist, weißt Du auch. Was Du aber nicht wissen wirst, ist die Tatsache, daß sie an Dich denkt. Das ist mehr, als wenn sie nur Deiner gedächte.

Freut Dich das, Pieter Calisch? Ich wünschte es von ganzem Herzen.

Gertrud Mac Leod.

Dann kam ein Nachsatz:

Antworte mir nicht. Du kennst meinen Mann. Und vergiß nicht, was ich Dir schrieb.

Den Brief adressierte sie: An den Gouverneur General von Sumatra zur gütigen Weitergabe an Herrn Pieter Calisch aus Amsterdam.

Kara brachte ihn zur Post.

* * *

Das schöne Verhältnis der beiden Frauen, das durch sie selbst kaum je eine Trübung erfahren hätte, fand sie durch Mac.

Er hatte sich auf Edith Smitts verbissen.

Wenn Edith bei Traute war, war er fast immer zugegen. Sonst ließ er sich kaum sehen. Und wenn sie nicht zugegen war, war er in „Des Indes", weil sie dort wohnte und er der Hoffnung lebte, sie dort zu sehen.

Näher gekommen war er ihr immer noch nicht einen Schritt.

„Das Aas ist wie Stein," hatte er heute früh zu de Vries gesagt, als sie vom Dienst kamen und sich an der Gartenpforte trennten.

Und Kara hatte es gehört.

Und auch das hatte er gehört, daß der Hauptmann sagte: „Aber heute abend will ich Klarheit haben und wenn die ganze Herrlichkeit zum Deuwel geht."

Da hatte der Inder geahnt, um wen es sich handelte und hatte einen Vorsatz gefaßt, den er auch am Abend zur Ausführung zu bringen entschlossen war.

* * *

Vor „Des Indes" stehen zwei Waringinbäume, die ihre Luftwurzeln mühsam von der Erde heben, um sie erst in ziemlicher Entfernung vom Boden zum Stamme zu vereinen. Sie sehen aus wie lange dünne Finger einer sehr schmalen Hand oder wie die Beine einer riesigen Spinne.

Verborgen hinter einem dieser Bäume hockte Kara. Er wartete. Das tat er mit bewundernswerter Ausdauer schon stundenlang. Er wußte seinen Herrn im Hotel. Sein Ahnen sagte es ihm. Aber dieses Ahnen genügte ihm nicht, er wollte sich überzeugen.

Oft schon war er dem Hauptmann nachgeschlichen, der seinen Weggang von Frau und Kind mit dienstlichen An-

gelegenheiten entschuldigt hatte und immer war er entweder in „Des Indes" oder bei „Daendels" verschwunden.

In beiden Hotels hatte Kara seine Leute. Von ihnen erfuhr er, daß zweimal bei „Daendels" gespielt, während in „Des Indes" nur getrunken worden war.

Heute aber war Mac zu Hause unausstehlich gewesen. Er hatte geflucht, hatte die Nonna eine Schlampe genannt, hatte den Burschen geohrfeigt und dreimal das Taillenjäckchen gewechselt. Immer war es ihm nicht weiß genug gewesen. Auch parfümiert hatte er sich. Und dann hatte er jene Aeußerung getan!

Das alles tat ein Mann nur dann, wenn er maßlos erregt war und Besonderes vorhatte. Heute ging es um mehr als Split, Cocktail, Chablis, Sekt oder Karten. Heute ging es um ein Weib.

Das wußte Kara und deshalb wartete er.

Es war schon eine blöde Einrichtung dieser Europäer, am Abend erst Mensch zu werden.

Ueberhaupt diese Auslanders!

Wie sie sich vor der Sonne fürchteten! Wie die Fledermäuse. Und wie sie erst zur Nachtzeit aus ihren Häusern krochen, nicht, um sich in der Abendkühle zu ergehen, nein, um wieder in einem anderen Hause unterzukriechen.

Das nannten sie Erholung und Zerstreuung suchen!

Zu den silberblinkenden Sternen, die so fern sind und doch so nah scheinen, und die aus denen, die sie lieben, glückselige Kinder machen, blickten sie nicht auf. Und in den kobaltblauen Nachthimmel hinein träumte keiner von ihnen.

Nur seine Nonna konnte zur Nachtzeit immerzu in die blitzenden Lichtlein schauen und wurde dessen nicht müde. Und wenn sie es tat, dann waren ihre Augen groß und weit und voller Zauber. Wie der Himmel selbst, so waren sie.

Und wenn aus den Kampongs der Eingeborenen die weh=

mütigen Töne der Gamelangs durch die Mondnacht seufzten, dann weinten diese Augen und in ihnen war ein bitterwehes Herzeleid.

„Großer Schiwa, hilf meiner Nonna," das betete Kara jede Nacht.

Und jetzt saß er hier auf dem Rasen des Vorplatzes und wartete — wartete immer noch und würde warten die ganze Nacht, bis die Sonne die Erde küßte. Er, der sein Herr war, mußte in jenem Hause sein, mußte durch jenes Portal treten und mußte jene Stufen dort herabsteigen.

Einmal mußte er heim!

Da — endlich, lange nach Mitternacht, wurde aus Ahnen Gewißheit: Mac Leod schritt an der Seite Edith Smitts ins Freie.

Er schaute sich um, rechts und links, dann blickte er geradeaus. Seine Augen bohrten sich in die Finsternis. Sie blieben am Wurzelgeflecht des Waringinbaumes haften.

Und Karas Herz schlug hörbar.

Langsam kamen sie näher. Immer hatte der Herr den Blick auf den Baum gerichtet. Edith schien ihm bis zur Straße das Geleit geben zu wollen. Freudig bewegt schien der Herr nicht zu sein. Sein Gesicht sah geisterbleich zu Kara herüber.

Plötzlich blieben sie stehen.

„Und Ihr Bescheid ist endgültig," hörte er den Herrn sagen und hörte die Frau antworten: „Ja! Ich kann nicht anders, Herr Hauptmann, Sie sind gebunden."

„Und wenn ich frei wäre?! Wenn ich nicht Frau und Kind hätte?"

Wie er das hinsagte: „Wenn ich nicht Frau und Kind hätte!" — Als ob eine Ehe auszulöschen sei mit einer Handbewegung!

Edith graute.

Daß er immer wieder auf dieses eine zurückkam!

„Warum quälen Sie mich, Herr Hauptmann," sagte sie.

„Warum drängen Sie mich weg von Ihrer Gattin, die ich gern mag?"

„Weil ich Sie liebe. Sie wissen es. Liebe — liebe!"

Da klang ein Seufzer zu ihnen herüber, leise — wie ein Hauch nur.

Mac hatte ihn doch vernommen.

Er lauschte, spannte, straffte sich.

„Warten," raunte er Edith zu und sprang über den Rasen hin.

Kara schnellte auf. Wie der Leib des Panthers war der seine in der Nacht und noch bevor Mac heran war, war er im Dunkel verschwunden. Wie ein Schatten! Lautlos!

„Nichts," sagte Mac, als Edith zu ihm trat, „und mir war es doch, als ob — — —."

Edith legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Es ist die Sonne, Mac Leod, die Sonne, die euch alle wandelt, die Ihr neu seid."

Dieser Bemerkung hatte es noch bedurft, um ihn jede Besinnung verlieren zu lassen. Er riß die Hand von seiner Schulter und hielt sie fest.

„Ja, es ist die Sonne, kluge Frau! Die Sonne ist es, nur die Sonne, die mich verbrennt, nervös macht und zittern läßt wie einen Greis oder einen Rekruten, die mich zum Split treibt, mir den Verstand nimmt, mich aus Rand und Band bringt. Die Sonne, nur die Sonne! Und diese Sonne, die bist — du!"

Er riß sie an sich. Wie Eisenringe waren seine Arme. Und er küßte ihr Stirn, Augen, Mund und Hände. Im tollen Taumel. Wieder und immer wieder.

Und zwischen jedem Kusse flüsterte er: „Sonne — — — Sonne — — — du, meine Sonne!"

Dann ließ er die halb Ohnmächtige frei, klappte die Hacken zusammen, verneigte sich und sagte: „Ich komme wieder, wenn ich — — frei bin. Gute Nacht, gnädige Frau" — und ging.

Und an die Wurzeln des Waringinbaumes gelehnt, stand Edith Smitts und weinte Tränen der Scham und der Verzweiflung. Auch in ihren Augen war das bitterwehe Herzeleid, das in denen der Nonna war, wenn sie in stillen Nächten zu den blitzenden Sternen sah.

Zerschlagen, müde und um das stille Glück betrogen, das Traute ihr geworden war, schritt sie den Weg zurück, den sie gekommen.

* * *

Als Mac Leod nach Hause kam, lag Kara auf der Matte der Veranda in seine Decke gewickelt und schlief. Scheinbar fest und traumlos.

Mac spuckte nach ihm aus.

Nicht weit von Kara lag die Babu Siti.

Der gab Mac einen Schlag auf den nackten Schenkel, der sich unter der Decke hervorstahl und schnalzte mit der Zunge.

Dann ging das Menschentier zur Ruhe.

Zwei schwarze Augen glühten ihm nach.

„Daß du tausend Tode stürbest, du Hund," sagte Kara, faltete die Hände und betete zu Schiwas Gattin, der grausamen Durga, immer das gleiche: „Töte ihn, Göttin — töte ihn!"

6.

Seit diesem Ereignis waren drei Monate vergangen.

Mac kümmerte sich kaum noch um Traute, um seinen Jungen gar nicht. Was er tat, war leicht zu erraten, Familie und Beruf waren ihm überflüssige Dinge. Wo etwas los war, war er. Nach den Frauenbädern der Javanerinnen ging er täglich. Abends trank er oder tanzte in „Des Indes", und wenn er lange nach Mitternacht über den Koningplein

stolperte, überlegte er bereits das Programm für den nächsten Tag.

Den begann er dann stets in der gleichen Weise; fluchend und schimpfend. Auch heute wieder.

Und diesmal hatte er es mit Traute, die ihrer schweren Stunde entgegensah und sich von ihrem Heim nicht trennen wollte.

Er war dafür, daß sie das im Hospital tat und nicht zu Hause. Die Umstände dabei, das schmerzvolle Vorher und Rücksicht heischende Später paßten ihm nicht. Das Ganze störte ihn.

Gott, — Kinder mußten sein, und schließlich war ja Kinderbekommen keine angenehme Sache. Das sah er wohl ein, aber die Frauen waren dazu bestimmt. Jede Mutter war durch schwere Tage gegangen. Das war nicht anders. Damit mußte aber doch nicht gerade er belästigt werden. Das ließ sich doch in jeder Klinik oder in der Stovia ungesehen und ungehört machen.

Dann brachte man das Wurm eben mit, wenn es soweit und vorbei war.

„Also, was wird nun," redete er auf sie ein, „gehst du oder gehst du nicht?"

„Ich bleibe!"

„Aus Trotz! Aus Niedertracht! — Wunderbar gewandelt hast du dich, das muß ich sagen."

„Und ich muß sagen, daß du dich gar nicht gewandelt hast. Du bist immer der gleiche selbstsüchtige und herzlose Patron. Du bist der skrupellose Mensch, der nur eines kennt: sich selbst! Und der auch nur sein eigenes lächerliches bißchen Ich gelten läßt. Der wie ein gänzlich verzogenes und ungezogenes Kind greint, wenn ihm nicht nach Laune und Willen geschehen kann."

„Fertig mit dem Conterfei, schönste Frau?"

„Ja, obwohl ich dich immerzu malen könnte, schwarz in schwarz. In meinem Empfinden hast du dich selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellt."

Mit übergeschlagenen Beinen saß er da und sah sie dreist aus unverschämten Augen an.

„Also gar nichts mehr übrig für mich," fragte er zynisch, „gar nichts?"

„Wenn nicht unser Junge wäre — — kaum! Du gehst nur noch als der Schatten von einst neben mir her."

So ging das in Variationen stundenlang und endete stets mit einer Nacht bei Wein und Weibern.

Auch diesmal wieder.

* * *

Am anderen Morgen stöhnte Traute in Qualen und Schmerzen und ein winziges Wesen, zart und zerbrechlich, wimmerte auf den Kissen der Wiege, die neben ihrem Lager stand.

Im Garten schon empfing die Babu Siti den Herrn.

„Ein Mädchen ist da, Mijnheer," sagte sie, „ein Mädchen! Der Doktor ist drinn."

Und Mac wurde bleich.

Wut war in seinem Blick.

„Also ist sie doch nicht gegangen, das — — —!"

„O, so ein kleines winziges Mädchen," zeterte die Babu, „so ein kleines! — Und schreit immer." — Dann tat sie geheimnisvoll: „Aber es wird nicht lange schreien, Mijnheer, nicht lange. Die Sonne wird es verbrennen, so klein ist es."

„Daß sie es täte," stieß er zwischen den Zähnen hervor und Siti glotzte ihn aus dunklen Augen verständnislos an.

„Daß es tot geboren wäre! Ein Segen wäre es gewesen für sie und mich."

Siti zergliederte die Worte, zerriß sie, wie ein Kind einen Puppenbalg zerreißt, um zu sehen, was in ihm ist.

„Tot — — geboren! Tot ge . . . !"

„Ja, du Kamel! Totgeboren! — Daß sie alle zugrunde gingen. Alle! Das frißt du natürlich nicht, du . . .!"

Damit stampfte dieses Menschentier dem Hause zu, und die Babu setzte sich in den Schatten des karminroten Daches eines Flamboyantbaumes, des einzigen in diesem Garten und dachte nach über die Worte Leods, die er in maßloser Erregung hingeworfen hatte, etwa so, wie sie hier ihr leidenschaftliches und gedankenloses „Gottverdimmich" herausstießen.

Was war mit Mijnheer? Er war so wild und war so bleich, wie das weiße Wölkchen, das über dem Krater des Gede schwebte. Mevrouw war schuld daran, die nicht tat, was er wollte und sich nicht beugte unter seinem Willen. Sie war seine Frau, sie mußte es. Ihm dienen, das war ihr von den Göttern bestimmt. Sie tat es nicht, und deshalb mochte er sie nicht leiden. Sie tat Böses wider ihn und die Götter. Nun wünschte er ihr und dem Kleinen den Tod.

Ob er wohl kam, der Tod, wenn man ihn rief? Kaum! In Java nicht. Da mußte man nachhelfen, mußte ihn schieben, herbeizerren mit eigenen Händen. Dann war er da und blieb und tat, was er wollte, und niemand wußte, woher er gekommen.

Es war ja so leicht! In die Suppe, in das Essen, in die Milch zwei — dreimal nur ein wenig der winzigen Härchen, die fester saßen in Magen und Darm als der Pfeil in der Wunde, und der Doktor kam nicht wieder aus dem Haus, bis der Tod sein Laken über den Leidenden breitet.

Dann waren sie erlöst und fanden ein seliges Nirwana.

Und dann würde Mijnheer immer lieb sein zu Siti, würde sie immer auf den Schoß nehmen, immer küssen und nie mehr schlagen.

Und die Babu Siti lächelte, wie vor Monaten die Hindus lächelten, als am Manikarnikah-Ghat in Benares die Scheiter-

haufen loderten, wie die steinernen Götter lächeln zu den auf wunden Händen dargebrachten blutenden Herzen der Gläubigen, wie Java lächelt und alle, die auf Insulinde in der Sonne schreiten.

Und Babu Siti steckte sich eine Pandanusblüte ins schwarze Haar und ging ins Haus.

Auf der Veranda hatte der Stabsarzt Dr. Boos mit dem Hauptmann Mac Leod ein ernstes Gespräch.

Kara stand hinter einem Pfeiler und lauschte. Von der Küche her hörte die Babu zu.

„Ich schicke eine Schwester," sagte der Arzt, „das muß sein. Ihre Gattin ist außerordentlich schwach und ungewöhnlich erregt. Sie braucht sorgsamste Pflege. Braunen Händen möchte ich sie nicht überlassen. Wenn für absolute Ruhe gesorgt wird, habe ich keine Bedenken, denn ihr Herz ist gesund. Jagen Sie die schreienden Verkäufer von der Straße weg. Dieses Geplärr zerreibt ja die Nerven."

„Soll geschehen. Das kann mein Bursche tun," antwortete Mac.

„Und Sie, mein lieber Herr Hauptmann, hm — das nehmen Sie mir mal jetzt nicht übel, was ich Ihnen sage, sollten sich die Kameraden wenigstens acht Tage bei „Daendels" und in „Des Indes" allein amüsieren lassen."

„Herr Stabsarzt! Erlauben Sie!"

„Ist nicht bös gemeint, Verehrter. Ich rate ja nur. — Wir haben lange keinen so flotten und liebenswürdigen Kameraden gehabt. Das Kompliment kann ich Ihnen machen. Aber Ihr Tempo, mein Lieber, Ihr Tempo! Da kann ja auf die Dauer niemand mit. Der arme de Vries ist ja schon jeden Tag betrunken und oben — beiläufig bemerkt — fängt man schon an, das greise Haupt zu schütteln."

„So? Tun sie das, die Herren Oberbonzen? — Sollen sie! Haben da wenigstens etwas zu tun."

„Richtig — aber immerhin — — —! Na, geht mich ja nichts an. Wir Quacksalber pflegen den Herren von der anderen Fakultät immer auf die Nerven zu fallen."

„Durchaus nicht! Mir bestimmt nicht! Im Gegenteil! Ich bin Ihnen dankbar, Herr Stabsarzt, für Ihren Hinweis."

„Freut mich. Ich meine es wirklich gut. Sie glauben ja nicht, wie schnell wir hier verbraucht sind. Keiner glaubt das! Und doch frißt uns Java auf. Innerlich!" Er zeigte auf Herz und Hirn. — „Wir merken es erst dann, wenn wir am Boden liegen, von der Sonne gefällt, wie die Bäume des Urwaldes, die die weißen Ameisen stürzen."

Leod lächelte. Da sah ihm Boos sehr ernst in die Augen.

„Das haben Sie sich auch schon angewöhnt," sagte er hart, „dieses Lächeln, dieses eigene, dieses ganz besondere, dieses kranke, dieses — — — gottverdammte Lächeln?!"

Er reckte sich auf.

„Himmelherrgott — — — lacht! Aber lächelt nicht. Tränen sind besser als — — — diese Lüge!"

Damit ging er.

Mac Leod war es sonderbar ums Herz.

* * *

Dr. Boos hatte die Schwester geschickt. Eine, die nicht lächelte. Deren Hände gesegnet waren und deren Augen eine Seele hatten.

Immer, wenn Dr. Boos durch die Gartenpforte schritt, klopfte er dem Burschen auf die Schulter.

„Recht so, mein Sohn, recht so! Keinen Lärm dulden, auch keinen Besuch einlassen. Niemanden. Verstanden!"

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt."

„Schon jemanden abgewiesen?"

„Herrn Leutnant de Vries."

„Schau, schau! War wohl ein schweres Stück Arbeit? Was? Kann mir's denken." Damit strampelten seine kurzen Beine den Gartenweg entlang.

Drinnen im Hause, am Bett der Patientin, hellten sich seine bärbeißigen Züge vollkommen auf.

Es ging der Wöchnerin gut. Auch das „winzige Wesen" — Johanna Louise sollte es getauft werden — befand sich wohl. Die Schwester betreute Mutter und Kind mit rührender Sorgfalt.

Puls 77, Temperatur 36,3. Besser konnte es nicht gehen.

„Wenn wir so weiter steigen auf der Leiter des Lebens, verehrte Frau Hauptmann, können wir in vier Tagen versuchsweise aufstehen," konstatierte er, und Traute drückte ihm dankend die Hand.

Ueber Karas steinernes Gesicht aber, der unsichtbar immer zugegen war, wenn es sich in irgendeiner Sache um seine Nonna handelte — augenblicklich hockte er unter ihrem Fenster auf der Veranda — glitt ein warmes Leuchten.

Schiwa hat geholfen. Das war seine innerste Ueberzeugung.

„Aber was dann, wenn wir aufstehen können?" sagte Dr. Boos. „Wohin dann mit unserer glücklichen Mutter?"

Mac stutzte. Was wollte der Quacksalber mit seiner Frage?

Auch Traute verstand ihn nicht.

Da Boos in vier fragende Augen sah, wurde er deutlicher:

„Sie können natürlich nicht in Batavia bleiben," klärte er auf, „Sie müssen in die Berge. Zum mindestens Buitenzorg! Besser aber noch höher hinauf. Nicht für die Ewigkeit, Frau Hauptmann, selbstverständlich nicht, aber drei bis vier Wochen sollten es schon sein."

Traute war wenig freudig berührt von dieser Eröffnung. Sie kannte ihren Mann, der zwischen Trunk und Liebe haltlos hin- und herpendelte und der die Reinheit des Hauses

kaum zu achten imstande war. Nur ihre Anwesenheit legte ihm ja einige Zurückhaltung auf.

Nein, sie wollte nicht in die Berge.

Dr. Boos aber ließ sich nicht beirren.

„Gnädige Frau," begann er ihr zuzureden, „ich kann es durchaus verstehen, daß Ihnen Ihr Heim lieb ist. Darum aber geht es nicht. Es handelt sich hier um die Erfüllung selbstgewählter Pflichten. Selbstgewählter und unabweisbarer Pflichten," das bekräftigte er ausdrücklich. — „Wenn ich Sie und Ihren Gatten auch ausschalte, die Kinder kann ich nicht ausschalten. Sie sind da. Sie brauchen die Mutter nicht nur heute und morgen, sondern auch übermorgen. Und da erst recht. Diese kleinen Menschen wollen wachsen, geführt und erzogen werden."

Seine Worte fielen in ein verstehendes Herz.

Den letzten Widerstand zerschlug sein Mahnen: „Wir sind nicht mehr wir, wenn wir Kinder haben. Das vergißt man so leicht."

Er hatte recht. Die Kinder — — — die waren ihre Aufgabe. Sie sollten auch ihr Trost sein.

Wie Entspannung ging es durch ihren Körper. Als ob ihr wunderwirkende Medizin injiziert worden wäre, so war das. Ihr war leicht und wohl.

Mochte Mac tun, was ihm zu lassen nicht möglich war. Trinken und den Weibern nachlaufen! Mochte er. Immerzu. Sie fand sich mit dem Faktum ab.

In Gedanken ging sie die Zeit zurück und fand, daß sie unerfreulich gewesen war.

Sie hatte sehen müssen, wie Mac die Babu in den Arm kniff und diese ihn anlachte. Dann hatten die zwei sich geküßt. Das hatte ihr weh getan. Auch daß er um Edith warb, hatte sie geschmerzt. Und vieles andere noch.

Jetzt liefen die Gedanken den Tagen voraus.

Was würde werden, was sein? — — Doch nur das, was bereits gewesen war! Traute stellte es sich vor, plastisch, greifbar. Sie sah Mac wieder die Babu küssen, zehnmal, hundertmal. Sie sah noch mehr als das, sah Widerwärtiges und Häßliches. Und fühlte nichts dabei. Nicht einmal Scham fühlte sie. Gar nichts! Es war ihr so gleichgültig, was er tat. So absolut gleichgültig.

Er war ihr wohl schon gestorben.

Mit ihrer feinen schmalen Hand faßte sie sich nach Stirn und Augen. Dann sah sie groß zu Boos auf.

„Ich gehe, Herr Stabsarzt, ich gehe. Bestimmen Sie bitte wohin."

Boos strich ihr sanft über das schwarze Haar — ein stiller Dank war in dem Streicheln — dann schob er seinen Arm unter den Macs und führte ihn hinaus auf die Veranda, um dort das Weitere zu bereden.

Und jetzt saß Kara nicht mehr auf der Veranda unter dem Fenster seiner Nonna, sondern im Garten unter der Veranda.

Ueber ihm sprachen zwei Männer von Traute Mac Leod, Buitenzorg und Edith Smitts.

Der eine redete ernst und eindringlich, der andere hatte Ausflüchte — er log.

Und Kara wußte warum.

* * *

Am gleichen Tage noch, nachmittags zwei Uhr, trabte ein Inder die Straße Batavia—Buitenzorg gen Süden. Immer in gleichmäßiger Schnelle, wie ein aufgezogener Automat, aber triefend und schwitzend im Sonnenbrand. Er war in Weltevreden daheim und hatte sich für heute beurlauben lassen.

Um sechs Uhr abends meldete der Djonkes Panang im Hause Smitts in Buitenzorg seiner Herrin diesen Inder.

Er wurde vorgelassen.

Als er über die Schwelle trat, machte Frau Edith große Augen.

Ihr Gesicht wurde einen Schein bleicher. Ihre Stimme klang seltsam erregt, als sie fragte: „Sind Sie nicht Mac Leods Diener?"

„Ja, Herrin, ich bin es," antwortete Kara.

„Was führt Sie zu mir?"

„Das Leid!"

Sie schwieg. Endlich fragte sie: „Ihres oder — — —?"

„Das meiner Nonna."

„Was fehlt ihr?"

„Eure Liebe!"

Wie Hammerschläge fielen die Worte des Inders in das von Erinnerungen aufgepeitschte Empfinden Ediths. Ihre Augen wurden noch größer. Sie starrte den steinernen Gast wie ein Wunder an.

„Meine Liebe — —," flüsterte sie, „meine Liebe — fehlt — Ihrer Nonna. Reden Sie deutlicher, bitte."

Und Kara erzählte: „Ihr habt Euer Antlitz gewendet von Weltevreden, weil Ihr nicht denkt an Nonna, sondern an Sahib. — Ich weiß, daß er Euch weh tat. Das aber tat er Euch, nicht meiner Herrin. Nun ist sie krank. Sie hat ein Kind geboren. Sie soll nach Buitenzorg und dachte an Euch. Auch der Doktor tat das, aber der Herr sprach dagegen. Ihr wäret seines Hauses Feind, sagte er und log. — Nun komme ich bitten, Herrin, für meine Nonna."

Langsam richtete sich sein gebeugter Körper zu seiner ganzen Größe auf und seine weichen dunklen Augen wurden tief und zwingend.

„Helft meiner Herrin! Ruft sie! Sie denkt an Euch."

„Ich kann nicht," stöhnte Edith, „ich kann es nicht."

„Was tat Euch meine Herrin, daß Ihr es nicht könnt?

Sie war Euch immer gut. Sie trägt nicht Schuld. — Ueberwindet Euch, Herrin. Beugt Euch vor Eurem besseren Ich. Ich hasse den Sahib und diene ihm doch. Ich lasse der Nonna nicht entgelten, was er mir tat. Tu das auch."

„Was er mir tat! — — Was tat er mir?"

„Er war, der er ist! Ich stand hinter dem Waringinbaume und sah es."

Edith verfärbte sich. Ihre Hände zitterten und ihre Lippen bewegten sich. Sprechen konnte sie nicht. Auch Denken nicht. Seine Worte hatten Seele und Gewissen getroffen.

Wahr und aufrichtig, mit überzeugender Kraft, sagte Kara:

„Niemand weiß es, Herrin, und niemand wird es wissen. Auch Kara stirbt einmal. Das sollte Euch Trost sein."

Und die Europäerin war nicht kleiner als der Asiate. Sie erhob sich, kam auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Das größte, was uns Menschen werden kann, ist die Treue. Halten Sie sie Ihrer Nonna und sich selbst! — Ich komme nach Weltevreden."

Schweigend küßte der braune Hindu der weißen Herrin Gewand.

Schweigend ging er auch.

* * *

Tatsächlich war Frau Edith Smitts zeitig am anderen Morgen schon bei Traute Mac Leod vorgefahren, hatte ihren Besuch gemacht, ihre Glückwünsche dargebracht und ihre Einladung übermittelt.

Traute hatte sich aufrichtig gefreut und sie dankbar angenommen.

Leod und Kara waren nicht erwähnt worden.

Und nach weiteren acht Tagen war Traute tatsächlich mit Klein-Hannele — wie Johanna Louise genannt wurde — und Schwester Maria in Buitenzorg eingezogen.

Es hatte vorher noch einen harten Kampf gekostet, ihr die Mitnahme Normanns auszureden, aber Dr. Boos hatte gesiegt. Sein Hinweis darauf, daß sie nicht zum Vergnügen reise, daß sie vorerst absolute Ruhe bedürfe und die Versicherung, daß er „den Kronprinzen" selbst bringen würde, wenn es an der Zeit sei, hatte sie zufriedengestellt. Er hatte ihr zwar noch zugestehen müssen, wenigstens Sonnabends und Sonntags zu ihrem Jungen kommen zu dürfen. Das hat er getan. Gern getan. Und sie war beruhigt gefahren.

Nun waren Mac Leod und die Babu Siti allein.

Nur der Hindu Kara lief ihnen im Wege herum.

7.

Ohne anzuklopfen stürzte Djonkes Panang in Trautes Zimmer.

„Mevrouw, ans Telephon! Schnell!"

„Was ist?"

„Dringendes!"

„Dringendes?"

„Ihr Gatte!"

Der ist nicht dringend, dachte Traute.

Widerwillig folgte sie dem Diener und widerwillig nahm sie den Hörer.

„Hier Traute — — — Waaas? — — — Normann krank! — — — Schlimm? — — — O Gott."

Der Hörer entglitt ihrer Hand. Panang fing ihn auf. Einen Augenblick stand sie wie versteinert. Dann lief sie davon.

In ihrem Zimmer rannte sie auf und ab, hin und her, immer wieder vom Fenster zur Wand und von Tür zu Tür. Abgerissene Sätze, Worte, Silben rangen sich von den blutleeren Lippen und verflatterten im Raum.

„Normann — — — Kleines Jungchen, liebes — — — Schlechte Mutter, die dich allein ließ — — — Butzi! Butzimännchen krank — — — Gott — — — Nicht gehen sollen — — — Widersetzen — — — Gezwungen hierher. Mich gezwungen — — — o diese — — — diese Schurken ohne Gewissen!"

Plötzlich blieb sie stehen. Ruckartig, wie angewurzelt. Als ob sie einen Feind wittere, der versteckt im Hinterhalt liegt.

Eiseskälte war in ihr.

Hatte der Gedanke an die Gewissenlosen in Weltevreden den Schmerz erschlagen? Hatte der Haß die Liebe erdrosselt? War das letzte Restchen von Empfinden für den, der der Vater ihrer Kinder war, aus Herz und Seele gewichen?

Es mußte so sein, denn in ihr war kaum ein Fühlen mehr.

Sie schellte dem Diener. Er kam.

„Wo ist die Herrin?"

„In den Bergen und auf den Sawahs."

„Wann kommt sie zurück?"

„Weiß nicht, Mevrouw."

Sie stampfte mit dem Fuße.

„Wann geht der nächste Zug nach Batavia?"

„In einer halben Stunde."

„Komme ich noch zurecht?"

„Bequem."

„Wo ist Schwester Maria?"

„Soll ich sie rufen?"

„Tun Sie es."

Die Schwester erschien mit Hannele im Arm. Wie ein Morgensonnenstrahl sah sie aus, und wie der Gottesmutter Antlitz strahlte das ihre auf das kleine Menschenkind herab.

Das wirkte auflösend und befreiend auf die widerstreitenden Empfindungen der gehetzten Frau.

Schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen.

Ihr Leib bebte, zitterte und zuckte. In haltlosem Dahinfließen brach zutage, was Monate lang mit übermenschlicher Kraft niedergehalten und in tiefster Brust gehütet worden war: Schmerz, und immer wieder Schmerz.

Kosend streichelte die warme Stimme der Schwester Trautes gemarterte Seele.

„Stark bleiben, liebe Frau Hauptmann, nicht weinen. Alles wendet sich. Nichts ist ewig in unseren Tagen. — Was ist Ihnen, Frau Hauptmann?"

Ein tränenbetautes Gesicht sah zur Schwester auf, ein Wort nur zitterte ihr entgegen.

„Normann — — —"

„— — — ist krank," vollendete sie, „und wird wieder gesund werden. Vertrauen zu Gott und denen, die er zu Helfern bestellte, sollte in Ihnen sein. Vor Wochen erst hielt er seine Hand über sie. Er wird sie nicht von Ihnen nehmen."

„Er tue es! Ich will ihm danken immer. — Hüten Sie mein Kleines, Schwester Maria. Ich muß heim. Es muß schlimm stehen, wenn mich mein Mann ruft. Ich telephoniere Bescheid. Wenn ich nicht wiederkommen kann, kommen Sie bitte sofort zurück. Verständigen Sie auch Frau Smitts. Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich ging."

„Wie es sei und was auch kommen mag," antwortete Maria, „es tröste Sie der Gedanke, in Erfüllung einer Pflicht gegangen zu sein, und wenn es ganz Nacht um Sie werden sollte, dürfen Sie doch einen Morgen erwarten. Was auch geschehe, immer sollten Sie daran denken, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. — Gehen Sie im Herrn. Ich hüte Klein-Hannele."

* * *

Mit dem Mittagszug fuhr Traute nach Batavia.

Kara erwartete sie auf der Station. Er wußte, daß sie kommen würde und war erschüttert, als er sie sah.

Noch nie hatte er Furcht verspürt in seinem Leben. Jetzt saß ihm die Angst — eine wahnsinnige Angst saß ihm im Herzen. Nur die Frage nicht, die eine Frage nicht tun, die eine Antwort wecken mußte, eine furchtbare. Schweigend mußte er sie hineinführen können in ihr entsetzliches Leid.

„Einen Wagen, Kara," befahl Traute, „schnell einen Wagen."

Aber Kara zögerte.

„Los, los, ich will heim."

„Nicht fahren, Nonna," bat er, „gehen, ruhig des Weges gehen, wie uns die Götter unsere Straße führen. Wir schwachen Menschen ändern nichts und wenden nichts. Wir können nur dulden und können nur groß sein im Ertragen."

Also gingen sie zu Fuß. Wortlos und in sich gekehrt.

Als sie durch Molenvledt waren, bog Kara links ab.

„Warum gehen wir nicht über die große Brücke," fragte Traute.

„Weil der Weg näher ist, Nonna, zum Militärhospital."

„Zum Militär — — —"

„Ja, dort findet Ihr den, den Ihr lieb habt. Zu Hause wird kaum jemand sein."

„Wo ist mein Mann?"

Kara zuckte die Schultern. Dann sagte er: „Im Casino will er angerufen werden, wenn man ihn braucht. Er kommt nur nachts nach Hause."

„Und die Babu?"

„Die — — die war — — noch nicht zurück, als ich weg-ging."

„Wo war sie?"

Er setzte zum Sprechen an. Er stockte und schluckte. Es ging nicht. Da schwieg er.

„Wo war sie, Kara? Reden! Wo ist die Babu?"

Mit Widerstreben nur antwortete er: „Beim Ambtenaar."

Trautes Schritt wurde schwer. Die Füße waren wie festgeklebt am Boden. Ihre Augen weiteten sich. Ahnung stieg in ihr auf.

„Beim Ambtenaar," wiederholte sie. Beim Amb — — was — — wie denn? Um Gotteswillen! — Was tut sie denn beim Staatsanwalt?"

Feierlich ernst antwortete der Inder: „Nichts ist zufällig! Alles was ist: Tag und Nacht, Glück und Unglück, Freude und Leid, Leben und Tod, alles alles, Nonna, hat eine Ursache. Krankheit auch."

„Und die Babu — — —?"

„— — — ist die Ursache."

Gehetzt und in namenloser Angst: „Wie denn, Kara, wie?"

„Wie auf Java üblich."

„Vergiftet?"

„Ja."

Da wankte Traute und drohte zu stürzen. Kara stützte sie. Die Javaner huschten an ihnen vorbei. Auch vor dem Schmerz noch lächelten ihre Gesichter.

Am Waterlooplein verhielt Kara den Schritt.

Er rang mit sich, kämpfte und überwandt sich.

Jetzt kam das Hineinführen ins Leid. Es war so schwer.

Zögernd sagte er: „Nonna — wollt Ihr hinaufgehen? Hier ist das Hospital."

Wortlos nickte Traute.

„So kommt! Es ist ein schwerer Weg. Er wär Euch leichter, wenn Ihr meines Glaubens wäret."

Da stand Traute still und noch bevor sie fragen konnte, kam die Ergänzung:

„Nichts ist nichts und alles ist nichts! Am Ende ist der Anfang. Aller gläubigen Menschen Sehnsucht ist ein seliges Nirwana."

„Ka — — ra — —?!"

Der umfaßte die Frau schweigend mit einem Blick tiefsten Mitleids und heiligster Liebe.

„Er ist tot?!"

Da senkte er den Kopf auf die Brust.

„Sein Körper," sagte er leise.

Und ein gellender Schrei: „Tot," hallte über den Waterlooplein.

Für einen Augenblick hemmte er jede Bewegung, löschte alles Denken aus. Selbst die braunen Gesichter, die nur zu lächeln verstanden, waren im Schreck erstarrt.

Und eine Frau lief, rannte, jagte die Straße hinunter.

Heim!

* * *

Und eine andere Frau stand an der Gartenpforte dieses Heimes und starrte in den Himmel.

Sie war beim Ambtenaar gewesen, das zweitemal schon, war überschüttet worden mit Fragen — — hatte geschwiegen und gelächelt.

Da hatte man sie gehenlassen wie das erstemal auch.

Sie kannte das. Kein Baum stürzte mit einem Schlag. Beim dritten Male erst pflegten sie alles zu wissen. Dann fand man den Weg nicht wieder heim.

Jetzt erwartete sie den, für den sie tat, was sie getan, der aber sie trotzdem nicht gestreichelt hatte, nicht auf die Knie genommen und nicht geküßt! Er sollte ihr raten und helfen und kam nicht. Er ließ sie allein.

Geistesabwesend blickte sie immer noch zu den Wolken auf, die dunkel waren, tief über der Erde hingen, sich schoben, drängten, stießen und drohend zusammenballten.

Sie sah nichts und hörte nichts und schien erstarrt und stand, wo sie stand.

Und auch dieser Frau war bitter weh ums Herz.

So sah Traute die Babu, als sie daherrannte — stehenblieb

— sich reckte — weiterlief, unkenntlich und unerkennbar denen, die sie kannten. Von Schmerz entstellt, von Wut verzerrt.

Das schwarze Haar zerzaust, in wirren Strähnen über der Stirn, mit wahnsinnig geweiteten Augen, offenem Munde, aus dem die keuchende Brust pfeifenden Atem preßte, mit verkrampften Händen, der Menade gleich, langte sie an.

Und die Hände hoben sich, tasteten vor, faßten zu.

Wie Glieder einer Kette umfaßten eiskalte Finger der Babu Hals, fühlten Widerstand, krallten sich ein, drückten — fest, — fester, — noch mehr, mit unheimlicher Kraft.

Ein gurgelnder Laut entrang sich der umklammerten Kehle.

Das war Haß! Ein unhemmbarer, lodernder, brennender Haß, der seines Werkes waltete.

„Stirb," gellte es der Babu in die Seele. „Stirb," gellte es ihr ins Gewissen. „Stirb" und immer wieder „Stirb."

Da ließ langsam der Widerstand nach, den Traute gefühlt. Als ob eine Uhr stehen bleiben wollte, so war das: Tick — tack.

Wieder: Tick — — tack, nur langsamer, feiner.

Und noch einmal ganz leise: Tick — — — tack.

Dann war es vorbei!

Kara, der Traute gefolgt war — im strömenden Regen durch die menschenleeren Straßen — nicht langsamer, nicht schneller als sie durch Molenvledt gegangen, fand Herrin und Dienerin reglos am Boden.

Er sah der Babu blaurotes Gesicht, die starren Augen, den offenen Mund und die Male am Hals. Da wußte er, was ihr geschehen war.

„Jedes Tier hat eine Seele, du hattest keine," sagte er und stieß sie mit dem Fuße beiseite.

Er beugte sich über die Herrin. Er lauschte. Er hörte das Herz schlagen.

Da nahm er sie auf die Arme und trug sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Nun lag die Nonna besinnungslos in dem gleichen Hause, in dem ihr kleiner Liebling tot lag.

* * *

Normanns Tod und die Rache der Mutter, die so ganz verschieden war von der heimtückischen Vergeltung, die man auf Java übte, hatte die Kolonie in beispiellose Erregung versetzt. Es gab kein Haus und keine Hütte, in der „der Fall" nicht Tagesgespräch war.

Niemand verdammte die Frau, selbst die Javaner nicht. Nur die hohe Behörde war in einiger Verlegenheit, wie sie die Sache vor dem heiligen Gesetz und dem Staatsgewissen zu regeln und zu formulieren habe.

Da war es Dr. Boos gewesen, der den Bürokraten auf die Sprünge geholfen hatte. Er hatte alle Aerzte des Hospitals zusammengerufen, auch die dort studierenden Javaner und hatte eine Sektion vorgenommen. Den Befund hatte er von jedem einzelnen feststellen, niederschreiben und unterschreiben lassen. Diese zweiunddreißig Erklärungen hatte er „den Herren der Intelligenz", wie er sie nannte, unter die Nase gehalten.

Die hatten befriedigt genickt. Einer aber hatte gesagt: „Das ist nur ein Teil der Angelegenheit. Der andere bleibt offen."

„Welcher andere?"

„Der der Täterschaft und des unbefugten Eingreifens der Frau Hauptmann in ein schwebendes Verfahren."

Da hatte Boos erst ein ganz dummes Gesicht gemacht, dann hatte er losgelegt und zum ersten Male in seinem Leben geflucht.

„Gottverdimmich! Erlauben Sie mal: Wenn ich eine Magd habe, einen Burschen und einen Diener, boote den Burschen aus, schick ihn in die Kaserne zurück und jage meinen Diener

dauernd im Gelände 'rum, dann muß ich notwendigerweise mit dieser Magd allein bleiben. Und wenn mir während dieses Alleinseins zehn silberne Löffel gestohlen werden, dann muß wiederum notwendigerweise die Magd die Diebin sein, wenn ich mich nicht selbst beklaut habe. Das kann man sich doch hoffentlich zusammenreimen."

„Wir sind keine Dichter, Herr Stabsarzt, wir sind Juristen. Wir reimen nichts zusammen, wir stellen fest."

„Habe ich eben auch getan und zwar so gut, als es den Umständen nach ging. Das Frauenzimmer ist ja, Gott sei Dank, tot, und wenn man tot ist, ist man stumm. Das kann ich auf meinen Diensteid nehmen. Und nun, meine Herren, stellen sie mal mehr fest."

Damit stampfte der kurzbeinige Doktor aus dem Zimmer und ließ sich die Juristen ihre Köpfe weiter zerbrechen.

Er stampfte einige Häuser weiter und ließ sich beim Gouverneur melden. Mit diesem hatte er eine sehr ernste Unterredung.

Der im Vorzimmer postierte Beamte hörte oft das Wort: Schweinekerl.

Dann geschah etwas Ungewöhnliches: Se. Exzellenz der Herr General-Gouverneur fuhr mit Stabsarzt Dr. Boos zu dessen oberster Dienststelle, und drei Tage später erhielt der Hauptmann Mac Leod seine Versetzung nach Benjoe-Biroe.

So ward er in seinem ruhmreichen Soldatenleben das zweitemal abgeschoben.

8.

Traute war seelisch und körperlich zusammengebrochen. Ohne jede Teilnahme sah sie die Tage kommen und gehen oder vielmehr: sie sah sie nicht. Sie hatte keine Vorstellung mehr von Tag und Nacht, noch von irgendeinem anderen Geschehen.

Ihr Mann hatte sie einmal besucht, auch de Vries war

dagewesen, ebenso Edith Smitts. Zum Bewußtsein aber war ihr das nicht gekommen. Ihre Augen sahen leer in den Raum.

Dr. Boos war deshalb in gelinder Verzweiflung. Er wußte sich kaum noch Rat.

„Wir können gar nichts," sagte er zu seinem Unterarzt, „es muß von draußen kommen. Irgendein Ereignis muß sie wachrütteln."

„Vielleicht reagiert die Patientin auf Schwester Maria und Klein-Hannele."

„Versuchen wir's."

Und die Schwester Maria wurde gebeten. Sie kam und ging, wie sie gekommen war. Die Kranke hatte weder sie, noch ihr Töchterchen erkannt. Immer gleichmäßig anteillos starrten die leeren Augen zur Zimmerdecke.

Am achten Tage ihrer Krankheit erschien Mac Leod noch einmal. Es war der letzte Besuch, den er machen konnte. Anderen Tags hatte er nach Benjoe-Biroe abzureisen.

Auch ihn erkannte sie nicht.

Wie er sie liegen sah, apathisch und ohne Verstehen, ging es ihm doch nahe. Ein letzter Rest von Gewissen regte sich und sprach ein deutlich vernehmbares Schuldig. In einer Anwandlung von Reue küßte er die feine Hand, die auf der weißen Decke lag.

Draußen fing ihn der Doktor ab.

„Im Interesse der Kranken eine Frage," sagte er.

„Bitte," sagte Mac.

„Wen werden Sie aus Ihrer näheren Umgebung in Weltevreden zurücklassen, Herr Hauptmann?"

„Ich verstehe nicht recht."

„Wenn Ihre Gattin erst wieder wohlauf sein wird, sollte sie außerhalb des Hospitals die Pflege finden, die dann immer noch zur vollkommenen Gesundung erforderlich ist. Die Erschütterung, die sie erlebte, ist katastrophal. Es ist gar nicht

ausgeschlossen, daß wir Ihr Töchterchen und den Diener zur Genesung sehr nötig haben könnten."

„Da es sein muß, bescheide ich mich gern, Herr Stabsarzt und reise allein."

„Akzeptiere verbindlichst dankend und wünsche alles Gute."

So war es abgemacht, daß Hannele und Kara vorläufig in Weltevreden blieben.

Mit jedem Schritt, den Mac durch die Korridore des Hospitals tat und dem Ausgang näher kam, hob sich seine gedrückte Stimmung. Als er auf dem Waterlooplein stand, war sie ganz verschwunden.

Hatte nicht der Medizinmann gesagt: wenn sie erst wieder wohlauf sein wird. Na also. War ja gar nicht so schlimm. Würde schon wieder denken lernen, die gute Traute und sich auch wieder erfreuen können an ihrem Mädelchen. Würde schon werden.

Die Eröffnung war auch eine Freude wert. Und freuen tat man sich am besten in „Des Indes".

Dahin ging er.

Sonnenblatt empfing ihn mit einem halb ironischen und halb mitleidigen Lächeln.

„Wie das Befinden, Herr Hauptmann?"

„Sehen Sie das nicht, Mann Gottes?"

„Nun ja! Und wie geht es Frau Hauptmann, wenn ich fragen darf?"

„Passabel, mein Lieber. Man muß zufrieden sein."

„Freut mich, freut mich aufrichtig," versicherte Sonnenblatt und schritt mit dem Gast nach den Cocktailtischen.

Dort setzte er sich ihm gegenüber.

„Gestatten doch, Herr Hauptmann," vergewisserte er sich vorher.

„Was gibt es Neues, Verehrtester? War lange nicht hier und unter Menschen."

„Ist auch lebhaft genug bedauert worden, Herr Hauptmann. — So 'n Schicksalsschlag! Donnerwetter! Ich hätte auf der Nase gelegen."

„Glaub' ich! Aber nun hören Sie mal auf' von dieser erfreulicherweise überwundenen Sache und erzählen Sie mir, was hier inzwischen gespielt wurde."

„Nichts Besonderes, Herr Hauptmann. Bissel Flirt, bissel Klatsch. Wie immer."

„Und wie geht das Geschäft, Herr Sonnenblatt?"

„Danke der Nachfrage. Leidlich, Herr Hauptmann. Wenn ich so sagen darf — zeitgemäß."

„Inzwischen neue Gäste eingezogen?"

„Nein! Für morgen sind Zimmer bestellt."

„Von Ausländern?"

Sonnenblatt zuckte die Achseln. „Weiß nicht so recht. Eine Firma in Djambi belegte zwei Zimmer."

„Djambi! Wo liegt das Nest?"

„Auf Sumatra."

Mac stutzte. — „So, auf Sumatra. — Und wie heißt die Firma?"

„Ja, wie heißt sie doch gleich? Ca — — — Ca — — — warten Sie mal," bat er, nahm sein Notizbuch zur Hand und setzte den Kneifer auf die Nase. Endlich hatte er den Namen gefunden. Calisch Compagnie heißt sie."

Mac trommelte nervös mit den Fingern auf der Marmorplatte. Dann stürzte er seinen Cocktail hinunter.

„Bitte!" — Er schob Sonnenblatt das Glas hin.

Der winkte einem Djonkes.

„Whisky," befahl Mac.

Der Diener flitzte.

„Kennen Herr Hauptmann jene Firma," fragte Sonnenblatt.

„Nein," antwortete Mac, „ich kenne nur einen Calisch in Amsterdam."

„Hm," machte Sonnenblatt und steckte sein Büchlein wieder ein.

Dann war es eine Weile still zwischen den beiden.

Endlich begann Sonnenblatt wieder, so ganz beiläufig, als ob er nur etwas zu sagen beabsichtigte: „Uebrigens hat sich Frau Smitts für morgen angemeldet."

„Frau Smitts — — —"

„— — — aus Buitenzorg. Ja. War auch lange nicht da. Seit Sie ihr den Besuch machten. Wissen Sie noch, Herr Hauptmann?"

„Nee!"

„Tut auch nichts zur Sache. Jedenfalls wohnt sie wieder bei mir, wenn ich so sagen darf. Und das ist das Wesentliche."

Sonnenblatt wurde abgerufen und Mac saß allein. Er hatte die Hände in beiden Taschen und starrte auf das silberne Deckelchen seines Whiskyglases.

Also Calisch kam nach Batavia und Frau Smitts kam auch. Sonderbar. Beide am gleichen Tage! Und noch sonderbarer war es, daß sie an dem Tage kamen, an dem er abreisen mußte.

Ob sie sich kannten? — Aber das war ja Unsinn. Der Name Calisch war zwischen ihnen nie gefallen, seit sie zusammen verkehrten.

Purer Zufall! Bestimmt nichts anderes. Wie sollte auch Pieter Calisch ausgerechnet zu Edith Smitts kommen? Sie stammte aus Amersfort und lebte schon seit zehn Jahren auf Java. Und er war in Amsterdam daheim.

Aber — und da schloß sich der Kreis — er war vordem lange Zeit in den Tropen gewesen. Vielleicht, daß sie sich doch flüchtig schon begegnet waren!

Und wenn, was wollte sie hier in Batavia? Buitenzorg

lag keine sechzig Kilometer entfernt und dort hatte Edith Smitts ein Haus.

Gottver — — —! Sie trafen sich. Sie trafen sich hier in „Des Indes." Das stand fest, gleichviel, ob sie sich kannten oder nicht.

Und er mußte morgen reisen!

So gingen seine Gedanken durcheinander, als ob sie betrunken wären.

Und als sich gegen Abend der Hauptmann Mac Leod nach Hause begab, ging er wie seine Gedanken.

Aber nicht als ob, sondern de facto. — — —

* * *

Pieter Calisch und Edith Smitts waren angekommen. Sie schon am Vormittage, er spät nachts. Beim Frühstück am übernächsten Tage sahen sie sich zum ersten Male.

Edith war leicht befangen, Pieter sehr schweigsam. Es war ja auch ein sonderbares Verhältnis, in dem beide zueinander standen. Er wußte, sie ahnte nur.

„Schlechte Fahrt gehabt, Herr Calisch?" nahm Edith das Gespräch auf.

„Nein, gnädige Frau."

„Sie sehen bleich aus und abgespannt."

„Mir ist wohl," sagte Pieter. „Es ist nur das: Bewegt mich etwas, so tut es das gründlich."

„Ist es indiskret, zu fragen, was Sie bewegt?"

Da reichte ihr Pieter Trautes Brief hinüber. „Wenn Sie ihn lesen wollten, gnädige Frau, er wird Sie klar sehen lassen."

Pieter sah ihre Rechte zittern. Dann sah er sie erblassen und kurz darauf rot werden.

Behutsam legte sie den Brief auf den Tisch.

Erst sagte sie lange nichts, dann ganz leise: „Die Gute," und nach einer Weile nochmals „die Gute."

Da streckte ihr Pieter die Hand hin, die sie ergriff und herzhaft drückte. „Sind Sie mir böse?“ fragte er.

„Wie sollte ich! — Sie meinte es, wie sie war: Ganz ehrlich, ganz gerade und ganz selbstlos. — Ich war zwar nicht wenig erstaunt, als Sie sich nach Trautes Adresse erkundigten und wenn ich offen sein soll, nicht sehr gut auf unsere Freundin zu sprechen. Sie hatte mir gegenüber nie von Ihnen gesprochen, mit keinem Wort, selbst da nicht, als ich die Bemerkung tat, die sie diesem Briefe zugrunde legte. Das verstimmte mich.“

„Und jetzt?“

„Bin ich restlos versöhnt.“

Pieter nickte beglückt, und das erstemal seit Amsterdam wich der Ernst seiner Augen einem stillen Leuchten.

„Sie werden sich denken können,“ sagte er, „in welche Verfassung mich Ihre Nachricht versetzte. Seit Tagen bewußtlos! Ich konnte mir das nicht vorstellen und sprach mit meinem Doktor. Der bestätigte die Ansicht des behandelnden Arztes, daß in derartigen Fällen nicht selten völlige Gehirnlähmung eintrete, wenn nicht eine äußere Einwirkung die Bewußtlosigkeit löse. Da ich nun in der Amsterdamer Tragödie dieser lieben Frau eine Rolle spielte, entschloß ich mich zur Reise. Wollen wir beide zu ihr gehen, gnädige Frau?“

Edith Smitts bejahte schweigend und erhob sich.

Pieter führte sie am Arme hinaus.

* * *

In seinem Sprechzimmer empfing sie Dr. Boos.

Pieter legte ihm seinen Vorschlag dar.

Boos war sehr ernst. Ueber die Brillengläser weg sah er zu dem Sprechenden hinüber. Dann wiegte er zweifelnd den Kopf. Endlich platzte er heraus:

„Sagen Sie eins: Wie stehen Sie zu Frau Hauptmann?“

Pieter wurde bleich. Er wußte keine Antwort.

„Ich meine natürlich — —.“ Er stockte. Auch ihn ver-

ließen die Worte. Für einen Moment nur. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Verflucht noch mal," polterte er los, „bin ich denn schon ganz verdattert von dieser dummen Geschichte!" — Er reckte sich. — „So geht die Chose nicht. Also jetzt mal nichts übelnehmen, verehrter Herr Calisch. Alle Empfindungen ausschalten. Wir sind hier in einem Militärhospital und wollen eine kranke Frau gesund machen. Sagen Sie mir also bitte das eine: Auf Grund welchen Erlebens glauben Sie, daß Sie derjenige sind, welcher — —?"

Noch bevor Pieter antworten konnte, hielt Edith dem Arzt den Brief hin, den sie im Hotel an sich genommen hatte.

Er schob die Brille auf die Stirn und überflog die Zeilen.

„Das könnte gehen," sagte er vergnügt und gab den Brief zurück, überlegte kurz und sagte noch einmal: „Könnte gehen."

„Ich glaube auch," pflichtete Pieter bei, „umsomehr als ich oder vielmehr mein Vater derjenige ist, der die Versetzung Mac Leods durchdrückte. Die Calischs sind dadurch die indirekten Urheber all des Unglücks geworden, das Frau Hauptmann hier betroffen hat."

„Na, na, mein Lieber, so weit geht die Sache nicht. Wo bliebe da die eigene Verantwortung?"

„Das muß jeder mit seinem Gewissen ausmachen, Herr Stabsarzt."

„Auch richtig! Besser etwas ernst genommen als leicht. — Aber wie arrangieren wir nun den Besuch? Warten Sie mal."

Er dachte nach. Dabei sah er von einem zum anderen. Zuletzt verabredeten sie: Sie wollten zu dritt das Zimmer betreten. Erkannte sie die Kranke sofort bei ihrem Erscheinen, dann war es gut, blieb sie aber teilnahmslos, dann sollte Pieter allein zu ihr reden und alles weitere mußte sich dann von selbst ergeben. — — —

* * *

Traute erkannte niemanden oder richtiger, sie sah gar nicht nach den Eintretenden hin. Es war, wie es immer war: Der Zustand, der Boos zur Verzweiflung brachte.

Er stampfte mit dem Fuße auf und schob Pieter unsanft an Trautes Lager.

Der beugte sich langsam zu ihr nieder.

„Traute?" flüsterte er und legte seine Hand auf ihre Stirn. „Traute — hörst du mich?"

Ihre Augen richteten sich auf ihn. Es war, als ob Verstehen lebendig werden wollte. Die Starre wich.

„Ich bin zu dir gekommen," sprach er weiter, „von Sumatra herübergekommen, um dir zu danken für dein gütiges Gedenken."

Er faßte ihre Hand und drückte sie.

„Erkennst du mich, Traute? Weißt du, wer ich bin?"

Sie versuchte zu nicken. Dann zog sie ihn zu sich herab und er setzte sich auf den Rand des Bettes. Ihre Lippen bewegten sich. Sie sprach:

„Warst du in Buitenzorg, Pieter Calisch?"

„Nein, Traute, ich war nicht dort. Aber Frau Smitts ist hier."

„Wo?"

Boos schob sie vor.

„Auch sie will dir danken, Traute."

„Liebe, gute Frau Hauptmann," mehr konnte Edith nicht sagen.

„Seid Ihr — Euch — gut?" fragte Traute.

Da nickten beide, weil sie nicht nein zu sagen vermochten. Und Traute lächelte.

Sie strich mit der Rechten über die Decke, zart, mehrere Male, als ob sie jemanden streichele. Dabei schien es ihr zum Bewußtsein zu kommen, daß sie krank war.

„Wo bin ich denn?" fragte sie.

Boos trat vor.

„Bei mir sind Sie, gnädige Frau, bei Ihrem ollen Doktor. Kara konnte nichts mit Ihnen anfangen, deshalb brachte er Sie mir. Das erzähle ich Ihnen mal später bei einer Tasse Tee. Und jetzt werden die zwei hier verduften, meine Liebe. Sie werden morgen wiederkommen und werden Besuch mitbringen."

„Besuch?"

„Da machen Sie große Augen! Sind Sie gar nicht gewöhnt von mir, was? Ja, wenn der olle Boos in Geberlaune ist, verbietet er nicht, da gestattet er."

Er hatte sich an Pieters Stelle gesetzt, scheinbar scherzend über Traute gebeugt — in Wirklichkeit stellte er die Reaktion seiner Worte fest — sah ihr tief in die Augen und begann zu fragen: „Wen wohl werden sie mitbringen, die zwei? Raten Sie mal, gnädige Frau."

Traute schwieg.

„Hannele," sagte Boos. Und als er Verstehen gewahrte, sagte er weiter: „Und Schwester Maria."

„Hannele und Schwester Maria," wiederholte sie.

„Soll auch der Diener Kara mitkommen?"

„Kara? Ja, der soll kommen."

„Und Ihr Gatte?"

Müde antwortete sie: „Nur wenn er will."

Da war Boos restlos zufrieden.

„Alsdann, Herrschaften, die Besuchszeit ist vorbei. Morgen können Sie länger bleiben. Bitte, verabschieden Sie sich."

* * *

Draußen schüttelte er beiden die Hände.

„Glänzend gegangen! Wie beim Staatsexamen. Vielen Dank für gütige Assistenz. War eine verfluchte Geschichte, eine ganz scheußliche Sache."

„Besteht noch Gefahr?" erkundigte sich Edith.

Sein Leutnant meldete ihm die Gesundung Trautes und ihren Aufenthalt in Buitenzorg. Jede Woche sei er dort. Auch der bärbeißige Boos schlösse sich nicht aus. Es sei ein herzliches Einvernehmen, das sich zwischen allen gebildet habe.

Mac lachte auf. „Herzliches Einvernehmen — im Kaffern-gral!"

Und dann erwähnte de Vries beiläufig, daß es scheinbar in Kürze eine Ueberraschung geben werde. Sei da Besuch angekommen, ein Herr Calisch aus Djambi auf Sumatra. Uebrigens kurz nachdem er — der Hauptmann — abgereist sei. Frau Edith zeichne den Gast auffallend aus und Frau Hauptmann scheine zu schieben. Hoffentlich sähe man sich am Tage der Verlobung, da Calisch ja ein guter Bekannter von ihm — dem Hauptmann — sei, wie jener versichert habe. Der Brief schloß:

„So, das wäre alles, was ich mitzuteilen hätte. Heute abend fahren wir wieder nach Buitenzorg. Mopsen Sie sich nicht allzusehr in Ihrer Kulturenklave, verehrter Herr Hauptmann. Wenn ich an Benjoe Biroe denke, packt mich das große Grauen. Mich tröstet aber die Ueberzeugung, daß Sie mit der Zeit auch dort Schwung in den Laden bringen werden.

Ihr getreuer de Vries.

NB. Sonnenblatt läßt grüßen."

Den Brief zerriß Mac in tausend Fetzen.

„Wichtig! Sonnenblatt läßt grüßen. Ausgerechnet!" — aber doch wenigstens einer von den vielen, der ihn nicht vergessen hatte.

Er warf sich auf die Couchette, daß sie in allen Fugen krachte.

Blase, verdammte! Ihn hierher zu verpflanzen, während sechzig Kilometer von Batavia Buitenzorg lag.

Buitenzorg! Dort schwamm man jetzt in Seligkeit und Sünden.

Er lachte wieder.

Nee, in Sünden nicht! Dazu waren die zu — zu — zu Na ja! Wie Eiskaffee und Himbeerwasser! Und obenauf schwamm Calisch.

Calisch. Das rote Tuch für den Toro. Calisch, den er vergessen hatte!

Was Wunder! Vergaß er nicht immer? Hatte er nicht auch sein Weib vergessen und Hannele und Kara und alles, was gewesen war in den letzten Monaten und Jahren?

Daran mußten die Sonne schuld sein oder der Split oder die halbnackten Leiber der braunen Frauen, die in der Sonne glänzten wie antike Bronze und biegsam waren wie die Bambusrohre.

Die braunen Frauen! Wie sie schreiten konnten, leicht graziös und doch voll Kraft, wie die Gazellen, wenn sie im Mondlicht durch das Glagahgras zur Tränke zogen. Und wie sie sich wiegen konnten zum Klang der Gamelangs, wie die Palmwedel im seufzenden Hauch der Nacht. Wie ihre Augen zu leuchten verstanden und ihre Lippen zu küssen!

Mochten sie selig werden in Buitenzorg im „herzlichen Einvernehmen." Sein Paradies war bei Ario Nahs.

Dahin ging er auch jetzt wieder, wie er jeden Tag hinging. —

Am vierzigsten Tage seines Aufenthaltes in Benjoe Biroe kam Traute mit Töchterchen und Diener an.

Sie hatte sich trefflich erholt, und Mac fand sie gut aussehend.

Eine Stunde lang freute er sich ihres Daseins, dann „hatte er einen Weg vor."

Traute hinderte ihn nicht. Sie hatte Hannele und den Hindu Kara, die genügten ihr. Den Gatten konnte sie entbehren und mußte ihn entbehren wochen- und monatelang.

Für den gab es eben nur eines, das sich lohnte: Die Nächte bei Ario Nahs, und nur eine, die ihn beseelte: Anthje Darijah.

* * *

Oft, wenn Mac seiner Frau am Morgen begegnete — zu anderen Tageszeiten kam es kaum vor — blickte er sie prüfend an.

Daß sie ihn nie sah und nie das Wort an ihn richtete, daß er für sie nicht existierte, tot war, konnte er dennoch und trotz allem nicht fassen. Es verdroß ihn und schmerzte ihn, weil es seine Eitelkeit verletzte. Selbst die aller Tugend bar sind, heischen Geltung. Er machte keine Ausnahme.

Deshalb stand es bei ihm fest, daß Trautes Nichtachtung einen Grund haben müsse, und den sah er nicht in sich, sondern in ihr.

Das rote Tuch flammte vor seinen Augen. Der Toro Calisch stand auf. Mac Leod war eifersüchtig.

Jetzt jagten ihn zwei Leidenschaften. Er wurde seiner Tage nicht mehr froh und die um ihn waren auch nicht. Traute am wenigsten.

Nichts ist nichts, und alles ist nichts, was diesseits des Ewigen ist. Das ist die letzte Erkenntnis der Weisen. Es ist auch die schwerste.

Stundenlang saß Traute mit gefalteten Händen und dachte der Worte ihres Dieners. Dieser Worte und auch jener anderen, die er in Buitenzorg zu ihr gesprochen, als er sie zum Bleiben zu bewegen suchte:

„Laßt ihn verkommen, Nonna. Man folgt nicht dem Wertlosen.

Hang zu Trunk und Hang zu nächt'gem Wandern,
Langer Schlaf, Verkehr mit Bösewichtern,
Gattentrennung, Wohnen auch bei andern,
Sind des Mannes Fehler, die das Weib vernichten.

Laßt ihn, Herrin. Betet zu Schiwa, daß er nicht wiederkommt. Er taugt nicht zu Euch.

Was hat ein regelloses Sein
Mit regelrechtem Tun gemein?
Es finden Dunkel sich und Helle
Auch niemals an derselben Stelle!

Ihr seid der Tag, er ist die Nacht. Geht nicht zu ihm, Herrin!"

Sie war gegangen und büßte nun, wie alle büßen müssen, die wider die Vernunft handeln. Das Schicksal warf seine kreisenden Ringe.

Jeder Tag nahm Mac ein Stück Menschenwürde.

Er wußte das Gefühl selbst nicht zu deuten, das zwischen Wut, Scham und Ekel lag und ihn ergriff, wenn er seine stille Frau sah, sein kleines strampelndes Mädchen, den ernsten Inder.

Von der Ordnung und Reinheit des Hauses fühlte er sich unangenehm bedrückt, und die gänzliche Unberührtheit seiner Hausgenossen von allem, was Java hieß, war ihm unheimlich.

Der Schuldige will andere schuldig wissen und fühlt sich nur unter Schuldigen wohl.

„Was hockst du hier und bohrst Löcher in den Himmel," herrschte er Traute an, als er eines Morgens infolge hohen militärischen Besuches eine Stunde vor der üblichen Zeit schon zum Frühstück die Veranda betrat und sie auf der Treppenstufe sitzen sah.

„Das ist der richtige Platz für eine Herrin, die Treppenstufe!"

„Ein Lump wird auch auf dem Thron kein König."

„Recht so! Wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden!"

„Nein! Wer sich selbst erniedrigt, verdient, daß er bleibt, wo er ist."

„Dann bleibe!"

„Ich tue es und würde es begrüßen, wenn du es mir nachtätest."

„I sieh doch an! Möchtest wohl mit dem braunen Halunken allein sein oder dir einen weißen verschreiben können. Vielleicht den aus Sumatra?"

„Ich verstehe nicht. Aber wenn du mit dem braunen Halunken Kara meinen solltest, dann darf ich bekennen, daß ich so oft mit ihm allein bin und sein muß, als du es vorziehst, fern zu sein. Wie oft das der Fall ist, weißt du ja."

Mac beugte sich behaglich im Rohrsessel zurück. Zynisch antwortete er: „Sehr oft, gewiß! Es wird auch noch öfter der Fall sein."

„Bitte! Es hindert dich nichts. Betrachte dich als vollkommen ungebunden — — —."

„— — wie du dich als ungebunden betrachtest."

„— — und gehe die Wege, die du gehen mußt," vollendete sie den Satz, den er mit seiner Zwischenbemerkung unterbrochen hatte. „Einst kommt die Zeit, wo ich dich anders sehe."

„Trennen wir uns, Verehrteste, damit du sie nicht zu sehen brauchst."

„Nein, noch nicht! Ich will sie sehen. Ich sehne sie herbei und erwarte sie an deiner Seite. Ich bin nicht so groß, daß ich mir diese Stunde versagen könnte. Ich bin auch nicht so groß, daß ich noch einmal zu verzeihen imstande bin. Amsterdam war das letztemal!"

„Du Aas," brüllte er sie an und schüttete die Tasse nach ihr aus.

Traute zeigte auf das durchnäßte Gewand.

„Mit jedem Tage kommt jene letzte Stunde näher. Du rast dem Abgrund entgegen."

Da sprang er auf und riß die Reitpeitsche aus dem Stiefelschaft. Aber noch bevor er zuschlagen konnte, hatte sie ihm Kara entwunden.

„Das ist nicht dieser Peitsche Bestimmung," sagte er ruhig und gab sie ihm zurück.

„Sie wird dich noch zu finden wissen, schwarze Kanaille. Dich und sie!"

Kara zuckte die Achseln.

„Man fürchtet einen Mann — kaum," sagte er, „einen Schatten nicht."

Und Mac ging mit vor Wut und Haß entstelltem Gesicht an ihm vorbei zum Dienst.

10.

Im Hause Ario Nahs drängten sich die Gäste. Nahs gab ein Maskenfest.

Er kannte sich aus in der Welt und vereinigte in dieser Nacht Köln mit dem Yoshiwara Tokios.

Er war ja niemandem verpflichtet und konnte sich Scherze dieser Art gestatten.

Dreihundertvierundsechzig Tage im Jahre, freute er sich auf diese eine Nacht. Sie führte ihn in wenig Stunden im Geiste überall dahin, wo er in seinem bewegten Leben schon gewesen war. Er lebte rückerinnernd in allen Kulturstaaten der Erde.

Gleichzeitig triumphierte seine Beherrschtheit über die Schwächen seiner Umgebung. Er blieb, der er war und ließ nichts an sich heran: ein Asket des Lebens.

Er saß auf der Estrade des Saales mit untergeschlagenen Beinen wie ein Oberbrahmane und rauchte eine Gillavry nach der anderen. Seine lustigen Augen leuchteten über die Menschen hin, die in bunten Kostümen, fast ausschließlich Nationaltrachten, die seiner großen Sammlung entnommen waren, da unten durcheinander wirbelten.

Mac Leod, in der Uniform eines Tscherkessen, ging an ihm vorbei.

„Nun, Mac, die schönste Anthje immer noch nicht gefunden?“ fragte der Parse.

Mac machte eine Bewegung, als ob er ihn nicht verstünde.

„Sie können die Maske ablegen, Mijnheer. Man erkennt Sie so und so. Es ist nur einer, der Mac Leods Figur hat und das ist er selbst.“

„Wenn dem so ist, dann allerdings! — Gestatten Sie, edler Gastgeber, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste?“ antwortete Mac und ließ sich neben ihm auf der kostbaren Matte nieder. „Sie thronen hier wie ein König.“ Ario nickte.

„Man übersieht den Saal und genießt mit den Augen.“

„Das scheint Ihre Lieblingsbeschäftigung zu sein! Sagen Sie, warum tun Sie nie mit? Sie führen ein fürstliches Haus und erwecken den Anschein eines Einsamen.“

„Nur den Anschein?“ fragte Ario.

„Vielleicht sind Sie es. Ich weiß es nicht. Man kennt sich bei Ihnen nicht aus. Sie sind zugeknöpft bis zum Halsbündchen.“

„Fühlen Sie sich nicht wohl bei mir?“

„Doch! Aber man wüßte gern, wer der ist, dessen Weine man trinkt.“

„Er heißt Ario Nahs, Herr Hauptmann.“

„Das weiß ich.“

„Ist das nicht genug?“

„Es muß genug sein, da Sie nicht mögen.“

„Alles darf ein kluger Mann zeigen,“ sagte Ario, „nur das nicht,“ und deutete auf die Stirn. „Und alles kann er verschenken bis auf sein Herz. Das muß er festhalten, wenn er bleiben will, der er ist.“

„Weise, mein lieber Ario, sehr weise, aber scheußlich unbequem. So auf sich achten müssen, dünkt mich eine Tortur.“

Da ging des Parsen Lächeln in ein genießerisches Lachen über.

„Müssen," rief er. „Ja, wenn man auf sich achten muß, dann wird man stolpern bei jedem Schritt. Das Entsagen muß uns ein Vergnügen sein, nicht eine Last. In der Erkenntnis der Welt und ihrer Dinge liegt das Geheimnis des Entsagen-Könnens."

„Also mit den Worten meines Dieners ausgedrückt: Nichts ist nichts und alles ist nichts."

„Richtig! — Sie haben ja auch in Ihrer Religion Gesetze und Gebote, die Bescheiden und Entsagen fordern. Im Abendlande nennt man das Befolgen dieser Gebote Tugend, bei uns Klugheit. Im Grunde kommt es auf eines heraus."

„Wie Sie Bescheid wissen!"

„Ich kenne drei Erdteile ziemlich genau: Asien, Europa und Amerika. Ueberall habe ich gefunden, daß alle großen Unternehmungen — so widersprechend es klingt — von Männern geschaffen wurden, die Entsagung übten."

„Na, na, mein Lieber! Bißchen viel behauptet."

„Bitte — es bleibt Ihnen unbenommen, das Gegenteil zu glauben," antwortete der Parse achselzuckend und griff nach der goldenen Dose, die auf einem Taburett stand. „Zigarette gefällig?"

„Danke, die Sorte nicht. Ihre Frauen in Ehren, aber Ihre Zigaretten! Nein, das ist Tierquälerei. Wenn Sie was Trinkbares hätten — —!"

„Habe ich." Er winkte seinem Leibdiener. „Den Lieblingswein von Mijnheer Mac Leod."

Der Djonkes huschte lautlos davon und Mac war sehr verwundert.

Dann winkte er einem anderen Diener.

„Suchen Sie Juffrouw Darijah," befahl er und auch dieser Diener verschwand ebenso lautlos.

„Enthaltsamkeit übe nur ich, mein lieber Leod. Meinen Gästen mute ich sie nicht zu. Die sollen genießen. Ich wäre

unglücklich, wenn auch nur einer von ihnen bei mir das nicht gefunden hätte, was er erwartete."

„Hinsichtlich des Lieblingsweines darf ich skeptisch sein."

Ario lächelte ihn an und wiegte den Kopf wie eine Pagode. Nach längerem Schweigen sagte er:

„Eine Anthje Darijah finden Sie nur in Benjoe Biroe bei Ario Nahs. Wenn er Ihnen dazu noch eine Pommery greno bietet, so tat er alles, was er konnte."

Damit erhob er sich und machte Anthje Darijah Platz, die auf der Estrade erschienen war.

Auf das Taburett zwischen die beiden stellte der Diener die Gläser. Im silbernen Eiskübel stand der Sekt.

„Wie in Amsterdam," sagte Mac, aber Ario erwiderte: „Nicht so ganz! Es fehlen die Sophas," und schritt lächelnd davon.

Neben Mac hockte die kleine Kostbarkeit, die Anthje Darijah hieß, nieder.

„Was ist das — ein Sopha?" fragte sie. „Ist das ein so — so — und so?" Sie beschrieb es mit den Händen und erläuterte weiter: „Es ist weich und man kann darauf sitzen?"

„Ja, ein — so — so — und so ist ein Sopha."

„Das hat Nahs in seinem Zimmer stehen," verriet sie und lächelte verschmitzt.

„Schade, daß wir da nicht hingehen können."

„O nein, das ist nicht schade. Ich möchte nicht auf einem Sopha sitzen. Es ist so warm. Die Matte ist besser."

„Aber hart!"

„Sie können nur nicht richtig sitzen. Nahs sagt: Jedes Land habe seine Eigenheiten und die seien, wenn auch noch so verschieden, für jedes Land richtig, weil sie zweckmäßig seien. Es sei ebenso dumm von den Auslanders über unsere Sitten zu spotten, wie albern von uns, die der Fremden nachzuahmen.

Die Natur gebiete! Sie wisse, was sie täte und sei klüger als die Menschen."

„So, sagt das Nahs?"

„Ja, und er weiß das. Er war überall und Ihr wart nur bei uns."

„Und war sogar da, wo immer Schnee und Eis ist und die Menschen Tag und Nacht in Fellen gehen und in Schneehöhlen wohnen und mit Schlitten fahren, die von Hunden gezogen werden."

In Erregung hatte sich die kleine Braune geredet. Sie sprang auf.

„Kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, wo er war" und sie zog ihn an der Hand mit sich fort durch das Menschengewühl nach der Garderobe, die Nahs zum Umkleiden für seine Gäste, nach Geschlechtern getrennt, errichtet hatte.

Anthje wühlte in den Kostümen. Dann zog sie ein Pelzwams unter dem bunten Allerlei hervor und hielt es triumphierend hoch.

„Da war Nahs."

„Donnerwetter — bei den Eskimos! Der Kerl ist ja in der ganzen Welt herumgegondelt," sagte Mac ehrlich verwundert. „Und wissen Sie, wo er noch war?"

„Nun wo?"

„Im Spreewald."

„Wo liegt der?"

„In Deutschland. Sie tragen das Kostüm einer Spreewälderin. Es ist vollständig bis auf den Kopfputz. Der fehlt."

Anthje sah an sich herab, faßte sich an die Brust und pustete die braunen Wangen auf.

„Heiß," sagte sie, „und eng. Ich hätte anderes tragen sollen. Im Spreewald ist es wohl kalt?"

„Scheinbar! — Legen Sie doch das Mieder ab."

„Was ist das — Mieder?"

„Das schwarze Ding da, das Ihren Korpus zusammenpreßt. Runter mit dem Panzer!"

„Später," antwortete Anthje, „jetzt ist es tabu."

„O ho — tabu! Warum verboten?"

„Nahs sagt: Selbstgewählte Schmerzen soll man schweigend ertragen, bis einen die Götter erlösen. Das tun sie erst um Mitternacht."

„Ein origineller Kautz ist dieser Nahs."

Anthje faßte Mac unter.

„Es ist heiß, lassen Sie uns in den Garten gehen." —

Und im Weitergehen plauderte sie: „Nahs ist ein Einsamer. Er ist immer ernst. Nur heute werden Sie ihn lachen sehen. Tränen lachen. Kein Mensch kann sich erklären, warum er so lacht. Ich glaube aber, daß er dieses Fest nur scheinbar uns, in Wirklichkeit aber sich selbst gibt. Wir sind seine Wajang-Wongs für diese Nacht."

„Davor möchte ich mich schönstens bedanken."

„Warum? Jeder Mensch will einmal sein Vergnügen haben. Er mag die Schattenspiele nicht. Dieses Spiel mit lebenden Wongs aber mag er."

„Sie scheinen den Herrn Ario Nahs sehr zu verehren, Anthje?"

„Wir müssen ihm Dank wissen, daß er so freigebig ist. Bei ihm verkehren zu dürfen, ist ein Vorzug."

„Und das Herz, Anthje, das kleine Herz — — —?"

„— — — ist ganz still. Da hören Sie." Sie blieb stehen und reckte sich.

Mac legte seinen Kopf an ihre Brust. Er atmete den Duft ihres Körpers. Ihm wurde heiß und schwül.

„Nur Dank ist drinn und keine Liebe," sagte die kleine Darijah. Und Mac fragte: „Auch für mich nicht, Anthje?"

Sie schwieg.

„Hast du mich lieb, du — — —, hast du mich lieb?"

„Wir wollen hineingehen, Mijnheer. Es ist bald Mitternacht. Kommen Sie, bitte!"

„Erst sagen, ob du mich lieb hast."

„Sie fragen das jeden Abend — — —"

„ — — — und immer bist du mir ausgewichen. Jetzt will ich es wissen. Hast du mich lieb?"

Da stammelte Anthje zwischen Lachen und Weinen: „Ich darf doch nicht, Mijnheer. Ich kann doch nicht. Sie sind ja getraut" und entschlüpfte seinen Armen.

Wie ein Hauch war sie verschwunden.

* * *

Im Saale saß Ario Nahs wieder auf seiner Matte und rauchte von den heimischen Zigaretten, die Mac verschmäht hatte.

Da sah er unter den tanzenden Paaren Anthje Darijah.

Der Hauptmann war nicht bei ihr.

Er ließ nach ihm suchen.

Der Diener fand ihn immer noch an derselben Stelle stehend, an der ihn Anthje verlassen hatte.

Er führte ihn seinem Herrn zu.

„Ich sehe Ihre Dame unter den Tanzenden," begann Ario. „Haben Sie sie weggeschickt?"

„Und wenn ich es hätte?"

Gereizt klang diese Gegenfrage.

„Würde ich es bedauern! Aufrichtig bedauern. — So etwas schickt man nicht weg, Herr Hauptmann, das hält man fest. Ich freute mich des scheinbaren gegenseitigen Verstehens. Schade, daß ich mich getäuscht habe."

Das sagte er schmerzlich gerührt. Dann sah er groß zu Mac auf.

„Wollen Sie nicht wenigstens trinken, lieber Leod," fragte

er. „Oder verschmähen Sie auch diesen eigens für Sie bestimmten Wein."

„Tun Sie mit?"

„Ihnen zu Ehren ein Glas."

„Auf Ihr Wohl."

„Danke! Und auf das meines Landes."

Er nippte. — Mac trank die Schale leer.

Der Djonkes wollte füllen.

„Weg," befahl Ario, griff selbst nach der Flasche und schenkte ein mit den Worten: „Ich bediene den zürnenden Gott."

Da lachte Mac schallend auf und war besiegt von der Grazie des Japaners.

„Eure Frauen sind Canaillen," warf er, sich setzend, hin.

„Süße," sagte Ario. „Ich sah nirgends ihresgleichen."

„Ich auch nicht. Aber spröde sind sie wie Solinger Stahl."

„Und können doch so lieb sein, wie nichts anderes lieb ist, wenn — — —"

„Ja, das eben ist es, das wenn!"

„Für das Herz die Hand! — Ist das ein ungleiches Geschäft?"

„Nein! Aber wenn die Hand nicht frei ist?"

„Muß man sie frei machen oder verzichten."

Da klangen drei Gongschläge durch den Raum. Drei tiefe, weiche Töne, wie Rufe aus den Sphären und verkehrten das Bild in das Gegenteil.

Demaskierung.

Nahs richtete sich auf.

„Mac Leod" — voll klang seine Stimme — „jetzt ist Anthje Darijah wieder — — Anthje Darijah. Das vorhin war die Karikatur einer Spreewälder Amme. Da — sehen Sie!"

Und tatsächlich flogen die schwarzseidenen Masken zu Boden, die Mieder, Baretts, Hüte, Mantillen, Capuchons und was sonst noch Kopf und Oberkörper deckte.

Von Europa befreit atmete Java.

Nur noch von den Hüften abwärts steckten die braunen Leiber in Landknechts- und Cowboyhosen, Ritterstiefeln und Schnallenschuhen, Biedermeierhöschen und Reifröcken.

Und in diesem Aufzuge tanzten die Wilden, die aus Benjoe Birne waren, aus Semarang und Sarubaja, aber auch aus Amsterdam, dem Haag und anderswoher.

Im Bauschrock fegte Anthje Darijah durch den Saal, und Mac Leod fing sie mit begehrlichen Armen ein.

Auf seiner Matte aber saß Ario Nahs und lachte — lachte — lachte Tränen, wie Anthje Darijah gesagt hatte.

Und als der Wahnsinn zu Ende war und die letzten Gäste gegangen, fragte der Bruder den Bruder:

„Was kostet dich das, Ario?"

„Viel!"

„Und warum tust du es?"

„Weil ich Sie klein sehen will, die großen Herren des Landes und albern, wie die Gibbons und Makkais. — Je mehr verderben auf diese Art, desto besser. Auffressen muß sie Java. Sie müssen sterben an unserem Lächeln. Ich hasse sie!"

II.

Djambi, am 19. Dez. 1900.

Liebe Traute!

Das Herz ist ein eigenes Ding. Rede ihm zu soviel Du magst, wenn es nicht will, schweigt es nicht.

Diese Tatsache muß diesen Brief entschuldigen und den vor Dir rechtfertigen, der Dir in Buitenzorg das Versprechen gab, stumm bleiben zu wollen.

Ich kann es nicht. Ich höre die haarsträubendsten Dinge über Deinen Mann und fühle, daß Du in Not bist, daß Deine Seele leidet, daß Du nicht ein noch aus weißt.

Wie lange währt dieser Zustand schon, wie lange wird er noch dauern? — Mach' ein Ende, Traute. Ein schnelles Ende. Trenn' Dich von jenem!

Die Ehe soll eine heilige Sache sein. Die Deine ist eine unheilige. Was bindet Dich an ihn?! In Buitenzorg erwarten Dich offene Arme. Ein Wort nur — ich komme und bringe Dich hin, und wenn ich Deinen Mann vorher im Kali Ngaran ersäufen müßte.

Solcher Art sind meine Gedanken.

Wenn ich mir vorstelle, daß wir in wenig Tagen Weihnachten feiern, Du unter den entsetzlichsten Verhältnissen dort und ich unter nicht weniger erfreulichen hier, könnte ich die Stunde verfluchen, die uns trennte.

Wir hätten tun sollen, was wir mußten: Uns zueinander bekennen! Daß wir es nicht taten, daß ich Dich in jener Stunde gehen ließ, kann ich mir nicht mehr als Tugend anrechnen, sondern nur noch als Feigheit.

Nach diesem Bekenntnis zurück zu obiger Mahnung: Sie soll mein Weihnachtsgeschenk an Dich sein! Nochmals: Trenn' Dich von Deinem Manne.

Verfüge über mich und alles was ich habe.

Dein Pieter.

Benjoe Biroe, am 24. Dez. 1900.

Lieber Pieter!

Ich habe Deinen Brief in freudiger Erwartung geöffnet. Ich hoffte Deine Verlobung mit Edith zu lesen. Nun bin ich natürlich enttäuscht.

Daß Du immer noch an mich denken mußt, Du guter armer Mensch. Zu meinem Leid auch das noch. Ich darf meines Lebens nicht froh werden.

Meine Weihnachtswünsche gelten Dir und Edith. Wenn ich Euch doch eins wüßte! Wie würde ich mich freuen.

Ich bete jede Nacht, daß Du Dich zu ihr finden mögest. Sie liebt Dich, Pieter und ist Deiner wert.

Eure Ehe würde ein Zusammenleben sein und nicht wie meine ein Nebeneinanderleben, die keiner Trennung bedarf, weil sie nicht mehr besteht. Schon lange nicht mehr. Ich bin nicht mehr die Frau Mac Leods, sondern nur noch die Magd. Er hat den Diener weggeschickt — der arme Kara schleicht Tag und Nacht um unser Haus — nun muß ich Mutter, Kindermädchen und Babu zugleich sein. Ich bin es gern, weil ich nicht mehr Gattin zu sein brauche. In meinen wenigen Freistunden finde ich Trost in Buddhas Weisheit.

Leb wohl, lieber Pieter! Schreibe nie wieder. Hörst Du: nie! Er könnte den Brief abfangen, dann bekäm Schläge die, die Du einst lieb hattest, Schläge — Pieter! Ja, so weit ist es. Wie ich mich schäme.

Gertrud Mac Leod.

Djambi, 26. Juli 1901.

Verehrte gnädige Frau Smitts!

Kurz und schlicht, ohne jede Einleitung: Wollen Sie die Meine werden? — Wie es um mich steht, habe ich Sie offen und rückhaltlos wissen lassen. Ich habe dem von damals heute nichts hinzuzufügen als lediglich die Versicherung, daß Sie einen treuen und aufrichtigen Lebenskameraden in mir finden werden, der nie vergessen wird, was er einer Frau schuldet

Ihr Pieter Calisch.

Buitenzorg, am 30. Juli 1901.

Lieber Herr Calisch!

Endlich finden Sie die Frage, die ich immer schon sehnlichst erhoffte. Die wenigen Zeilen, die Sie schreiben, sind ganz Sie selbst. Sie beglücken mich.

Ebenso kurz und schlicht, wie Sie mich fragen, antworte ich Ihnen: Ich will die Ihre sein, freudig, rückhaltslos und gern.

Kommen Sie bald zu Ihrer Edith Smitts.

Amsterdam, am 24. Juni 1901.

Meine liebe, arme Traute!

Das ist ja grauenerregend, was Du mir schreibst.

Schluß machen! Sofort! — Das kann kein Gott und keine Religion wollen, daß ein wertvoller Mensch an einem wertlosen zugrunde geht.

Das ist doch kein Mann mehr, der seine Frau mißhandelt. Das ist doch kein Mensch mehr. Nie einer gewesen! Ich habe den Kerl ja von allem Anfang an richtig eingeschätzt. Nie wird aus einer Kreatur ein Charakter.

Denk an Dein Kind. Das ist ein Werdendes. Dem gehörst du. Nicht ihm, der ein Vergehender ist. Soll Dein Mädelchen vom Beginn seines Denkens an nur Widerwärtigkeiten zu sehen bekommen? Soll es an diesen Eindrücken ein Leben lang tragen müssen?!

Nochmals: Schluß machen! Dir und Deinem Kinde bist Du es schuldig. Nimm jede Hilfe an, die Dir geboten wird. Geld überweise ich für Dich an die Java-Bank. Mit gleicher Post schreibe ich an die Militärbehörde. Dich bitte ich, Scheidung einzureichen beim Kolonialgericht. Wende Dich an den Anwalt Hysmann in Semarang.

Gott sei mit Dir und Klein-Hannele. Wiedersehn! Bald! In Amsterdam! Ohne ihn!

Dein Vater. A. Zelle.

Dieser Brief, der am 24. Juni 1901 in Amsterdam geschrieben worden war, kam am 3. August in Benjoe Birce an, gleichzeitig

mit einem anderen, der den Aufgabestempel Buitenzorg trug. Der Postläufer hatte beide Briefe Traute auf der Veranda übergeben.

Den aus Buitenzorg las sie zuerst.

Ihr Gesicht war helle Freude.

Die zwei, die sie liebte, waren ein Paar geworden. Sie teilten ihre Verlobung mit und luden die Freundin zu Besuch.

„Daß sie ihr Glück finden, die gütigen Menschen," damit steckte sie den Brief in den Ausschnitt ihres Kleides.

Dann las sie den anderen.

Und als sie fertig war — — — weinte sie.

Draußen schlich Kara vorbei. Der hörte ihr Schluchzen.

Da schloß er die Augen und krampfte die Hände.

Diese Ohnmacht. Dieses zum Dulden und Dienen verdammt sein.

O, er würde warten bis der andere fort war. Dann würde er zu ihr gehen, sie trösten und ihr zu helfen versuchen. Nie würde er sie verlassen, wenn sie nicht tat, was jener andere getan: ihn wegschicken.

Zum Dienstantritt fertig, trat Mac über die Schwelle, wie immer die Reitpeitsche im Stiefelschaft und den Revolver umgeschnallt.

Erschreckt fuhr Traute auf. Sie wendete sich ab, wollte an ihm vorbei. Da vertrat er ihr den Weg.

„Was ist das," herrschte er sie an.

„Nichts, das dich anginge!"

„Ein Brief!"

„Von meinem Vater."

„Gib her!"

„Nein!"

Kurz fielen die Worte.

Er packte zu mit eiserner Hand. Als ob die Knöchel zersplittern müßten, war es Traute.

Der Brief fiel zu Boden.

Er hob ihn auf.

Las! — Traute stand reglos und starrte ihn an.

Fingerdick stand ihm die Zornader auf der Stirn. Das Gesicht hatte die Farbe verloren. War erdfahl. Die Hände zitterten. Die Brust keuchte. Die Augen waren blutgerötet.

Traute fürchtete sich.

Da war er fertig.

„Aas," schrie er — und die Peitsche klatschte auf ihren Rücken.

„Aas," brüllte er wieder und schlug weiter.

„Kolonialgericht? — Da" — und stieß ihr die Faust vor die Brust.

„Militärbehörde? — Ha! Zu Tode schleif ich dich" — und riß sie zu Boden und zerrte sie am Haar durch das ganze Haus.

Auf der Straße standen die Menschen. Tatlos und schweigend. Aber ihre braunen Gesichter lächelten. Nur zwei Javaner hielten einen Inder, der ins Haus wollte, mit Gewalt zurück.

Bis in den Garten schleppte sie dieser mit sich fort. Er trug sie fast und hörte nicht ihr:

„Laß sie, laß sie. Es sind Fremdlinge."

Wieder erschien der Rasende auf der Veranda und zerrte seine Beute hinter sich her.

„Sterben sollst du, wie du die Babu erwürgtest," schrie er und zog den Revolver.

Da taumelten im Garten zwei braune Körper ins Gras. Wie ein Tiger sprang Kara die Treppe hinauf.

Seine Faust schlug den anderen zwischen die Augen. Dann aufs Kinn mit unheimlicher Wucht.

Lautlos sank Mac Leod in sich zusammen.

Die braunen Bestien schrien: „Töte ihn. Töte ihn! Er ist ein Fremdling."

Aber Kara tötete ihn nicht.

Er beugte sich über seine Nonna und flüsterte ihr zu: „Bald wird das Tier erwachen. Sichert Euch, Herrin! Ich mach' Euch frei oder sterbe für Euch."

Und draußen rief er den Javanern zu: „Schreit es herum, daß alle es hören: der Hindu Kara hat den Hauptmann Mac Leod geschlagen" und rannte die Straße hinunter.

* * *

Noch am selben Nachmittage saß Kara in einem Vorzimmer der Militärkanzlei in Semarang und wartete.

Er hatte sich beim Oberst van Engelen melden lassen. Nur diesem wollte er seine Angelegenheit vortragen.

„Reichen Sie die Sache schriftlich ein," hatte ein Offizier verlangt, aber Kara hatte erwidert: „Ich kann nicht holländisch schreiben."

„Dann kommen Sie morgen wieder."

„Wie der Monsun rasen die Dinge durchs Land, die Euch feindlich sind. Man sollte sie hemmen und halten mit Klugheit."

Da endlich wurde er vorgelassen.

Der Oberst schritt im Zimmer auf und ab. Er war bei denkbar schlechtester Laune. Er verdaute eine sehr verworrene Meldung, die gegen Mittag aus Benjoe Biroe telephonisch übermittelt worden war.

Ohne den Inder anzusehen, fragte er: „Was wollen Sie?"

Und der Inder fragte zurück: „Was geschieht dem, der einen Offizier geschlagen hat?"

Van Engelen fuhr herum mit einem Ruck, daß der Absatz auf der Matte knirschte.

„Er wird erschossen," rief er.

„Dann erschießt mich," sagte Kara.

Der Oberst starrte ihn an. Das hatte er in zwanzig-

jähriger Kolonialtätigkeit noch nicht erlebt. Er vermochte sich nur mühsam zu sammeln, aber auch nur mühsam zu fassen.

Lief da einer freiwillig und ohne mit der Wimper zu zucken in den Tod! Wegen einem Mac Leod! Blödsinnig.

Er ging zum Tisch und schellte.

Zwei Adjutanten erschienen.

„Bitte Platz nehmen, meine Herren. Die Angelegenheit Benjoe Biroe klärt sich." — Er zeigte auf Kara. „Dieser da hat sich am Hauptmann vergriffen. Nettes Bürschchen! Was?"

Das Verhör begann und im Verlaufe desselben sagte Kara:

„Er ist kein Mensch. Es gibt unter der Sonne nichts Schlechteres als ihn. Er tat noch nichts Gutes, so lange er lebte."

„Was erlaubst du dir, Halunke?"

„Die Wahrheit zu sagen, Herr Oberst."

„Dein Herr ist Offizier!"

„Ich würde es niemanden wissen lassen."

„Un — ver — schämt — heit! Ich lasse dich abführen! Auf der Stelle abführen!"

„Das hält die Wahrheit nicht auf. Ein blutender Rücken kann nicht weggedeutet werden."

„Ein blutender Rücken — — —!"

„Mehr noch! Viel mehr, tausendmal mehr. Er ist ein Hund! Er hat die Nonna geschlagen und hat sie am Haar durchs Haus geschleppt. Am Mord hinderte ihn nur diese Hand."

Ein Offizier seine Frau geschlagen! Am Haar durchs Haus geschleppt! Das war so grauenhaft und ungeheuerlich, daß Engelen nur die Worte herausbrachte:

„Wenn du lügst, Hindu. Wenn — du lügst!"

„Hunderte sahen es, Herr Oberst. Kara lügt nicht," und er erzählte den Hergang, wie er gewesen war.

„Es wird durchs Land laufen, wie die Pest," schloß er. „Es wird größer werden von Dorf zu Dorf. In Batavia wird es riesengroß sein, und entstellt wird es sein, so daß sie es nicht mehr glauben können. Es wird Totes aufwühlen. Die Waringinbäume vor „Des Indes" werden reden. Die Babu Siti wird aufstehen und wider den Herrn zeugen."

Er hielt sich die Hände vor die Augen, als ob ihm grause. Tonlos sprach er die letzten Worte:

„Schon wenn der Schatten eines Ungläubigen den Gläubigen trifft, ist er entehrt. Ihr solltet ein Ende machen, Mijnheer und Euch hüten vor dem Schatten des Unreinen."

Langes Schweigen.

Ein Blickverständigen der drei Soldaten.

Dann ein ruhiges: „Warten Sie im Vorraum, Hindu. Wir rufen Sie."

Der Inder ging.

Sie riefen ihn nicht. Nach dieser Viertelstunde schickte ihn einer der Adjutanten nach Hause.

Die drei waren sich einig, was zu geschehen hatte.

Die in Batavia würden sich gleichermaßen einig werden.

12.

Es war wie das Grollen im Lawu.

Für Mac unsichtbare Kräfte schürten die Glut und warfen in den dampfenden Krater Schuld auf Schuld, auf daß er sie ausspeie mit einem Male.

Des alten Zelle Eingabe an die Behörde, Anwalt Hysmanns Verwendung in Sachen Trautes, Karas Bericht auf der Militärkanzlei, die Aussagen der heimischen Zeugen, sein Vorleben in Batavia, seine Nächte bei Nahs, alles wirkte zusammen, verdichtete sich zu einem häßlichen Bilde und veranlaßte die Verantwortlichen im Interesse des Staatsansehens

und des seiner Repräsentanten zu schnellem und lautlosem Handeln.

„Sofortige Dienstentlassung und Versetzung zur Ersatztruppe" lautete das einstimmige Urteil in Sachen Mac Leods.

Als es dem Verfemten zugestellt wurde, war er ruhig und kalt.

Er las lediglich den Beschluß. Die Begründung schenkte er sich. Er kannte sie ja.

Was man erlebt hat, braucht man nicht schwarz auf weiß zu sehen, um es zu wissen.

Und wohl zum ersten Male in seinem zerrissenen und von Leidenschaft gehetztem Dasein, setzte er sich dahin, wo seine Frau so oft gesessen hatte: Auf die Treppenstufe.

„Ein Lump wird auch auf einem Throne kein König," diese Worte fielen ihm ein.

Er lächelte.

Traute, die an ihm vorbei mußte, wunderte sich über den Dasitzenden. Sie gewahrte das Dokument mit dem amtlichen Siegel. Da wußte sie, was ihm geschehen war. Sie sah auch wie das Blatt zitterte in seinen Händen. Und sah zum ersten Male, daß sein Haar fast weiß war.

Das alles war ihr als Tatsache gegenwärtig, in der Empfindung fern.

Nein, sie fühlte nichts mehr für ihn. Weder Teilnahme noch Haß. Der war ihr ein Fremder, der auf der Treppenstufe hockte.

Mac nahm von seiner Frau keine Notiz. Was ging ihn die an. Er überlegte und rechnete.

Was war denn im Grunde? — Nichts! Eine Gehaltsreduzierung auf ein Drittel. Hart, gewiß, aber nicht trostlos.

Noch blieben ihm Ario Nahs und Anthje Darijah. Es blieben ihm Schönheit und ein gastliches Haus.

Dahin ging er.

Der Leibdiener empfing ihn.

„Wo ist dein Herr?"

„Verreist, Mijnheer," antwortete der Djonkes — und lächelte.

Er ging zu Anthje Darijah.

Die Mutter öffnete.

„Wo ist Juffrouw?"

„Fort, Mijnheer," antwortete die Mutter — und lächelte.

Er ging nach dem Casino.

Die Ordonnanz stand stramm.

„Wo sind die Offiziere?"

„Zum Bahnhof, Herr Hauptmann, den neuen Herrn Hauptmann holen," antwortete die Ordonnanz — und lächelte auch.

Das alte Lied: Der König ist tot — es lebe der König! Und Mac wußte, daß er das Spiel verloren hatte. Todernst schritt er dem Ausgang zu.

Draußen grüßte der lächelnde Tag. Die Sonne empfing ihn und lächelte. Die braunen Javaner huschten, tiefer grüßend als sonst, mit lächelnden Gesichtern an ihm vorbei. Die Palmen wiegten sich im schwülen Wind und lächelten. Und tausend bunte Blüten hauchten lächelnd ihren duftenden Atem über Javas grünende Welt.

„Lacht! Aber lächelt nicht! — Weinen ist besser als diese — — Lüge." Das hatte einst einer gesagt, der sich auskannte. Und hatte es dem gesagt, der an der lächelnden Lüge Insulindes gestorben war.

Aus und vorbei.

Genau wie vor Jahren in Holland.

* * *

Am achten Tage nach diesem Tage fuhr ein Dampfer aus von Semarang gen Westen.

Am Heck stand ein Mann. Der blickte mit müden Augen nach jenem kleinen Streifen Landes zurück, der in der diesigen Luft mählich verschwand. Ganz langsam verschwand. Wie ein Hauch.

Und der Mann stand lange am gleichen Platz.

Am Bug desselben Schiffes stand eine Frau. Die hielt ein Mädchen im Arm und sah mit großen leuchtenden Augen über die endlosen Wasser, die der Kiel des Schiffes durchfurchte und auf den kleine weißumsäumte Wellen im aufsteigenden Lichte der Sonne ihr lustiges Spiel spielten.

Diese Frau drückte ihr Mädelchen fester an sich und sagte voll seligen Glückes:

„Die Sonne grüßt uns, Klein-Hannele, dich und mich als die Kinder der Morgenröte. Mata Hari!"

Und sie war fröhlichen Herzens.

Im dunklen Leib des Schiffes, da wo die Kohlen liegen, arbeitete ein Inder als Trimmer. Das aber wußte der Mann nicht, der am Heck stand und nicht die Frau am Bug. Er arbeitete schwer und keuchend. Aber er arbeitete gern.

Und als er am Abend zur Ruhe ging, müde und matt, sprach er im Traume noch, was er den ganzen Tag gedacht:

„Wo meine Nonna ist, ist meine Heimat."

Er träumte von beiden.

Arno Franz / Mata Hari

Mata Hari

Roman

von

Arno Franz

III. Teil der Mata Hari-Trilogie

Verlag Oskar Meister / Werdau i. Sa.

Copyright 1929 by Verlag Oskar Meister
Werdau i. Sa.

Druck von Oskar Meister, Werdau i. Sa.

I.

Aus dem Menschengewühl, das dem großen Ueberseedampfer entströmte, der soeben am Kai des Amsterdamer Hafens angelegt hatte, lösten sich zwei Personen, die unter Hunderten auffielen.

Es waren das: Mac Leod, der abgedankte Hauptmann der holländischen Kolonialarmee, ein Riese an Körper, an Charakter ein Zwerg, der sich durch sein zügelloses Leben auf Java seine Karriere verscherzt hatte und seine Frau Gertrud, die überall da, wo sie erschien, durch ihre Schönheit und ihr fremdartiges Aeußere Aufsehen erregte.

Gertrud Mac Leod trug ihr Töchterchen Johanna Luise auf dem Arm, schakerte und wiegte es und flüsterte ihm glücklich und beglückt immer wieder die gleichen Worte zu:

„Hannele, Klein-Hannele, wir sind daheim. Wir sind daheim."

Mac Leod fluchte und dammichte auf zwei Gepäckträger ein, die seine paar Habseligkeiten seiner Meinung nach nicht schnell genug im Auto verstauten. Er konnte mit den beiden behäbigen Holländern nur mühsam ins Geschick kommen — sie waren eben keine Rekruten — und vertrödelte durch seine heftige Art nur Zeit.

Da löste sich aus dem Menschenstrom ein dritter. Ein Inder! Der, der Trautes Diener in Batavia und Benjoe Biroe gewesen war und im Bunker des Schiffes, von niemand erkannt, als Trimmer die Reise nach Amsterdam mitgemacht hatte.

„Ka . . .", rief Traute erschreckt, verhielt aber mitten im Worte, als sie seinen Finger am Munde sah.

„Bin hier und bleibe hier," raunte er ihr zu. „Warmoesstraat 13 erreichbar, Herrin wenn Ihr mich braucht."

Wie er gekommen war, war er verschwunden.

In Traute stieg ein Gefühl der Beruhigung auf. Ein Freund war hier, der für sie sterben würde, wenn es sein mußte.

Endlich war Mac Leod mit den Gepäckträgern im Gleichen.

Unfreundlich, wie es seine Art war, wenn er mit seiner Frau sprach, sagte er:

„Was stehst du noch hier? Steig ein!"

„Du bist und bleibst der du bist," warf Traute hin und setzte sich in den Wagen.

Mac machte eine geringschätzende Bewegung und flämelte sich neben sie. Wie alle kleinen, kleinlichen und innerlich feigen Menschen, denen Selbstzucht und Selbstprüfung abgeht, machte er sie für sein selbstverschuldetes Los verantwortlich.

Und doch hatte Traute, solange sie ihm verbunden war, neben ihm nur wenig sonnige Tage gesehen.

Nach seiner Meinung verstand sie ihn nicht und hatte ihn nie verstanden.

Die gegenseitige Abneigung stand wie ein Abgrund zwischen beiden und war durch nichts zu überbrücken.

Ihr Leben war Dulden, seines Genießen. Das war es bisher gewesen. Das würde es bleiben. Ihr bitteres Los versüßte lediglich das Bewußtsein, daheim zu sein.

„Mach' kein so mieses Gesicht, wie jetzt," begann er seine Instruktionen, „wenn wir zu Tante Frieda kommen."

Traute war, als höre sie nicht recht. Um ein Weniges hätte sie vor Schreck Klein-Hannele fallen lassen.

„Zu wem?" fragte sie mit großen Augen.

„Hörst du schwer? — Zu Tante Frieda."

O Gott, dachte Traute, wieder zu dieser Frau, bei der sie vor sieben Jahren — so lange war das schon her — als junge Eheleute nur gelitten waren.

„Ich will dich dort als charmante Frau sehen," begann er fortzufahren. „Du kannst liebenswürdig sein, wenn du willst und verstehst die Leute einzuwickeln. Also tu' es. Ich werde nicht viel zu Hause sein" — wie Traute ihm das glaubte — „ich mag das Frauenzimmer nicht leiden. Wie du dich zu ihr stellst, so hast du es. Richte dich danach."

Das war seine Art, seine rücksichtslose, brutale Art, die ihn ihr verhaßt machte bis zum körperlichen Schmerz.

„Und Scham empfindest du nicht, dort einzukehren, wo man uns so wenig gern sieht," wagte sie zu erwidern.

„Scham? Quatsch! — Wozu ist die Alte meine Tante? Willst du im „Victoria" oder „Doelen" wohnen, mir auch recht. Dann spanne deinen Vater an. Außer seinen lumpigen zehntausend Gulden, die er großmütig zur Hochzeit spendete . . ."

„Und die du so schnell in Wiesbaden verspieltest!"

Er achtete ihren Einwurf nicht.

„. . . hat er noch nichts herausgerückt."

„Und wird auch nichts herausrücken, solange ich deinen Namen trage. Das weißt du ja."

Mac lachte schallend auf.

„Natürlich weiß ich das. Also bleibt nur Tante Frieda. — Uebrigens, damit du im Bilde bist: Nicht für Geld und gute Worte bekommt er dich wieder. Wenn ich auch gestolpert bin und ausgebootet wurde, und wenn der Königin schöne Uniform auch am Nagel hängt, sollen diese Quäker hier doch immer noch sagen müssen: Die schönste Frau der Niederlande gehört ihm doch."

Zynisch setzte er hinzu:

„Und daß eine schöne Frau unter Umständen auch Kapital bedeuten kann, haben wir ja erlebt."

„Pfui!"

„Was Pfui? — Solange du als einzige Tochter des reichen Zelle meinen Namen trägst, bin ich unbegrenzt kreditfähig. Mehr brauche ich nicht."

Damit glaubte der durch nichts beschwerte Hauptmann a. D. die Mutter seines Kindes restlos unterrichtet zu haben.

* * *

Ein Wiedersehen nach sieben Jahren und eine Mutter mit einem Kinde auf dem Arm lösen auch im verbittertsten Herzen wärmere Gefühle aus.

Das mußte Traute erkennen, als sie Tante Frieda gegenüberstand.

Tatsächlich rollten der alten Dame Tränen über die runzeligen Wangen beim Anblick der Heimgekehrten. Ihr „Herzlich willkommen" war ehrlich und aufrichig gemeint, und das Streicheln der alten Hände über Hanneles blondes Kraushaar sah, wenn auch zaghaft und unbeholfen, so doch recht betulich aus.

Mac hatte diesmal nicht nötig, seine Tante betölpeln zu müssen. Ihr Heim öffnete sich freiwillig.

Leods bezogen die früher schon einmal bewohnten Räume und wie damals, bereitete auch heute wieder Tante Frieda einen Extrakaffee.

Aber nicht wie früher standen Traute und Mac sich küssend im Zimmer, als sie ihn brachte.

Das war sehr viel anders geworden. Um sie war eine Kälte, die sogar die Tante fühlte.

So schnell also konnte verfliegen, was die Menschen Liebe nennen. Gottlob, daß sie sie nie erfahren hatte.

Mac, der die grüngrauen Augen der alten Dame fragend und verwundert auf sich ruhen fühlte, zog es vor, seinen Kaffee

in angenehmerer Gesellschaft zu trinken und empfahl sich kurzerhand.

„Bißchen Lokalkenntnisse auffrischen, Tante," sagte er und ging.

„Habt ihr euch gezankt, Traute?" fragte Tante Frieda, als er fort war, und Traute gab ihr müde zur Antwort:

„So ist das immer zwischen uns, schon seit Jahren."

„So hat er sich nicht gebessert und diese Strafversetzung war nutzlos?"

„Sie war sein Untergang. — Ich kann und will zu niemandem, auch zu meinen nächsten Angehörigen nicht, von dem reden, was mir in Java von ihm zugefügt wurde, nur das eine muß ich dir sagen, Tante: er bezieht nur Ruhegehalt."

„Ruhegehalt? — — Dann ja um Gotteswillen, dann ist er doch nicht mehr aktiv."

„Zur Ersatzabteilung versetzt! Die letzte Station auf Java — Benjoe Biroe — war seine zweite Strafversetzung. Mehr verträgt auch der nachsichtigste Staat nicht."

„Und dein Einfluß auf ihn?"

Traute lächelte bitter.

„Ich habe nie einen besessen, Tante! Wo sollte er herkommen? — Mit sechzehn Jahren Frau! Von der Klosterschule in die Ehe! — Was wußte ich vom Leben?"

Resigniert setzte sie hinzu: „Und jetzt weiß ich so viel!"

„Armes Hascherl," sagte die Tante. Ihre Stimme klang ganz warm. Und sie streichelte der Nichte feine, schmale Hand.

Es war das erstemal im Leben, daß sie es tat.

„Wie ist denn das gekommen, Traute," fragte sie und bat: „Erzähle doch."

„Schnell ist es gekommen. Schon in Kalkutta begann es. Und dann auf Java! — Die nackten braunen Körper, die zierlich graziösen Formen, das auskömmliche Gehalt, die Sonne und der Alkohol! — Es war nicht schön, Tante."

„Er trinkt immer noch?"

„Nur noch! Er wird auch diesen ersten Tag in Holland nicht nüchtern nach Hause kommen."

„Und du hältst das aus, Traute?" fragte die Tante ehrlich verwundert.

Leise, mit gefalteten Händen, ergeben in ihr Schicksal, antwortete Traute:

„Ich bin die Mutter seines Kindes."

Da wurde die alte Dame böse.

„Ach was! Das ist ja Unsinn. Du bist zu allernächst die Mutter deines Kindes. Wir sind doch Menschen, die eine sittliche Verantwortung tragen. Wir fühlen doch und empfinden. Wir sind doch nicht nur für uns da. Wir haben die Jugend der Kinder vor Häßlichem und Widerwärtigem zu bewahren. Die ersten Eindrücke sind die bestimmenden. Sie werden nur selten verwischt. Auf den Zufall dürfen wir es nicht ankommen lassen."

Die Tante schwieg. Die kleinen Aeuglein funkelten. Und da Traute nichts sagte, kam es scharf und bestimmt von ihren Lippen:

„Ich will ein reines Haus, Traute. Ich werde ihn nicht dulden, wenn er trinkt."

„Dann werden wir dich bald schon verlassen müssen."

„Wir? — Wer denn wir? — Er! Er soll gehen. Du bleibst."

„Ich gehöre zu ihm, Tante, wenn auch nur äußerlich. Anders wird das erst dann, wenn ich Hanneles Erziehung in die Hände der grauen Schwestern legen kann. Dann werde ich für mein Kind sorgen. Ich werde es sogar müssen, denn von ihm steht nichts zu erwarten. Dann muß ich da sein, wo ich verdiene. Jetzt muß ich noch bei dem sein, der uns unterhält. Geschenke will ich nicht von ihm. Ich werde tun, was ich als Hausfrau zu tun habe."

Tante Frieda vermochte Traute auch in den nächsten Tagen zu keiner anderen Ansicht zu bewegen. Jeder Umstimmungsversuch scheiterte an ihrem Verantwortungsgefühl.

„Es ist ja alles nichts was ist, Tante, und es ist so gleichgültig, was wir tragen, wenn wir vor uns selbst bestehen können," damit lehnte sie ihre Einwendungen ab.

Das alte Fräulein empfand vor der Willensstärke ihrer jungen Nichte doch unbedingte Achtung. Sie bat ihr im stillen manches ab, was sie ihr in früheren Zeiten Unfreundliches zugefügt hatte und wünschte ihr von Herzen ein besseres Los.

Sie war zur Duldung geneigt.

„Ich will mich deinetwegen bescheiden, Traute," versicherte sie „und will mit dir tragen. Vielleicht geht es."

Aber es ging trotz aller Nachsicht und Ueberwindung nicht.

Mac war tatsächlich keinen Tag nüchtern, keinen Tag zu Hause und von den Nächten nur Stunden. Er randalierte, schimpfte und fluchte und stellte die unerhörtesten Ansprüche.

Er wollte früh nicht gestört sein, wenn ihm die Haare weh taten — Hannele falle ihm auf die Nerven — er beanspruchte sein eigenes Zimmer. Unter ein gewisses Kulturniveau könne er nicht herabsteigen. Als Hauptmann a. D. habe er gesellschaftliche Verpflichtungen. Ob er denen in dieser Umgebung als Untermieter entsprechen könne und was dergleichen Unverfrorenheiten mehr waren.

Wie jeder, der kein Mann ist und jeder, der nichts ist, wollte er das scheinen, was er nicht war und tat es am unrichtigen Orte mit den untauglichsten Mitteln.

Er hätte sich in seinen vier Pfählen solcherart nicht zu engagieren brauchen. Die beiden Frauen kannten ihn ja. Sie schwiegen zu allem, weil sie Skandal vermeiden wollten.

Einmal platzte Tante Frieda aber doch die Geduld.

Er verlangte Geld von ihr, und darin verstand sie keinen Scherz.

„Mit welchem Rechte," fauchte sie ihn an. „He, sag mir das 'mal!"

„Mit dem Rechte des Neffen, des Verwandten, der sich augenblicklich in Not befindet und der verlangen kann, daß du ihm von deinem Ueberfluß abgibst."

„I sieh doch an! Abgibst? Immer nur abgibst! Und so viel abgibst, daß der Herr Neffe, als fortgejagter Offizier über seine immerwährende Not hinwegkommt, um dann vielleicht in ganz alten Tagen von diesem Herrn Neffen abhängig zu sein! — Nein, mein Lieber. Arbeite, dann hat die Not ein Ende und du stiehlst dem lieben Gott die Tage nicht fort."

Ironisch fragte der abgebrühte Mac:

„Wüßtest du eine Arbeit für mich?"

„Sieh in die Zeitungen, da werden Korrespondenten, Schreiber, Vertreter, Markthelfer und Hafenarbeiter zu Dutzenden gesucht. Etwas wirst du doch können! Und wenn du Asche fährst."

Mac bog sich vor Lachen.

„Zieh, Schimmel zieh! Du bist eine lustige Frau."

„Und du bist noch derselbe Faulpelz, der du von jeher warst. Zu nichts, zu absolut nichts bist du nütze, und ich kann dich nur um eines bitten: Suche dir recht bald eine andere Wohnung."

Gottlob, da war es heraus, was sie schon seit Tagen drückte.

Mac machte kein geistreiches Gesicht.

Das hatte er doch nicht erwartet.

Ironisch warf er die Worte hin: „Ja ja — edel sei der Mensch, hilfreich und gut," aber Tante Frieda bediente ihn ebenso prompt mit der Einschränkung:

„Aber nicht bis zur Dummheit! — Ich werde dir eine Wohnung suchen. Das werde ich noch für dich tun. Ich werde sie auch für drei Monate vorausbezahlen," erklärte sie groß-

mütig, setzte dann aber sehr bestimmt hinzu: „Und du wirst ausziehen."

Mac wollte erwidern, kam aber nicht so weit.

„Du wirst!" rief sie. „Alles muß ein Ende haben. Es gibt Menschen, die ich nicht ertragen kann. Dazu gehörst du."

Dann bedeutete sie ihm, daß sie unter Umständen einen Polizeimann zu Hilfe nehmen werde, wenn er sich weigere.

„Und darauf wirst du es nicht ankommen lassen wollen," setzte sie hinzu.

„Nein, gewiß nicht," sagte Mac. „Ich werde dir doch keine Unannehmlichkeiten machen." Er war froh, von der Alten fortzukommen und anderswo wenigstens ein Vierteljahr mietfrei wohnen zu können.

Tante und Nichte mieteten noch am gleichen Tage für Hauptmann Mac Leod und Familie eine möblierte Vierzimmerwohnung.

Am Monatsende wurde sie bezogen.

2.

Mac Leod führte sich in seinem neuen Heim nicht anders auf, als er das überall getan hatte.

Er wußte nicht, was er wollte. Psychiater hätten ihn als krank bezeichnet.

Seine Stimmung richtete sich nach seinem jeweiligen Erleben. Der Arbeit ging er nach wie vor in weitem Bogen aus dem Wege. Hatte er am Spieltisch Geld gewonnen, so sah er seine Frau gern. Hatte er aber verloren oder stieß er bei irgendeiner neuen Damenbekanntschaft auf Widerstand, so verwünschte er sie.

Und das kam, je älter er wurde, desto öfter vor.

Traute litt nicht mehr unter dieser Behandlung. Jedes Gefühl für ihn war erstorben. In ihr war eine erschreckende Kälte. In den Winter ihres Herzens leuchtete nur Klein-

Hanneles Dasein wie ein wärmender Sonnenstrahl. Das kleine Wesen war der Mutter einzige Freude. Es war auch ihr einziger Lebensinhalt.

Mac sah das mit scheelen Augen und wütendem Neid.

Wie alle Egoisten maulte er über Selbstverscherztes. Er vermochte einfach nicht zu begreifen, daß man sein Tun ablehnen konnte.

In ihm war Haß und der brennende Wunsch weh zu tun. Traute sollte sich wenigstens in Gram und Herzeleid mit ihm beschäftigen müssen, wenn sie es aus Liebe nicht mehr vermochte.

Ihre Gleichgültigkeit vertrug er nicht, sie beleidigte ihn.

Er ging zu seiner Freundin Dolly Bakker, die im Mille Colonnes Tänzerin war und einen mehr als zweifelhaften Ruf genoß. Aber sie besaß eine Wohnung, verdiente Geld und war ebenso gutmütig wie leichtsinnig. Das war genug des Erstrebenswerten für einen Mann wie Leod.

Dolly schlief noch, als ihm das Mädchen öffnete.

„Tut nichts," sagte er, „ich bleibe einstweilen bei Ihnen" und ließ sich in der Küche nieder.

„Juffrouw ist erst spät nach Hause gekommen," bemerkte das Mädchen.

„Ich auch," sagte Mac, „das gleicht sich aus."

Ein Gespräch zwischen den beiden wollte nicht zustandekommen, und doch wäre es dem Hauptmann a. D. nicht unangenehm gewesen. Gelangweilt gähnte er zur Decke empor.

„Auch noch müde, Mijnheer?" fragte das Mädchen.

„I wo! Weil ich den Mund aufsperre? Man muß doch etwas tun."

Das Mädchen lachte, dann fragte es, ob Leod vielleicht ein Frühstück wünsche.

„Wenn Sie etwas Vernünftiges haben, warum nicht!"

„Kaviarschnitte und ein Glas Malaga."

„Davon soll noch niemand gestorben sein. Bitte, tragen Sie auf."

Das Mädchen tat es, und er ließ es sich schmecken.

Nach dem dritten Glas Wein entschloß sich das Mädchen aber doch, bei Dolly anzuklopfen. Wenn sie den Kavalier noch lange zu Gaste hatte, mußte sie möglicherweise einer neuen Flasche den Hals brechen und Dolly Bakker war in allen Dingen, die den Haushalt angingen, peinlich genau.

Es dauerte lange, bis das Mädchen zurückkam.

Endlich war Dolly empfangsbereit.

Mac machte es kurz.

„Nur ein paar Worte, Dolly" — und da er sie übelgelaunt sah, ergänzte er: „Um Geld handelt es sich nicht."

Da lächelte Dolly ungläubig.

„Ausnahmsweise nicht. — Um was denn sonst?"

„Meine Frau muß verreisen," log Mac. „Ich werde infolgedessen allein sein. Ein Mädchen haben wir nicht, das mich und mein Töchterchen betreuen könnte. Würden Sie uns auf sechs bis acht Tage Gastrecht gewähren, liebste Freundin?"

Dolly besann sich einen Augenblick.

Mal 'was anderes, dachte sie. Und sechs bis acht Tage sind ja keine Ewigkeit.

Sie stimmte zu.

Am anderen Morgen schon, es war am 26. August 1902, als Traute ihre Einkäufe besorgte, machte sich Mac mit Hannele auf den Weg zu ihr. Das Kleinchen trippelte vergnügt neben ihm her. Es war ja so selten, daß Pappi lieb zu ihm war.

„Pazieren ten?" fragte es und Mac nickte.

„Mamali ist verreist und Hannele muß zur Tante."

„Zu Tante Frieda?"

„Nein, zu Tante Dolly."

„Wo wohnt denn die?"

„Du wirst schon sehen," damit war die Unterhaltung beendet.

Sie gingen durch den Vondel Park, dieselben Wege, die er schon einmal vor vielen Jahren im Mondenschein mit der Mutter seines Kindes gegangen war, dachte aber nicht mehr daran — es war ja so lange her — und kam, ohne Bekannten begegnet zu sein, bei Dolly Bakker an.

Dort herrschte helle Freude über das niedliche Mädelchen. Es gab Schlagsahne, Schokolade und Napfkuchen.

Hannele war gleich zu Hause und entwickelte einen beneidenswerten Appetit.

Dolly legte ihr immer von neuem vor, aber die kleine Dame schob schon nach dem zweiten Stück den Kuchen verächtlich beiseite.

„Von das bin ich satt," sagte sie, „aber von das noch nicht" und zeigte auf die Schlagsahne.

„Und was ist das?" fragte Dolly.

„Schlansage," erklärte sie strahlend und löffelte weiter.

Als Traute von ihren Besorgungen zurückkam, war die Wohnung leer.

Angst befiel sie. Sie fragte bei den Nachbarsleuten nach dem Kinde. Es hieß, der Hauptmann sei mit ihm fortgegangen.

Da huschte ein Lächeln über ihr braunes Gesicht.

Sollte er endlich zur Einsicht gekommen sein, dachte sie und ging nach ihrem Heim hinüber. Sollte er sich endlich zurückfinden zu denen, die die Seinen waren? Wie wenig bekümmerte er sich um Hannele, kaum daß er ihr früh den Morgengruß dankte.

Und nun war er mit ihr spazieren gegangen!

Es freute sie aufrichtig.

In Gedanken an ihn ging der Vormittag hin. Es wurde zwölf. Essenszeit. Nun mußte er bald kommen.

Er kam nicht.

Vielleicht war er bei Tante Frieda. Sicher war er dort, hatte ein Anliegen an sie und führte sich mit Hannele an der Hand vorteilhaft ein.

Die alte Dame mochte ja das drollige Wesen so gern und Mac wußte sich alle Gefühlsregungen anderer nutzbar zu machen.

Gegen drei litt es Traute aber doch nicht mehr zu Hause. Sie ging zu Tante Frieda.

„Ist Hannele bei dir?"

„Nein!"

„War sie hier?"

„Auch nicht."

„Ich bin in Angst, Tante. Mac hat sie heute früh mitgenommen. Wohin weiß ich nicht. Bis zur Stunde sind sie nicht zurück."

„Wird in einer Kneipe sitzen und Hannele darf zählen, wieviel er trinkt."

„Tante!" Die machte eine abwehrende Bewegung.

„Was hab' ich dir gesagt? Immer gesagt! — Das sind die Folgen des falschverstandenen Verantwortungsgefühls! — Vom Schmutz trennt man sich. Man bringt sein Kind nicht mutwillig in Gefahr."

„Warum quälst du mich, Tante," stöhnte Traute. „Weißt du keinen Rat?"

„Den weiß ich. Die Polizei und dann Schluß!"

„Ich bitte dich! Ich kann doch Mann und Kind nicht durch die Polizei suchen lassen. Was gäbe das für ein Aufsehen."

„Immer Rücksicht nehmen," sagte Tante Frieda ironisch, „alles drunter und drüber gehen lassen! Recht so! Als ob an seinem Rufe noch etwas zu verderben wäre."

„An seinem nicht, aber an meinem."

Tante Frieda hob die Schultern.

„Wie man es nimmt," sagte sie trocken. Traute stutzte.

„Was willst du damit sagen," fragte sie scharf.

„Entschuldige meine Offenheit, Traute: Für albern hält man dich schon, und das ist doch bereits genug. Ein gesunder Menschenverstand versteht dein Ausharren nicht. Frag' mal deinen Vater."

„Der hat Mac von Anfang an abgelehnt."

„Und warum wohl? Doch wohl nur, weil er ihn kannte. Weil dein Vater ein sauberer Mensch ist. „Wo Leod ist, bin ich nicht," sagte er und jeder achtet ihn. — Gewiß, man kann sich irren, jeder kann sich irren. Du hast es ja auch getan. Man beharrt aber nicht im Irrtum. Geh' zur Polizei, laß dein Mädelchen herbeischaffen und dann komme zu mir. Einen anderen Rat weiß ich nicht."

Traute trocknete die Tränen. Mühsam nur konnte sie Fassung gewinnen. Dann ging sie.

Glaubte ihr wirklich niemand, daß sie seit Jahren schon keine Gemeinschaft mehr mit ihm hatte, daß nur noch ein Nebeneinander zwischen ihnen bestand! War denn das so unmöglich?

Sie schämte sich bei dem Gedanken, daß man sie mit ihm noch in andere Beziehungen bringen konnte.

„Für albern hält man dich schon," hatte die Tante gesagt und hatte sich wohl nur gescheut, Schlimmeres hinzuzusetzen.

O Gott, warum war ihr das alles beschieden! Wann sah sie einen Morgen aus diesem Dunkel?

* * *

Müde und zerschlagen kam Traute heim.

Es ging auf die sechste Stunde. Die beiden waren noch nicht da.

Es wurde sieben, sie kamen nicht. Die Nacht brach an, und Traute war immer noch allein.

Kein Mensch war, der ihr beistand, keiner der sie stützte — der Vater nicht, die Tante nicht — und keiner der sie aufrichten konnte. Sie fühlte sich verlassen, wie sich nur ein Mensch verlassen fühlen kann.

Lohnte sich dieses Leben noch? Lohnte es sich überhaupt? War die eine Stunde, gelebt im Paradies, den schleichenden Tod wert, das ewige Hetzen und grauenhafte Gehetztwerden?

Nur leben, um zu leben — wozu?

Hannele war ihr Lebensinhalt. Wenn sie nun nicht mehr wiederkam?

Nichts ist nichts und alles ist nichts, das ist die ewige Weisheit der Hindus, die Kara sie gelehrt hatte. Auch sie versagte, da ihr der Schmerz ans Herz griff. Man mußte wohl als Hindu geboren sein, um sie ganz zu fassen.

Kara konnte es.

Kara!

Warum hatte sie nicht gestern schon an ihn gedacht, den einzig Treuen, den Mutigen und Schweigsamen!

Gerade als die Sonne die Erde küßte, kam ihr auch der Gedanke an ihn.

War das ein Omen? — Sicher!

Er würde ihr helfen, wenn niemand es tat.

Es war fünf Uhr früh.

Taghell.

Sicher arbeitete er irgendwo und mußte um sechs an der Arbeitsstätte sein, wie alle, die mit den Händen ihr Brot verdienten.

Wenn sie sich beeilte, traf sie ihn wohl noch.

Sie lief zu ihm hin.

Warmoesstraat 13, hatte er gesagt.

In der unfreundlichen Straße mit den unfreundlichen Häusern wohnte der Sohn der Sonne.

Dreizehn! Da war sie. — Die Tür noch verschlossen.

Traute wartete.

Halb nach sechs klirrte der Schlüssel im Schloß.

Ein Mann trat auf die Straße und blinzelte zu ihr hin.

„Wollen Sie hinein?" fragte er und lachte. Ein breites, vielsagendes Lachen.

„Nein," sagte Traute. „Wohnt hier ein Inder?"

„Ja! — Er kommt gleich."

„Danke, Mijnheer."

„Daag," sagte der Mann und griff an die Mütze.

Es ist doch keine die . . ., dachte er und sah sich nach ihr um. Vielleicht seine Schwester. Sie ist so braun wie er. Aber hübsch ist das Meisje, gottverdimmich, und bog um die nächste Ecke.

Nach wenigen Minuten schon stand Kara vor ihr.

Seine schwarzen Augen umfaßten sie voll Güte und Liebe, sonst war sein Gesicht bewegungslos, wie immer.

„Nonna," grüßte er und kreuzte die Arme vor der Brust.

Traute reichte ihm die Hand.

„Wie geht es Ihnen, Kara," fragte sie.

Der Inder schüttelte den Kopf und fragte dagegen:

„Was wünscht meine Herrin von mir? Es muß ein großes Leid sein, das Euch diese Straße führt."

Traute nickte. Dann sagte sie bitter:

„Sonst hätte ich mich — glauben Sie — Ihrer wohl nicht erinnert?"

„Jeder lebt nach seinem Herzen. Er tut, was er muß, nicht was er will. — Was ist Euch geschehen, Herrin?"

Da sagte sie es ihm und Kara hörte schweigend zu.

Als sie geendet, bat er sie, ihm zu folgen. Er müsse sich dienstfrei machen, bemerkte er entschuldigend.

„Wo arbeiten Sie," fragte Traute.

„Zehn Minuten von hier, am Oster-Dock."

Sie gingen nebeneinander her. Schweigend, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Aber in Trautes Seele war eine wundersame Ruhe.

An der Prins Hendriks-Kade bat er sie zu warten. Es war ein wüstes Volk, das am Dock arbeitete. Er mochte sie keinen Belästigungen ausgesetzt sehen.

„Ich bin gleich wieder da, Nonna," sagte er und schritt davon.

Wie ein Panther geht er, dachte Traute, schweigsam, lautlos. In seinem Körper ist die gleiche Stärke, die in seiner Seele ist.

Lange hatte sie nicht zu warten. Er war bald wieder da.

„In Ordnung," sagte er und Traute fragte: „Und nun?"

„Nun werdet Ihr schlafen müssen, Herrin. Der Tag ist lang. Er braucht Euch bei Kräften."

„Ich kann nicht schlafen."

„Warum sagt Ihr das, Nonna? — Wenn wir sterben können, können wir auch schlafen. Ohne unsere Kraft wird uns nichts im Leben außer Geburt und Tod. Ohne unser Zutun empfangen wir unsere Seele. Ohne unser Zutun scheidet sie von uns. Daß sie in Nirwana eingehe, ist in unsere Hand gegeben. Dazu ward uns das Leben. — Wir besitzen nichts und nichts gehört uns. Was uns die Götter gaben, ward uns nur anvertraut, so unsere Seele und Euch, Herrin, die Eures Kindes. Denkt daran."

„Ich tue es, Kara."

„Dann, Nonna, werdet Ihr wissen, was Ihr tun müßt."

„Was, Kara?"

„Befreien von dem, was Euch behindert!"

Traute schwieg lange. Sie kämpfte einen harten Kampf, den härtesten, den es gibt: den Kampf mit dem eigenen Ich.

Befreien von dem, was Euch behindert! — Bei jedem Schritt hämmerten die Worte in Herz und Hirn. Immer wieder: Befreien! Befreien!

Plötzlich stieß sie zwischen den Zähnen hervor:

„Wenn — — — sie nun tot ist, Kara?"

Der sah sie aus gütigen Augen groß an. Dann lächelte er.

„Warum sollte sie das, Nonna? — Dann müßte ja auch er tot sein. In Holland ist das Morden schwerer als in Java. Und um selbst zu gehen — das müßte er ja wohl doch in diesem Falle — ist er zu feig. Der stirbt nicht, Nonna, der verendet."

Auf seinem Gesicht stand unsagbare Verachtung. Eine Verachtung, die Traute erschreckte und aufschreckte. Sie dachte an Tante Friedas Worte, die ähnlich, wenn auch nicht ganz so hart geklungen hatten.

„Kara, sehe ich mein Kind wieder," fragte sie in Bangen und Aengsten.

„Ja, Herrin! — Ich fühle es," antwortete er schlicht.

„Es soll mir ein Zeichen des Himmels sein. Dann will ich mich befreien!"

* * *

Kara verneigte sich.

„Hier seid Ihr daheim, Herrin," sagte er, als sie vor Breetstraat 188 angelangt waren.

„Woher wissen Sie, daß ich hier wohne?"

„Ich hatte Zeit, mich danach umzutun und weiß noch mehr."

Dann sagte er kurz:

„Bitte, Herrin, bleibt heute zu Hause. Vielleicht packt Ihr das Nötige inzwischen. Die Wohnung gehört einem Hauptmann Leod, und der sollte Euch Feind sein, von dieser Stunde an. — Auch ein Anwalt wäre zu erwägen."

Wieder kreuzte er die Arme vor der Brust, verneigte sich wortlos und schritt den Weg zurück, den er gekommen.

Traute sah ihm nach, bis er in der Boerstraat verschwand.

Dann ging sie ins Haus.

3.

Kara, der nahezu ein Vierteljahr gebraucht hatte, um Beschäftigung zu finden, hatte Zeit genug gehabt, sich um das Schicksal derjenigen Frau zu kümmern, deren Diener er gewesen war. Sein Leben galt ihr und nur ihretwegen hatte er die Reise als Trimmer mitgemacht.

Wo seine Herrin war, war seine Heimat.

Er wußte unter anderem, daß Mac Leod jeden Vormittag in der Bodega seinen Malaga trank und das übliche Käsebrötchen aß. Das geschah regelmäßig zwischen zehn und elf Uhr. Dann wußte er auch um sein Verhältnis zu Dolly Bakker.

Kara überlegte, was zu tun sei.

Es war jetzt sieben. Sich in den Kalverstraat gegenüber der Bodega zu postieren, hatte keinen Zweck. Drei Stunden warten, war unsinnig.

Richtiger war es vielmehr, das Mädchen der Bakker abzufangen, das gegen acht Uhr Brötchen holen ging. Das mußte um den Aufenthalt Leods wissen.

Er hatte die Kleine früher schon einmal interviewt. Er kannte sie, und sie würde sein braunes Gesicht nicht vergessen haben. Kaum! Denn sie war nicht mehr die jüngste, und Mädchen im reiferen Alter erinnern sich derjenigen Männer immer gern, die ihnen rücksichtsvoll und freundlich begegneten. Es würde schon gehen.

Kara hatte sich nicht geirrt.

Kurz nach acht erschien sie. Sie sah adrett aus mit dem weißen Häubchen auf dem Haar und dem Körbchen am Arm.

Kara fegte an ihr vorbei.

Vier, fünf Schritte vor ihr ließ er seine Ruhlaer Taschenuhr, die er im Kaufhaus Bijnkorf für anderthalb Gulden erstanden, auf das Trottoirpflaster fallen.

Der Deckel sprang klirrend entzwei.

„Mijnheer," rief das Mädchen.

Kara drehte sich um.

„Ihre Uhr."

„Ah," sagte er und hob sie auf. „Danke, Juffrouw! Zerbrochenes Glas bedeutet Glück. Man soll auf die Stimme der Götter achten."

Das Mädchen lächelte, dann sagte es: „Nun ist sie kaputt."

„Ach wo! — Das sind die Uhren für diejenigen, denen immer eine Stunde schlägt. Hören Sie, Juffrouw: tick-tack, tick-tack. Bißchen laut, nicht wahr, aber sie geht doch. Die hören Sie aus der Tasche ticken. Ruhlaer Uhren sind nicht totzukriegen."

Im Weiterschreiten plauderte er: „Diese Uhren sind wie manche Menschen. Man kann Holz auf ihnen hacken, man kann sie treten und quälen und sie leben doch."

Das Mädchen seufzte. Kara nickte ihm zu.

„Ich glaube es Ihnen. Wir auf der Schattenseite des Lebens haben immer zu seufzen."

Das Mädchen wollte erwidern. Aber da war der Bäckerladen schon. Es schwieg.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten," fragte Kara.

Sie nickte und verschwand im Laden.

Als sie wieder herauskam, tat Kara sehr erstaunt.

„Was haben Sie da aufgepackt, Juffrouw! Der Deckel geht ja kaum zu. Hat Mevrouw einen so guten Appetit?"

„Wir haben Besuch."

„Sie Aermſte! Nun haben Sie für drei zu ſorgen."

„Für vier," ſagte das Mädchen.

„Das iſt ja noch ſchlimmer. Wohl recht anſpruchsvolle Gäſte?"

„Ach nein. Das Meisje iſt ſehr poſſierlich, aber Mijnheer iſt dreiſt."

„Wenn man ſo hübſch iſt, Juffrouw, iſt das kein Wunder."

Sie errötete.

„Och, ſon Alter," ſagte ſie, „und wenn er doch ſchon 'n Mädchen hat! — Der iſt ein ganz Schlimmer."

„Wieſo — ein Schlimmer?"

„Wenn die Frau verreiſt iſt, wohnt man doch nicht mit ſeinem Kinde bei — bei —"

Sie fand das rechte Wort nicht.

„Bei Verwandten," ergänzte Kara.

„Hm," machte das Mädchen und ſagte: „Na ja."

Kara war plötzlich ſtill geworden. Er wußte ja nun genug, und dann machte ihm die ungewohnte Unterhaltung mit dieſem Mädchen ſcheußliche Schwierigkeiten. Jeden Satz mußte er vorausdenken, um ihn ſo herauszubringen, daß er den üblichen Stil hatte. Und dieſer Stil war nicht der ſeine.

Er war froh, als ſie vor Dolly Bakkers Haus ſtanden.

„Nun ſind Sie ſo ruhig geworden," ſagte das Mädchen.

„Es iſt der Abſchied, Juffrouw, der macht nie froh."

„Muß es denn Abſchied ſein?"

„Sie meinen, wir könnten uns wiederſehen?"

Das Mädchen nickte.

„Gehen Sie heute mit dem Meisje ſpazieren? Das Dingelchen muß doch an die Luft. Oder führt es Mijnheer ſelbſt aus?"

„Ach der," ſagte das Mädchen. „Dem ſind größere Meisjes lieber. Nach dem Frühſtück fahren die Herrſchaften nach

Scheveningen zum Baden. Ich bin gegen elf Uhr im Vondelpark. Wenn Sie kommen wollen, ich sitze am Melkhuis."

Natürlich wollte er kommen.

Und so schieden sie einstweilen.

* * *

Was nun, dachte Kara.

Leod und Hannele befanden sich bei Dolly Bakker. Der Vater hatte ein Recht an seinem Kinde, er hatte aber nicht das Recht, es ohne Wissen der Mutter bei einer Tänzerin unterzubringen. Das wußte er.

Hatte nun die Mutter das Recht, ihr Kind ohne Wissen des Vaters einfach wegzuholen? Das wußte er nicht.

Holland war ja nicht Indien und auch nicht Java. Das hatte er erfahren müssen, als er Arbeit suchte. Daheim war jeder zur Arbeit willkommen, der arbeiten wollte. Hier wurden erst Papiere und Ausweise verlangt, bevor man arbeiten durfte.

Es war hier ja alles so anders wie daheim. So wenig freundlich und so wenig erfreulich. Ueberall! In den Häusern und auf den Straßen, an deren Ecken Polizeileute standen, die finstere Gesichter machten.

Alles war anders, sogar die Sonne schien anders als in Indien.

Er kannte die impulsive Art seiner Herrin, die um ihr Kind bangte und keine Minute zögern würde, den Weg zu Dolly Bakker zu gehen.

Ob der Weg aber der richtige war, das mußte jemand entscheiden, der es wußte. Und Kara war entschlossen, solch einen entscheiden zu lassen.

Er klopfte bei Traute an.

Klingeln mochte er nicht. Das war aufdringlich und erschreckte.

Traute öffnete. Sie machte große, weite Augen, als sie ihn sah.

„Ich möchte bitten, Herrin, mitzukommen," sagte er.

„Gefunden?" fragte sie.

Er nickte.

Sie warf den Mantel über und ging mit ihm fort.

„Wohin, Kara?"

„Zu einem Anwalt," antwortete er und trug ihr seine Ansicht vor.

Da entschied sich Traute für Edward Philips, den sie von früher her kannte und dem sie damals oft in Gesellschaften begegnet war.

* * *

Sie hatten Glück.

Philips war anwesend und hörte die schöne Frau Mac Leod gern an.

Nachdem sie geredet, drehte er sich nach Kara um, der schweigend an der Tür stehengeblieben war.

In ihrer Erregung hatte Traute vergessen, ihn vorzustellen. Sie holte es nach und der Anwalt dürfte kein Anwalt gewesen sein, wenn er nicht im Moment kombiniert hätte.

Nicht sehr freundlich fragte er: „Und was soll der Diener?"

Da sagte Kara: „Ich bin kein Diener mehr, Mijnheer, ich bin Dockarbeiter."

Noch unfreundlicher fragte Philips: „Was wollen Sie dann hier?"

„Wenn Sie gestatten, Mijnheer, Sie zu Klein-Hannele führen."

Traute fiel ein: „In meiner Not entsann ich mich seiner. Er ist es, der mir riet, mich eines Anwaltes zu bedienen und nicht übereilt zu handeln."

„Und er weiß, wo sich Ihr Töchterchen befindet?"

„Er behauptet es."

„Nun?“ wendete sich Philips fragend an Kara.

„Bis kurz nach zehn in der Wohnung der Tänzerin Dolly Bakker — —“

Traute saß starr und Philips fluchte.

„— oder gegen elf im Vondelpark am Melkhuis,“ vollendete er.

„Woher wissen Sie das so bestimmt?“

„Das Mädchen der Bakker sagte es mir.“

Da hellte sich das Gesicht Philips auf, und er bat den Inder, alles zu sagen, was er in Erfahrung gebracht habe.

Der tat es.

Als er geendet hatte, sagte Philips:

„Ich wüßte mir auch einen anderen Beruf für Sie, als Dockarbeiter.“

Kara hob die Schultern.

„Wir sind, was wir sind,“ antwortete er in seiner steinernen Ruhe, „nicht was wir scheinen. Auch Könige sterben.“

Die Antwort hatte Philips nicht erwartet.

„Sie haben recht, Mijnheer,“ pflichtete er bei und tippte auf die Brust, da wo das Herz sitzt. „Darauf kommt es an. Auf nichts weiter. Wir Kulturmenschen vergessen das immer. — Bitte, setzen Sie sich doch.“

„Vor meiner Herrin, Mijnheer?“

„Entschuldigung,“ sagte Philips zum anderen Male verwundert und fragte Traute: „Sind die da unten alle so?“

„Ich weiß es nicht, Herr Anwalt. Er aber ist so. Das ist das, was ihn mir wert macht.“

„Verstehe ich vollkommen.“

Philips besann sich einen Augenblick, dann sagte er, mehr zu sich, als zu den anderen: „Wie machen wir das nun?“ und schwieg wieder.

Endlich schien er das Richtige gefunden zu haben.

„Zunächst müssen wir Ihr Töchterchen wiederhaben. Dann schlage ich vor, Amsterdam zu verlassen. Ich werde sofort Klage einreichen. Das hat in diesem Falle vor dem Militärgericht zu geschehen und geht sehr schnell. Es ist besser, die Parteien sehen sich während dieser Zeit nicht. Können Sie zu Ihrem Vater gehen?"

„Nein! Solange ich den Namen Mac Leod trage, ist das ausgeschlossen. Vielleicht nimmt mich meine Tante in Arnheim auf."

„Vielleicht, Mevrouw! Darauf kann man keine Häuser bauen. Wie heißt die Tante? Ich werde anfragen."

„Baronin Sweerts van den Landes."

Philips meldete das Gespräch an.

„Dringend, Juffrouw," bat er die Dame vom Amte.

„So, das wäre erledigt. — Und nun schlage ich vor, Sie lassen das Notdürftigste sofort zum Bahnhof bringen. Halb elf Uhr treffen wir uns am Blinden-Institut. Das liegt an Ihrem Wege und gleichzeitig am Vondelpark. Einverstanden?"

„Mit tausend Freuden, Herr Anwalt."

Sie trennten sich, und während Traute und Kara die Treppe hinabstiegen, diktierte er seiner Sekretärin die Klage in die Maschine.

* * *

Auf der Straße nestelte Traute ihre goldene Uhr los. Es war ein Andenken an die tote Mutter. Sie betrachtete sie lange. Zwei Tränen perlten über die braunen Wangen, als sie sie Kara hinhielt.

„Bitte, Kara, verkaufen. Ich bin ganz ohne Geld."

„Ist sie Euch wert, Nonna?"

Sie nickte.

„Dann will ich sie beleihen lassen."

„Tun Sie das, Kara. — Einstweilen gehe ich voran. Sie wissen ja, wo ich wohne."

* * *

Mehr tot als lebendig kam Traute in ihrem Heim an, in diesen ermieteten Räumen, die ihr nicht gehörten, die so nüchtern waren und so unpersönlich.

Und doch hatte in diesen Räumen ein kleines Menschenkind gelacht und gejubelt, gejauchzt und geweint. Da war eine Seele in diesen Räumen gewesen und jetzt waren sie tot.

In hemmungslosem Schmerz warf sich die Aermste über das Bettchen ihres Kindes und weinte ihr Leid in die kühlenden Kissen.

* * *

Als Kara eintraf, hatte Traute noch nichts gepackt.

Er sah sie elend und verzweifelt und ihn erbarmte ihrer.

Ganz leise mahnte er:

„Wenn Ihr mir sagen wolltet, Nonna, wo die Koffer stehen?"

Traute sah ihn verwirrt an, dann besann sie sich.

„Ach ja, ich muß ja packen," sagte sie.

„Laßt mich das tun, Herrin. Es ist schon nach zehn. Den Anwalt solltet Ihr nicht warten lassen."

Er hing ihr den Mantel um und führte sie hinaus.

„Ich bin mit dem Gepäck am Bahnhof, Herrin. Die Schlüssel gebe ich beim Hauswirt ab."

Dann reichte er ihr das Täschchen.

„Bitte, vergeßt das nicht, Nonna. Geld und Schein sind drin."

Sie ging.

Er sah ihr nach, wie sie müde und haltlos Stufe um Stufe

hinabschritt. Wie ein Schatten, wie etwas Wesenloses, etwas Unirdisches.

Und in ihm war bitteres Leid.

* * *

Traute hatte sich an vereinbarter Stelle auf eine Bank gesetzt und erwartete den Anwalt. Ungeduldig und doch voll Freude, denn drüben über den Teichen, zwischen Pavilljoen und Melkhuis, trippelte Hannele an der Hand des Bakkerschen Mädchens auf und ab.

Pünktlich auf die Minute erschien Philips. Er hatte einen Polizeiwachtmeister mitgebracht.

„So strahlend, Mevrouw," fragte er.

„Dort — sehen Sie — den Blondkopf neben dem Mädchen, das ist — —"

„Pssst," fiel Philips ihr ins Wort. „Hoppla, hopp, Mevrouw, nicht so laut und hübsch langsam."

Traute sah ihn verständnislos an.

Philips wandte sich an den Wachtmeister.

„Das also ist Frau Hauptmann Mac Leod und dieses Blondköpfchen dort ist — wie Sie eben hörten — ihr Töchterchen. Herr Mac Leod hatte sich vor einigen Tagen, während Mevrouw Einkäufe machte, mit seinem Kinde aus der Wohnung entfernt — natürlich ohne Wissen und Einwilligung seiner Gattin — und hat sich bei der Tänzerin Dolly Bakker einquartiert."

„So 'n Swineegel," sagte der Wachtmeister.

„Das denke ich auch. — Da wären wir uns ja wohl über das Weitere einig?"

„Vollkommen, Mijnheer!"

„Dann avanti! — Wir gehen ganz langsam da hinüber und begegnen den beiden gewissermaßen als Spaziergänger. Das Weitere werden wir sehen."

Sie taten wie Philips vorgeschlagen.

„Nicht so schnell, Mevrouw," mahnte er Traute, die immer drei Schritte vorweg war.

„Haben Sie doch Mitleid, Herr Anwalt."

„Haben wir auch, deshalb sind wir ja hier. Nur das Konzept möchte ich nicht verdorben haben."

Da beschied sich Traute und hielt mit den anderen Schritt.

In gemessenem Abstande schlenderten sie hinter Hannele und dem Mädchen her.

„Ein liebes Dingelchen, das Kleinchen," sagte der Wachtmeister und Philips bemerkte:

„Das Melkhuis! Vorsicht! Ganz gleichgültig tun. Gleich werden sie sich umdrehen."

Es geschah.

Ein Stutzen, ein Erkennen, ein jubelndes:

„Mamali!"

Das Mädchen konnte Hannele nicht halten.

Die gehetzte Mutter hatte ihr Kindchen wieder.

* * *

Nun folgte noch ein prosaisches Nachspiel auf dem Polizeibüro am Leidscheplain: die protokollarische Niederschrift der für Mac Leod so unangenehmen Sache, die Philips zur Klageerhebung benötigte.

Dann war das Bakkersche Mädchen entlassen, und Traute fuhr mit Klein-Hannele zur Tante Sweerts van den Landes nach Arnheim.

Noch auf dem Bahnhof hatte Kara zu Traute gesagt:

„Meine neue Adresse werde ich Euch wissen lassen, Nonna, für alle Fälle. Ich werde immer in Eurer Nähe sein."

Dann war auch er nach Hause gegangen.

4.

In Arnheim, einer der schönsten Städte Hollands, am Velper Weg lag der Baronin Sweerts van den Landes prachtvoller Besitz.

Die rundliche Dame führte ein großes Haus. Adel und Finanz gingen bei ihr aus und ein. Auch die Großindustriellen, deren Arnheim eine ganze Anzahl besitzt, waren ihre Gäste. Sie selbst war hoffähig, und wenn man die Reserviertheit der Holländer, die in dieser Hinsicht mit den Hamburgern verwandt sind, und ihre Vorliebe für die Güter des Lebens kennt, weiß man, was das bedeutet.

Traute hatte nicht gut getan, sich zu dieser Tante zu retten. Leute, die unangefochten durchs Leben gehen, nicht, weil das ihr eigenes Verdienst ist, sondern, weil sie Glück haben, können sich nur schwer in die Lage derer versetzen, denen das Schicksal dauernd auf die Füße tritt.

Wo gibt es übrigens Menschen, die das Glück in ihrem Leben anderen gegenüber als Faktor gelten lassen? Selbst wenn sie das große Los gewinnen, rechnen sie sich das als Verdienst an.

In Wohlbehütetheit geboren und aufgewachsen sein, ist das große Los. Das hatte die Tante Baronin nie begriffen und würde es nie begreifen lernen.

Schon kurz nach der Begrüßung — die übliche Atempause hatte sie ihr gelassen — nahm sie die Nichte ins Verhör.

Traute mußte erzählen. Alles! Ihr wurde nichts geschenkt. Auch Java passierte Revue.

Die Baronin war eine aufmerksame Zuhörerin, aber auch eine sehr reservierte. Kein Wort des Mitfühlens wurde laut, auch kein Wort des Tadels.

„Wieviel trägst du nun Schuld an diesen unerfreulichen Verhältnissen?" das war alles, was sie fragte, als Traute geendet hatte.

„Wenn du sie mir alle aufbürden willst, Tante, muß ich mich ebenso bescheiden, wie wenn du mich nur für einen Teil verantwortlich machst."

„Was ist das nun wieder für eine Rede," antwortete die Baronin pikiert. „Ich mache dich überhaupt nicht verantwortlich. Ich frage nur. Ganz schuldlos ist weder Mann noch Frau an einer zerfahrenen Ehe. Es interessierte mich zu wissen, wie weit du dich als schuldig bekennst. Wir werden ja sehen, wie die Gerichte entscheiden." Traute antwortete nicht.

Wenn einen ein hartes Erleben kleingehämmert hat, muß man schweigen, und wenn man Gnadenbrot ißt, erst recht.

Was hätte sie sagen sollen?

Ihre Augen waren umschleiert. In verhaltenem Weinen zitterten die Lippen. Bescheiden und demütig saß sie vor der gestrengen Frau Tante.

„Und nun möchte ich dir noch einige Verhaltungsmaßregeln geben," sagte diese, „die ich dich bitte zu beachten. Strengste Reserviertheit dem Personal gegenüber! Nach außen hin giltst du als Besuch. Von den Amsterdamer Zuständen hat niemand etwas zu erfahren, von den gerichtlichen Schritten erst recht nicht. Für immer wirst du ja nicht hier bleiben können. In unangenehmes Gerede möchte ich nicht kommen."

„Ich werde mich so wenig als möglich zeigen," sagte Traute.

„Das ist nun auch wieder Unsinn. Es sieht aus, als ob du etwas zu verbergen hättest oder dich genierest."

„Dann dirigiere du mich, Tante, wie du es für gut befindest."

Das war ein Wort nach dem Herzen der Alten.

Und mit diesem Worte war die Unterredung beendet.

Traute durfte mit Klein-Hannele, ihren Sorgen und Kümmernissen, gedemütigt und in die allerbescheidensten Grenzen verwiesen, in ihrem Zimmer allein sein.

* * *

Traute saß noch lange, nachdem sie ihr Töchterchen zur Ruhe gebettet, im dunklen Raum am Fenster und starrte verloren in die Nacht.

Sie war in Bange um das Gerichts-Urteil, denn dieses Urteil war ihr Schicksal.

Wir werden ja sehen, wie die Gerichte entscheiden, hatte die Tante gesagt und damit doch nur andeuten wollen, daß ein negatives Urteil auch hinsichtlich ihrer augenblicklichen Zugehörigkeit zur Landesschen Familie bestimmend sei.

Das Militärgericht war kein Zivilgericht, das wußte Traute, und dann wußte sie auch, daß keine Krähe der anderen die Augen aushackt. Da waren Standesrücksichten zu nehmen, und die würden genommen werden, auch dann, wenn man Frau Justizia die Binde lockern mußte.

Philips hatte gesagt, es würde schnell gehen. Das war noch ein Trost.

Was aber verstand ein Anwalt unter schnell?

* * *

Vier Tage später, am 31. August, saß Traute mit Hannele und der Baronin beim Frühstück. Der Briefträger übergab einen Brief, der eingeschrieben war.

Traute mußte quittieren und die Tante betrachtete mißtrauisch Aufschrift und Absender.

„Bitte öffne, Tante," sagte Traute, „ich habe keine Geheimnisse vor dir."

Die Baronin ließ sich nicht zweimal nötigen. Die goldene Stiellorgnette vor den Augen, studierte sie Edward Philips Mitteilungen.

Befriedigt reichte sie Traute nach beendeter Lektüre das Schreiben.

„So ist mir das auch lieber," sagte sie.

„Wie was?" fragte Traute.

Und die Baronin umschrieb die Antwort mit der für manche Menschen sehr typischen Entgegnung: „An einer geschiedenen Frau bleibt immer etwas hängen. Lies nur!"

Zögernd nahm Traute das Blatt und las:

„In Ihrer Sache gegen Mac Leod beehre ich mich mitzuteilen, daß der Beklagte Einwendungen gegen die Scheidung erhob. Das Gericht kam infolgedessen auf Trennung zu und verfügte wie folgt:

1. Sie brauchen zu Mac Leod nicht zurückzukehren.
2. Sie brauchen Mac Leod nicht aufzunehmen.
3. Johanna Luise ist Ihnen in Obhut und Erziehung gegeben.
4. Der Beklagte hat monatlich hundert Gulden an Unterhaltungsbeitrag an Sie zu leisten.

Urteil und Begründung stelle ich Ihnen baldmöglichst zu.

Hochachtungsvoll

Edward Philips."

Mechanisch steckte Traute den Brief in die Tasche.

Am 30. März 1895 war sie getraut worden. Der Jubel! Die Seligkeit! Und heute — das Ende!

Jäh riß sie Hannele an die Brust und küßte sie.

Die Kleine sah die Mutter aus großen Blauaugen verwundert an.

Mit zitternder Stimme sagte Traute:

„Nun sind wir ganz arm, mein Butzi und ganz allein."

Das verstand aber das kleine Fräulein nicht und antwortete:

„Wir sind doch bei Tante, Mamali, und haben Träpfeln und Schlansage."

* * *

Mac Leod hatte von seinem Anwalt ein gleichgeartetes Schreiben bekommen und war ungewöhnlich zufrieden damit.

Die Frau los und doch nicht los, immer noch dem Namen nach mit ihm verbunden, also immer noch die wertvolle Kreditbasis. Was konnte er sich Besseres wünschen?

Außerdem, die kam wieder, wenn er sie brauchte! Darum machte er sich keine Sorge.

Die hundert Gulden? Zum Lachen! Ihm war nichts zu nehmen. Seit er aus Java zurück war, hatte noch kein Gläubiger auch nur einen Cent von ihm erhalten.

Und das kleine Mädchen?! Gut so, wie die Kameraden entschieden hatten. Es lief ihm nicht mehr im Wege herum. Nun konnten in der Van Breestraat Feste gefeiert werden, die niemand störte.

Und sie wurden gefeiert.

Der Anstand gebietet, über diese „schönen Tage im Sittlichen" schweigend hinwegzugehen.

* * *

Mac führte ein wüstes Leben, schlimmer, wie er es auf Java geführt hatte.

Aber auch ein Leben ist ein Haushalt, in welchem nach bestimmten Gesetzen gewirtschaftet werden muß, wenn es geordnet bleiben soll.

Der vernünftige Mensch lebt von den Zinsen und nicht vom Kapital.

Mac hatte danach nie gefragt. Er lebte nur nach Laune.

Was kümmerte ihn ein physischer Fonds!

Heute ist heut', das war seine Lebensdevise. Was morgen kam, kam immer noch zeitig genug.

So ging der September hin in jubilo, der Oktober schon nur noch in Freude.

Der November brachte den Katzenjammer.

Es kamen Nebel, Regen und Kälte. Es kam das Wetter, hinter dem Erkältungen und Krankheit, seelische Verstimmungen und allerlei Uebel einherschleichen. Und in diesem Wetter hatte sich Mac eine fühlbare Bronchitis geholt.

Fieber zwischen achtunddreißig und vierzig.

Was will die leichtlebige Welt mit einem kranken Manne? Die nur in der Nacht leben, wollen am Tage schlafen und am Krankenbett eines fremden Menschen hört jede Gemütlichkeit auf.

Die da zu Tausenden auf ein Lot gehen, blieben fern.

Mac empfand seine trostlose Lage und die peinigende Einsamkeit empfindlich. Jetzt fehlte ihm Traute.

Mit einem Male entsann er sich ihrer.

Ihm fehlte die stille, feine, gütige, duldsame Helferin, die in Stunden der Not selbst ihr gequältes Herz zu überwinden vermochte. Es fehlte die Frau mit den sorglichen, zarten Händen und den tiefen, warmen Augen.

Ihn fror im ungemachten, schmutzigen Bett. Und wenn er aufstehen mußte, sich Essen bereiten, klapperten ihm die Zähne in der eiskalten Bude.

„Hundeleben, gottverdimmich! — So ein Hundeleben," das stöhnte er wohl zehnmal am Tage. Aber niemand half ihm beim Löffeln der selbst eingebrockten Suppe.

Und er entschloß sich, an die zu schreiben, die nach seiner Ueberzeugung kommen mußte, wenn er sie brauchte.

Aber sie kam nicht.

Arnheim blieb stumm, sein Zimmer ungeheizt und sein Bett ungemacht.

* * *

Traute hatte sich in den ruhigen und sonnigen Arnheimer Nachsommer- und Herbsttagen sichtlich erholt. Sie hielt sich der Landesschen Gesellschaft fern. Nur wenn es dringend geboten, war sie zugegen.

Ihr Buen Retiro war der Tante großer Park. Dort fühlte sie sich wohl und Hannele mit ihr.

Und als eines Tages ein Kärtchen vor ihre Füße wehte, das gleichsam achtlos und doch absichtlich von einem Inder durch die Eiseneinfriedung geworfen wurde, und nur die Worte enthielt „Pauwstraat 14 H. II. — Tagsüber Werft," war das Gefühl von Sicherheit und wohltuender Ruhe in ihr so vollkommen, wie lange nicht.

Kein noch so vollendeter Kavalier konnte so diskret sein, wie dieser Inder, der wie ein Schatten am Garten entlang gehuscht war.

Während der ganzen Zeit war er ferngeblieben.

Nie brauchte sie Bange zu haben, daß er sie jemals kompromittieren würde. Er hielt sich fern, er blieb verschwunden und war doch da.

Das zu wissen, wärmte die sonnenarme Seele Trautes und machte sie sicher und froh, bis eben jener erste Brief Leods kam, der in diesen Frieden fiel, wie ein Frost im Mai.

Und bei diesem ersten Brief blieb es nicht. Viele kamen in regelmäßigen Zwischenräumen.

Sie heischten, baten, bettelten. Vergebens! Dann aber drohten sie frech, unverschämt und brutal.

Keinen dieser Briefe beantwortete Traute. Auch den letzten nicht, der sehr kurz war und nur drei Sätze enthielt:

> „Du willst nicht im Guten, so sollst du müssen im Bösen. Ich will Dich von einem Ende Hollands zum anderen jagen, bis Du zerbrochen und winsend wie ein Hund an meiner Tür um Einlaß bettelst. — Verlaß' Dich darauf!"

Diese Sprache kannte Traute. Sie war die einzig wahre, die er redete. Nur im Teuflischen konnte er konsequent sein.

Schatten lagen auf ihrem Wege und in ihrer Seele war Dunkel.

* * *

Es war am 11. Dezember 1902.

Traute saß in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt, die sie der Tante zu Weihnachten zu schenken beabsichtigte. Hannele spielte.

Da trat die Zofe ins Zimmer und bat Frau Mac Leod zur Tante Baronin.

Ahnungslos ging Traute hinunter.

Beim Eintreten schon hielt ihr die Tante eine Zeitung hin. Das Papier zitterte in ihrer Hand. Es war das „Allgemeene Handelsblad", eines der verbreitetsten Organe Hollands.

„Da, lies," sagte sie und zeigte auf ein großes Inserat.

Traute las:

„Warnung!

Ich warne hiermit jedermann, meiner Frau Gertrud Mac Leod geb. Zelle, die sich augenblicklich in Arnheim aufhält, auf meinen Namen Geld zu leihen, da ich für nichts aufkomme, weil sie die gemeinschaftliche Wohnung während meiner Abwesenheit ohne mein Wissen und meinen Willen verlassen hat und trotz wiederholten Aufforderns die häusliche Gemeinschaft nicht wiederherstellt.

Hauptmann Mac Leod."

Traute schwieg.

Sie sah lange auf die Zeitung nieder. Sie begriff das noch nicht recht, was sie gelesen hatte.

„Nun?" fragte die Tante mit hochgezogenen Brauen.

„Es kümmert mich nicht," sagte Traute.

„Aber mich, Verehrteste, mich kümmert es."

„Es ist doch nicht wahr, was hier steht. Es ist doch Lüge."

„Gleichgültig," erwiderte die Baronin. „Daß es hier steht, ist das Schlimme. Es fehlte nur noch, daß dieser — dieser

„Hauptmann a. D.“ — das sagte sie mit eisiger Verachtung — „meinen Namen erwähnt hätte! Daß er geschrieben hätte: die sich augenblicklich in Arnheim bei ihrer Tante, der Baronin Sweerts van den Landes aufhält. Das fehlte noch!“

Und Traute begriff mit einem Male die ganze Tragweite dieser Anzeige.

„Das nächstemal wird es bestimmt drin stehen,“ fuhr die Tante fort. „Und darauf möchte ich es nicht ankommen lassen. Ich will nicht in eure unangenehmen und unvornehmen Angelegenheiten hineingezogen werden. Du verstehst?“

Traute nickte.

„Tut mir ja leid, aber — —“

„Was denn, Tante? Was tut dir leid?“

„Kind, sei doch nicht so schwerfällig! Daß du gehen mußt, natürlich.“

„Gehen mußt,“ wiederholte Traute tonlos und dachte an die Worte Leods: Ich will dich von einem Ende Hollands zum anderen jagen.

„Gehen mußt,“ sagte sie noch einmal, dann fragte sie: „Wann, Tante?“

„Je schneller, desto besser. Heute noch, gleich, jetzt“ — wie hart das klang! Und wie egoistisch das folgende: „Ich werde sofort an deinen Mann schreiben, daß du dich nicht mehr bei mir aufhältst.“

„Tue das! Er wird sich freuen,“ sagte Traute und ging ohne Gruß und Dank hinaus.

Zwei Stunden später stand sie mit Hannele an der Hand, den Koffer neben sich und drei Gulden in der Tasche, davongejagt und heimatlos auf der Straße.

5.

Das war ein sonderbares Bild, das sich den Arnheimern bot, die den Velper Weg entlang gingen. Gleiches hatten sie noch nicht gesehen.

Vor der Landesschen Villa saß auf einem Koffer eine Dame mit ihrem Kind, einem blauäugigen, blonden Mädelchen.

Die Vorbeigehenden machten große Augen, aber den Mund taten sie nicht auf.

Das ist so im Lande „Was-gehst-du-mich-an."

„Warum sitzen wir hier, Mamali," fragte die Kleine und zog ein Schippchen. „Mich friert."

„Ich kann den Koffer nicht tragen, Hannele," antwortete die Mutter, „er ist zu schwer. Wir müssen warten, bis Hilfe kommt."

„Wir wollen doch wieder nein then, Mamali. Drinn is warm."

„Wir dürfen nicht, Hannele. Die Tante will uns nicht mehr."

„Warum denn? Wir haben doch defolgt."

„Schon! Aber sie will nicht. Sie denkt, wir tragen ihr Schmutz ins Haus."

Nichts ließ die Kleine gelten. Auch jetzt wieder sagte sie:

„Wir haben uns doch immer abtetreten."

„Laß, Hannele. Ich erzähle dir das mal, wenn du groß bist. Komm, kuschel dich an mich. Hier ist es auch warm," damit schlug sie den Mantel um ihr Kind und drückte es fest an sich.

Nach wenigen Minuten schon hörte man Hanneles tiefe Atemzüge. Sie war eingeschlafen.

Die Baronin, die vom Fenster aus, durch die Zofe aufmerksam gemacht, Nichte und Großnichte da draußen sitzen sah, schäumte vor Wut.

„So ein Skandal," fauchte sie, „so eine Rücksichtslosigkeit. Wie die Zigeuner! — Ganz Arnheim wird das heute wissen."

Geschieht dir recht, dachte die Zofe und erklärte:

„Mevrouw konnte den Koffer nicht tragen."

„Wer sagt denn, daß sie das sollte," fuhr die Alte das Mädchen an. „Ich habe wohl nicht Dienstboten genug? Faule Gesellschaft! Stehen Sie nicht hier. Sagen Sie Franz, daß —"

Die Zofe war schon verschwunden. Franz lief mit großen Schritten. Die Baronin aber jammerte und stöhnte, nicht über die eigene Hartherzigkeit, sondern über das ihr zugefügte Unrecht.

Franz stand vor der Exmitierten.

Er hätte schon von sich aus so viel Menschengüte aufgebracht, der Aermsten zur Hand zu gehen, wenn er nicht Rüffel und Vorwürfe gefürchtet hätte.

Sehr herzlich klang seine Bitte: „Mevrouw, lassen Sie mich Ihr Gepäck befördern."

Aber Traute lehnte freundlich und bestimmt ab.

„Danke," sagte sie. „Ich habe schon nach Hilfe geschickt. Sie wird gleich kommen. Gehen Sie nur wieder hinein. Es ist kalt hier."

„Ich hätte Ihnen gern geholfen, Frau Hauptmann," versicherte er, „so sehr gern."

„Ich glaube es Ihnen, Franz. Aber es ist wirklich nicht nötig. Meine Tante könnte sie brauchen."

„Die schickt mich ja, Mevrouw."

„Bestimmt nicht aus Menschenfreundlichkeit."

„Nein," sagte Franz sehr ehrlich. „Die kennt sie nicht. Aber unangenehm scheint es ihr zu sein, daß Sie gerade vor ihrer Tür sitzen."

„Das kann ich nicht ändern. Leider! Wenn mein Mädel-

chen nicht eingeschlafen wäre, würde ich mich einige Häuser weiter wegsetzen."

„Nein, nein, Mevrouw, deshalb sage ich das nicht. Es ist dem —" Schindluder wollte er sagen, verbesserte sich aber und sagte: „Es ist hier schon gut, wie es ist" und ging grüßend davon.

Traute lächelte ihm nach.

„Wird auch ein hartes Brot zu kauen haben," dachte sie.

Kaum war der Diener fort, da kam die Hilfe.

Kara!

Von weitem schon sah er die Herrin sitzen, wendete sich um und rief eine Droschke.

Sein erstes Wort an Traute war: „Schweigen!"

Sie verstand ihn und weckte Hannele nicht, die immer noch auf ihren Knien schlief.

Sie fuhren nach der Pauwstraat.

Wenige Häuser von seiner Wohnung entfernt, befand sich ein kleines Hotel „De Constabel" hieß es. Dorthin brachte er sie.

„Meine Verwandten," hatte er dem Portier erklärend gesagt und war dann mit nach Trautes Zimmer gegangen.

Hannele, die erwacht war, hing jubelnd an seinem Halse.

„Daß ich Sie immer wieder bemühen muß, Kara," sagte Traute, „immer von Neuem, das ist so beschämend für mich."

„Wenn Ihr es nicht tätet, Nonna, was sollte ich in diesem Land ohne Sonne? Hier leben die Menschen nur sich und der Stunde. An meine Heimat erinnert mich nichts außer Euch. Ich möchte immer um Euch sein."

Das sagte er in heiligem Ernst, etwa so, wie er gesagt haben würde: „Schiwa, großer Gott, erbarme dich meiner."

Und Traute antwortete aus gleich tiefem Empfinden heraus:

„Ich fühle Kara, daß bessere Tage kommen. Dann sollen Sie immer um mich sein."

„Lakschmi gebe sie Euch, die lächelnde Göttin des Glückes!“ Und er küßte den Saum ihres Kleides.

* * *

Am anderen Morgen fuhren Traute, Hannele und Kara nach dem Haag.

Kara, der wie ein Aszet lebte, keine Bedürfnisse kannte, nicht trank und nicht rauchte, legte von dem Verdienst, den er hatte und mit dem andere nicht auskommen konnten, über die Hälfte weg. Nicht, weil er geizig war, nein, weil er nicht wußte, was er damit hätte anfangen sollen.

So konnte er die Fahrt bestreiten und — falls sich der Vater sträubte, Tochter und Enkelin aufzunehmen — der Herrin über die ersten Monate hinweghelfen. Daß ihr in diesem Lande das Glück nie blühen würde, das fühlte er, wie er Wärme und Kälte fühlte. Deshalb war er auch immer in Sorge um sie. Das Glück war nur da, wo die Sonne schien. Das war seine unerschütterliche Ueberzeugung. Und hier sah man sie tagelang, wochenlang, monatelang nicht.

Es war ein düsteres Land, dieses Nordland.

Je näher die drei dem Haag kamen, desto schweigsamer wurde Traute.

Sie kannte ihren Vater, den Friesländer, mit dem eisernen Kopf.

Einem Kampf fühlte sie sich nicht gewachsen. Die Demütigung in Arnheim war noch in zu junger Erinnerung.

Kara, der in ihrer Seele las, fragte:

„Woran denkt Ihr, Herrin?“

„An meinen Vater denke ich.“

Da sagte er: „Ich werde zu ihm gehen, Nonna. Sorgt Euch nicht.“

„Und er wird mich aufnehmen?“

„Ja!“ Da ward es licht und ruhig in ihr.

* * *

Im Haag bat Kara die Herrin, auf dem Bahnhof zu warten und fuhr zu Mijnheer Zelle.

Der Alte, der ein Geschäft vermutete, als ihm der Inder gemeldet wurde, ließ ihn vor.

Beide standen sich einen Moment wortlos gegenüber und jeder dachte das Gleiche:

Welch ein Gesicht!

Kara brach das Schweigen zuerst.

„Ich komme von meiner Herrin und Euerm Enkelkind," sagte er und kreuzte grüßend die Arme über der Brust.

Zelle stutzte und war betreten.

„Wer ist Ihre Herrin?" fragte er.

„Eure Tochter, Mijnheer!"

Auf Zelles Stirn zogen sich Wolken zusammen. Tief hingen die Brauen über den Augen.

„Ich habe keine Tochter," sagte er kurz.

„Was einem die Götter gaben, verleugnet man nicht. Wenn Ihr sie nicht habt, waret Ihr sie nicht wert."

Der Alte, der aufbrausen wollte, sah in zwei flammende Augen, aus denen sengende Glut schoß und schwieg.

Nach beängstigender Stille sagte er mit sichtlicher Anstrengung und Ueberwindung:

„Ich habe meiner Tochter in ihrem unerfreulichen Verhältnissen auf Java geraten — nein, ich habe sie gebeten."

„Verzeihung, Mijnheer," fiel Kara ein. „Geraten, gebeten! Was ist das?"

„Wissen Sie es nicht?"

„Ich bin nicht sicher," antwortete der Inder und fuhr nachdenkend fort: „Ich habe ihr gedient, sie vor dem Tode behütet, bin ohne ihr Wissen nach Holland gekommen, weil ich immer für sie fürchtete und will für sie sterben, wenn es ihr nützt. Das ist nicht viel. Aber es ist doch etwas, was ich tat und zu tun bereit bin. — Wenn man aber bittet, Mijnheer, er-

wartet man etwas zu des anderen Besten. Gewiß! Aber doch im Grunde auch für sich. — Ist das richtig, Mijnheer?"

Zelle sah den Inder aus weiten Augen verwundert an, dann sagte er:

„Ja!"

„Ich will Euch nur folgen können, deshalb fragte ich. Unsere Welten sind ja so verschieden. — Wollt Ihr nun weiterreden, Mijnheer."

Zelle war aus seiner Bahn gedrängt, aus seinen siebzig Jahre alten Anschauungen, die dieser fremde Mann untergraben hatte. Er strich sich über die Stirn.

„Ihr sagtet, daß Ihr Mevrouw gebeten hättet," erinnerte Kara, der an die Herrin dachte, die ihn mit Ungeduld erwartete.

„Ja, das sagte ich," begann Zelle endlich. „Ich habe sie gebeten, sich von diesem Unflat Leod scheiden zu lassen. Sie hat es nicht getan. Selbst Leods Tante hat sie vergebens gebeten. Noch heute trägt sie diesen Schandnamen."

„Was ist der Name, Mijnheer? Nichts! Er wird erst etwas, wenn man ihm eine Bedeutung gibt. Ob ich Kara heiße oder Ali oder Mac Leod ist gleich, wenn ich der bin, der ich bin. Mich ließen die Götter werden, den Namen gaben mir Menschen."

„Damit kommt man in Indien aus, aber bei uns nicht," erwiderte Zelle. „Hier läuft der Name vor dem Menschen her."

„Und das Geld hinter ihm," sagte Kara. „Und zwischen dem Namen und dem Gelde steht der Mensch. Er verneigt sich vor beiden und stößt überall an. Was den Menschen so wichtig scheint, sind Aeußerlichkeiten, Mijnheer. Es sind die Aeußerlichkeiten, unter denen Ihr leidet. Ihr seht einen Namen, aber nicht einen Menschen. Und weil Ihr das tut, werdet Ihr ungerecht."

„Erlauben Sie mal! Sind Sie hierher gekommen, mir das zu sagen?"

„Nein! Ich mußte es Euch aber sagen, weil ich sah, daß Ihr es nicht wußtet."

„Schön," sagte Zelle. „Ich bin ungerecht. Das weiß ich nun. — Ich weiß aber immer noch nicht, was Sie eigentlich von mir wünschen und weshalb Sie hier sind."

„Ich möchte Euch zu Eurer Tochter führen."

Zelle lachte: „Nach Arnheim! Zu Fuß?"

„Nein, Mijnheer, nur nach dem Bahnhof. Sie können ein Auto nehmen."

Da verschlug es dem Alten die Sprache. Die Zornesader schwoll. Er wurde krebsrot.

Kara, der es sah, fuhr in seiner immer gleichmäßigen Ruhe fort:

„Seit gestern ist Mevrouw ohne Heimat. Der Unflat Leod, wie Ihr ihn nennt, hat sie verjagt, weil auch die Frau, bei der sie war, nur den Schein achtet. Mevrouw wird es auch morgen sein und wird es immer sein, solange sie auf diejenigen angewiesen ist, die sich vor dem Namen beugen und nicht vor dem Menschen."

In Zelle war Sturm. Jetzt fühlte er auf einmal, daß die Baronin in Traute auch ihm die Tür gewiesen hatte.

Er saß schweigend mit geballten Händen.

„Ihr verabscheut den Namen Leod," sprach Kara weiter. „Wißt Ihr auch, Mijnheer, daß Ihr dem Träger dieses Namens helft, Euer Kind vernichten? — Kommt, Mijnheer! Eure Tochter wartet auf Euch. Eurem eigenen Blute bleibt Ihr immer verpflichtet, was auch geschehen sei."

Zwingend ruhten die großen schwarzen Augen in des anderen blauen.

Ganz leise und doch jede Silbe deutlich, als ob er etwas ganz Großes und Heiliges ausspreche, sagte Kara die letzten Worte:

„In ihrer Not beten die Menschen des Abendlandes zu einem, den sie — Vater nennen, auf daß er ihnen helfe. Auch Eure Tochter nennt Euch so, mit dem Namen Eures höchsten Gottes. Denkt daran, Mijnheer."

Da erhob sich Zelle.

Straff und gerade ging er zur Tür.

„Kommen Sie," sagte er, „ich will meine Tochter begrüßen."

„Und heimführen," drängte der andere.

Da nickte der Alte und Kara folgte ihm.

6.

Im Heim ihres Vaters war Traute zunächst geborgen.

Den Haag war nicht irgendeine Stadt, es war die Stadt. Für Traute wenigstens. Es war ihre Heimat und die Stätte der Erinnerungen.

Im Haag hatte sie ihre Erziehung genossen, dort hatte sie auch Mac Leod kennengelernt. Die junge, die erste Liebe!

Im Haag war sie bei Hof gewesen und der Königin-Regentin vorgestellt worden. Dort hatte sie die ersten Triumphe gekostet. Nur Angenehmes und Schönes hatte sie in dieser Stadt erlebt und erfahren.

Und aus dem Vergangenen leuchteten zwei kurze Episoden in ihre Einsamkeit herüber, die wie Sterne waren an ihrem Lebenshimmel und sie immer wieder beschäftigten.

Das waren Wiesbaden und Benares oder Marow und die Dewadasis, der russische Leutnant und Schiwas heilige Tänzerinnen.

Sie sah jenen aufsehenerregenden Abend im Nassauischen Hof so deutlich vor sich, als ob er gestern erst gewesen wäre. Heute begriff sie, daß es nicht überschäumende Lebensfreude gewesen war, die damals Mac gezwungen hatte, die Fürstin

Malakow auf die Arme zu nehmen und mit ihr den Saal zu durchtanzen.

Sie wußte es heute: Damals war sie zum ersten Male betrogen worden. Auf der Hochzeitsreise betrogen worden! Und wie ein Mädelchen, ein ganz junges und dummes, hatte sie dabei gesessen und sich gefreut.

Und Marow, der gewußt hatte um seine Tante und ihren Mann, hatte sie angesehen wie eine Heilige. Seine Augen waren so blank gewesen, so klar und so blau, wie der Himmel Indiens ist und seine Stimme so tief und so warm, wie das Läuten der Gamelangs in javanischen Nächten.

„Einmal werden wir uns wiedersehen," hatte er gesagt.

Einmal!

O wie sie sich sehnte nach seinem reinen Gesicht.

* * *

In diesem Denken vergingen Monate.

Das Jahr 1903 zog herauf, und auch von ihm versank ein Tag nach dem anderen in die Ewigkeit.

Traute blieb die stille, nachdenkliche Frau, die sich der Erziehung Hanneles widmete und in der Vergangenheit lebte.

Nichts deutete auf eine Wandlung hin, nichts verriet ihr Vorhaben und ihre Pläne.

Sie ging viel zu den Grauen Schwestern, nahm Hannele mit und blieb oft stundenlang dort.

Der Kleinen machten diese Spaziergänge Vergnügen. Mehr Vergnügen aber noch machte ihr der Besuch bei den Schwestern selbst. Dort fand sie das, was sie zu Hause nicht fand: Spielkameraden.

Im Kloster der Grauen Schwestern wurden die Kinder der vornehmen Holländer erzogen, und Traute suchte ihr Mädelchen mit seiner künftigen Heimat vertraut zu machen.

Hier war sie selbst geborgen gewesen, hier sollte es auch ihr Töchterchen sein.

Noch trug sie ja den Namen Mac Leod, noch war sie an ihn gebunden, war sie dem Namen nach sein Weib. Wie sie ihn kannte, würde er sie nicht unbehelligt lassen, ihr nachspüren, sie hetzen und jagen, wo immer er konnte. Daß er es heute nicht schon tat, geschah nur, weil sie beim Vater war und dessen Einvernehmen mit ihr jenem goldene Berge erhoffen ließ.

Aber der Vater war alt. Und was dann?

Bisher hatten andere ihr Leben bestimmt, ihr Geschick geleitet.

Es war geworden, wie es war. Unerfreulich und leidvoll.

Jetzt wollte sie selbst bestimmen. Wollte heraus aus der ehelichen Schmach. In das Leben! An die Sonne!

Und als ihr die Oberin im Kloster der Grauen Schwestern gesagt hatte: „Am ersten Oktober bringen Sie uns das Sonnenscheinchen," war sie nach Hause gegangen und hatte mit dem Vater gesprochen. Es war eine lange und ernste Unterredung gewesen zwischen den beiden, aber am Ende hatte der Vater doch der Tochter Wunsch erfüllt und die Mittel bewilligt, die ihr einen Aufenthalt in Paris gestatteten.

Zu Studienzwecken!

* * *

Am dritten Oktober war Traute nach Paris abgereist, nicht ohne Kara, der durch Vermittelung des Vaters einen Botenposten erhalten hatte, vorher von ihrem Vorhaben verständigt und ihn gebeten zu haben, auf ihren Ruf zu warten.

In Paris hatte sie sich ein einfaches Zimmer gemietet, geräumig und groß. Sie wollte üben. Tanzen! Das konnte sie nicht in einem Vogelbauer.

Madame Vaillant, bei der sie wohnte, war eine einsichtsvolle Dame. Sie hatte an Möbeln aus Trautes Zimmer hinaus getan, was nur irgend entbehrlich war, um so ein zweites vermieten zu können.

„Jetzt ist es hübsch leer bei Ihnen," hatte sie gesagt und betulich hinzugesetzt: „So ist es doch recht?"

Und Traute hatte bejaht.

Ueberhaupt betreute Frau Vaillant ihren Schützling auf das beste. Ihr imponierte Trautes Eleganz, ihr schönes Gesicht, ihr Schmuck und ihr Geld. Die eigenartige Fremde trug den Freibrief für jede Art Nepp zu offen zur Schau. Da mußte man die Feste feiern wie sie fielen.

Frau Vaillant hatte aber auch eine gute Eigenschaft. Sie war nicht neugierig. Was man ihr nicht freiwillig sagte, verlangte sie nicht zu wissen.

Und das war Traute außerordentlich lieb. Dafür bezahlte sie gern einige Franc mehr als anderswo.

Und dann wußte Madame auch gute Ratschläge zu erteilen.

„Was Appartes ausdenken, Fräuleinchen," sagte sie — daß Traute Frau war, glaubte sie ihr nicht — „man muß auffallen, wenn man Karriere machen will. Nationaltänze, die sind jetzt Mode."

Sie sah sich taxierend an, dann wiegte sie zweifelhaft den Kopf.

„Holländisch, nein, das paßt gar nicht zu Ihrem Gesicht."

„Ich kann mich ja schminken," antwortete Traute lächelnd. Und dieses Lächeln gab ihr die Erleuchtung.

„Der braune Teint, die blendend weißen Zähne, die melancholischen Augen! Aegyptisch, das ist Ihr Genre," rief sie begeistert.

„Oder indisch," sagte Traute beiläufig.

„Ja, Fräulein, oder indisch."

„Tempeltänze," sagte Traute wieder, „wie sie die Bajaderen tanzen."

„Prachtvoll! Das würde Aufsehen machen. — Sie wissen ja schon, was Sie wollen."

„Ein bißchen weiß ich es allerdings."

Aber da kamen Frau Vaillant Bedenken.

„Das ist aber nicht leicht, Fräulein. Wer soll Sie die lehren?"

„Niemand! Ich war in Indien."

Frau Vaillant wurde ganz klein. Sie war aus Paris noch nicht hinausgekommen, und dieses Persönchen kannte Indien. Das wollte gar nicht in ihren Kopf.

„Es soll hier ein indisches Museum geben," fuhr Traute fort. „Wissen Sie darum, Frau Vaillant?"

„Ah — Sie meinen das Musée Guimet oder Musée de Religions, wie es auch noch genannt wird, auf dem Place d'Jéna."

„Mag sein, daß es das ist. Jedenfalls möchte ich hin."

„Janette kann Sie begleiten, Fräulein, wenn Ihnen das recht ist. Eine Dame wie Sie, geht hier besser in Gesellschaft."

„Gut! — Also dann rufen Sie Janette."

Und Janette kam. Mitte dreißig schätzte sie Traute — sie war nicht sehr hübsch aber ruhig und still, wie am Glück vorbeigegangen und ihr in dieser Beziehung verwandt.

„Macht es Ihnen nichts aus, Fräulein, mit mir zu gehen," fragte Traute auf dem Wege zum Museum. „Sie müssen sich mir dann jeden Tag attachieren."

„Es ist mir schon recht. Ich habe Zeit."

„Keinen Beruf?"

„Stellungslos!"

„Dann entschädige ich Sie natürlich für die mir geopferten Stunden."

Das war der Französin durchaus angenehm.

„Wenn Sie wollen, mein Fräulein," sagte sie verschämt, „gebrauchen kann ich es schon."

„Natürlich will ich."

Und so wurde Janette Vaillant Traute Mac Leods Anstandsdame.

Daß sie dazu hervorragend geeignet war, erkannte Traute bereits auf diesem ersten Ausflug in das Reich des fernen Ostens. Im Vestibül des Musée Guimet setzte sich Janette auf eines der dortstehenden Samtsophas und ließ Traute tun, was sie wollte. Was gingen sie die Buddhas und Schiwas an? Sie hätte schlankweg auf das Ende der Ewigkeit warten können.

Traute dagegen war ganz Leben und Empfinden. Mit weiten Augen durchwandelte sie die Säle, durchwanderte Indien, Java, Tibet, China, Japan und Aegypten.

Sie nippte von allen Kostbarkeiten. Trinken wollte sie später. Erst einfühlen, dann systematisch arbeiten. Nicht gleich übernehmen.

Wandeln wollte sie sich in ihrem Empfinden und in ihren Anschauungen und zwar so gründlich und vollkommen, daß sie das war, was sie vorzustellen beabsichtigte.

Man sollte sie für eine geborene Hindu und erzogene Tempeltänzerin halten müssen! Sie wollte nicht täuschen, sie wollte sein!

Mit bewundernswerter Zähigkeit begann sie ihr Studium. Es erstreckte sich nicht nur auf den Tanz allein, sondern auch auf alle anderen Zweige der Kunst und auf Religion, Sitten und Gebräuche der Inder überhaupt.

Im ersten Stockwerk des Musée Guimet befand sich die Bibliothek. Fünfunddreißigtausend Bände — Handschriften und Bücher — enthielt sie. Der Bibliothekar war ihr behilflich, das zu finden, was sie suchte, und ein feiner, alter Herr, der sich zu seinem Vergnügen auch mit Indien, dem Land der trunkenen Liebe, wie er es nannte, beschäftigte, half ihr ebenfalls.

Und dieser alte Herr war ein sehr berühmter Mann. Er war Frankreichs bedeutendster Rechtsanwalt, der Advokat Clunet.

Neben der Bibliothek lag die Galerie d'Jéna mit seinen reichen Kult- und Gebrauchsgegenständen aus Indien und Java.

Zwischen beiden Räumen teilten sich Trautes Tage und ihre Nächte zwischen den großen Varietés, in denen die Prominenten der Tanzkunst gastierten.

„Bald bin ich so weit," schrieb sie eines Tages ihrem Vater. „Ich besitze so ziemlich alles, was ich brauche. Mein erster Schritt in die Oeffentlichkeit muß mich oben sehen. Ganz oben!"

Aber dieser erste Schritt sollte so bald nicht getan werden können.

* * *

Mac Leod hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Hannele im Kloster und Traute in Paris befanden.

Mit jener Tatsache war er einverstanden. Mit dieser nicht.

„Ich will dich hetzen, bis du winselnd vor meiner Tür um Einlaß bittest," das war keine Redensart gewesen.

Als Gattin brauchte er sie nicht, als Kameradin erst recht nicht, aber als Haushälterin, als Pflegerin, als Magd wollte er sie wiederhaben.

Welcher dienstbare Geist ist billiger als die eigene Frau? Er kannte keinen.

Er schrieb ihr, und dieser Brief fiel wie Blitz und Donner in ihr Leben. Es war ein echt Leodscher Brief. Ohne Anrede begann er:

> Wiederum ohne mein Wissen hast Du Dich aus der Wohnung Deines Vaters entfernt, wie damals aus meiner. Ich weiß, was Du vorhast. Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln werde ich dieses Vorhaben zu vereiteln suchen. Ich dulde nicht, daß Du meinen Namen wie eine Dirne durch die Straßen schleifst.

Jetzt gibst Du mir die Handhabe, Dich binden zu können. Also höre:

Entweder kehrst Du unverzüglich zu mir zurück oder begibst Dich ebenso unverzüglich zu Deinen Verwandten nach Nimwegen, die die einzigen sind, die auf Deinen leichtsinnigen Charakter und Deine lockere Moral Einfluß auszuüben vermögen. Wenn nicht, hetze ich Dir die Polizei auf den Hals und lasse Dich in ein Kloster sperren. Für immer und alle Zeiten! Dort kannst Du dann „heilige Tänze" tanzen. Wähle!

In das unbehütete Haus Deines Vaters, der übrigens eine seiner bekannten längeren Reisen nach Deutschland angetreten hat, kommst Du nicht wieder. Du hast nur die Wahl zwischen Amsterdam, Nimwegen oder dem Kloster. Mac Leod.

Die gesetzesunkundige Traute war einer Ohnmacht nahe, als sie diesen Brief gelesen hatte. Daß dieser Wisch eine nicht ausführbare Drohung war, wußte sie nicht. Wer hätte es ihr auch sagen sollen? Sie durfte ja über ihre Verhältnisse nicht reden.

Eine Hindutänzerin aus Amsterdam war eine Groteske, und eine Dewadasi aus Benares konnte nicht Mac Leod heißen. Den Namen, der über Nacht erstrahlen sollte, mußte sie hüten vor jedermann und der erste Schritt, der diesen Namen zur Geltung zu bringen hatte, durfte erst dann getan werden, wenn alle Voraussetzungen erfüllt waren.

Sie waren es noch nicht.

Ihrem Können fehlte die letzte Reife. Kostüme und Musik waren auch noch zu beschaffen.

Die höchste Vollendung und tiefste Einfühlung in ihre exotische Kunst konnte sie sich überall geben, auch in Nimwegen, die Kostüme auch dort entwerfen. Was aber geschah

mit der sehr wichtigen Musik? Wer sollte die schreiben und wer den Komponisten einführen in die Wunderwelt Indiens?

In dieser Musik mußte Indiens Seele klingen.

Da entsann sich Traute des liebenswürdigen Monsieur Clunet, den sie so oft in der Bibliothek des Museums getroffen hatte. Der besaß ein feines Verstehen und Empfinden für die Mystik des Orients.

Sie rief ihn telephonisch an. Ob sie ihn heute noch sprechen könne, fragte sie. Sie müsse verreisen und wolle danken für die Förderung, die er ihr habe angedeihen lassen.

Welcher Mann ist nicht geneigt, sich von einer so schönen Dame als Traute war, die überdies noch der Zauber des Geheimnisvollen umgab, danken zu lassen? Schon der gute Ton verlangte sein Erscheinen, und so trafen sie sich noch am selben Tage im Musée Guimet.

„Meiner unbekannten Freundin," redete Clunet sie an und überreichte ihr einen Strauß dunkelroter Rosen. „Zum Abschied! Wie bitter — für mich."

Traute lächelte zu ihm auf.

„Ich will Ihnen danken und Sie beschenken mich," sagte sie, „das ist gegen die Verabredung, Herr Clunet."

„Wenn ich nun auch das Bedürfnis hätte zu danken? Was dann?"

„Dann allerdings darf ich mich freuen in der Hoffnung, Ihnen in Ihren indischen Stunden so etwas wie Belebung des toten Buchstabens gewesen zu sein."

„Mehr noch, meine Freundin, Offenbarung waren Sie mir. Ich habe durch Sie viel gelernt. Eigentlich alles! Sie haben mir dieses Wunderland so nahe gebracht, daß es sich in meinem Denken mit Ihnen zu einem verbindet."

Das war das bestandene Examen, die Zensur ihrer Arbeit. Unsagbare Freude erfüllte sie. Sie hätte den Alten umarmen können. Nun war sie die, die sie sein wollte.

Und unter einem inneren Zwange, dem nichts entgegengestellt werden konnte, antwortete Traute:

„Das ist nicht weiter verwunderlich. Auch wenn ich an Frankreich denke, werde ich immer an Sie denken müssen, so vollkommen verkörpern Sie Ihre Nation."

Sie hätte ersticken müssen, wenn sie das nicht gesagt hätte.

Und Clunet stutzte.

Er überlegte einen Moment, dann bemerkte er:

„Diese Worte lassen einen Rückschluß zu. Wissen Sie das?"

Traute nickte und sah ihn unter gesenkten Wimpern hervor geheimnisvoll an.

Clunet wurde erregt.

Auch das erfüllte Traute mit Triumph, weil ihr ihre Macht als Weib offenbar wurde, zum ersten Male wirklich bewußt.

Ein leiser Vorwurf schwang in Clunets Stimme, als er sagte:

„Aber liebste, beste Freundin, warum haben Sie mich das bisher nicht wissen lassen?"

„Ich wollte es bis heute aufsparen," erklärte sie und Clunet drängte:

„Nun aber erzählen Sie bitte! — Bitte!"

Und Traute — oder war sie das nicht, die das sagte — antwortete:

„Irgendwo in Indien bin ich geboren. Ich kam nach Paris, um zu arbeiten. Und noch zu einem anderen Zweck," setzte sie hinzu. „Die Arbeit ist vollendet. Es ist eine Studie über das Musée Guimet. Die Verwirklichung meiner anderen Absicht bleibt der Zukunft überlassen."

„Darf ich sie nicht wissen? Darf ich nicht auch Ihren Namen wissen," fragte Clunet. „Ich möchte doch bitten darum. Vielleicht kann ich Ihnen dienen."

Nachdenklich antwortete Traute:

„Meinen Namen möchte ich nicht nennen. Vorerst nicht. Sie werden das verstehen, wenn Sie das Weitere hören. Es ist nämlich meine Absicht, hier in Paris die heiligen Tänze der Dewadasis aufzuführen, Allegorien und Legenden zu tanzen. Das darf nicht vor der Zeit publik werden."

„Verstehe vollkommen," sagte Clunet hastig. „Wird ein Ereignis werden. Ein ganz großes Ereignis! Das ist außer allem Zweifel. Tempeltänze! Die sah noch niemand. — Wann werden Sie beginnen, Verehrteste? Sie sehen mich ungeduldig."

„Wenn nichts mehr fehlt," sagte Traute lächelnd.

„Was fehlt? Wenn es durch Verbindungen zu beschaffen ist, stehe ich zur Verfügung, auch wenn — verzeihen Sie gütigst — die Geldfrage eine Rolle spielen sollte, kann ich beispringen. Reden Sie offen. Befehlen Sie! Man sagt von mir, daß man sich auf mich verlassen könnte. Ich bitte um Ihr Vertrauen."

Traute sah ihn voll und groß an.

„Gott, was Sie für junge Augen haben," sagte sie liebenswürdig, „wie ein Achtzehnjähriger."

„Ist das ein Wunder, wenn Sie einen jung machen, liebste Freundin. Nur ein Tausendstel von dem Fluidum, von dem magischen Reiz, von diesem mystischen Etwas, das in Ihnen ist . . ."

„Hören Sie auf, Monsieur. Ich bitte Sie, hören Sie auf!"

„Nein, Sie müssen es hören! Man muß seine Macht kennen, wenn man sie gebrauchen will. Und Sie werden sie gebrauchen müssen. — Lassen Sie nur ein Quentchen dieses Fluidums über die Menge gehen, Paris wird Sie umjubeln."

„Dann wäre mein Wunsch erfüllt."

„Und ich darf helfen?"

„Wenn Hilfe so selbstlos geboten wird, kann ich sie annehmen."

„Sie können! Sie machen mich glücklich, wenn Sie es tun."

Traute mußte ihm glauben, so aufrichtig klang seine Versicherung. Sie fühlte sich leicht und frohgemut, wie noch nie in ihrem Leben. Der Schritt hinauf würde glücken, das war ihre innerste Ueberzeugung.

„Also dann hören Sie meine Besorgnisse," sagte sie. „Ich bin um eine geeignete Musik verlegen. Wenn Sie einen Komponisten wüßten, der etwas Indisches schreiben könnte."

„Weiß ich! Diesen Pakt besorge ich." — Er wurde ganz sachlich. — „Bitte mir Ihre Wünsche mitzuteilen."

„Es handelt sich um zwei Stücke, und zwar um den Tempeltanz selbst und um eine Legende. Ich habe ausführliche Bemerkungen dazu schriftlich gemacht. Darf ich sie Ihnen zuschicken?"

„Ich bitte darum," sagte Clunet und gab ihr seine Adresse.

„Der Musiker wird sich leicht zurechtfinden können. Und dann vermag ihn ja wohl auch niemand besser zu beraten als Sie."

„Da ich die Ehre habe, die Tänzerin zu kennen, werde ich ihm schon nützlich sein können," gab Clunet zu.

„Ich muß für drei bis vier Monate nach Holland fahren. Werden die Kompositionen fertig sein, wenn ich wiederkomme?"

„Es ist anzunehmen. Muß denn aber diese Reise sein?"

„Leider!"

„Drei bis vier Monate sind eine lange Zeit. Mit dieser Ungeduld im Herzen für mich eine doppelt lange."

„Sie wird Ihnen im Gedenken an mich ertragbar werden."

Traute nestelte eine Knospe aus dem Rosenstrauß und steckte sie ihm ins Knopfloch.

„Zum Zeichen des Verbundenseins," sagte sie und setzte schnell hinzu: „Dank und Wiedersehn, mein gütiger Freund."

Als Clunet richtig zur Besinnung kam, war sie nicht mehr zu sehen.

7.

Mac Leod hatte die Nimweger Verwandten in seltener Weise voreingenommen gegen Traute zu machen verstanden.

Man hatte sie wie eine Gefallene empfangen und behandelte sie auch so. Sie war in des Wortes wahrster Bedeutung eingesperrt. Ihre Freiheit war nur eine scheinbare. Man setzte ihr zu mit frommen Worten und ebensolchen Büchern. Zur Harfe den Psalter, Klagelieder und Jeremiaden! Tanten, Basen und Nichten bewachten sie. Nichts konnte sie unbeobachtet tun.

Traute, die es merkte, begehrte auf.

Man sah nur noch genauer hin. Wie ein Bächlein sprudelten die frommen Sprüche.

Da machte sich Traute unsichtbar, schloß sich ein, kam nicht zu Tisch.

Man brachte ihr das Essen aufs Zimmer und betete vor ihrer Tür.

So vergingen Monate.

Es änderte sich nichts.

Wenn schon das Tun der Verwandten sonderbar war, war es doch bewundernswert beharrlich. Für sie galt es eine Seele zu retten. Danach handelten sie.

Und während sie wachten und beteten, nähte Traute Hindugewänder und hörte Geigen weinen und Gamelangs läuten, sah sich tanzen vor dem goldenen Buddha und sah ihn auf sich niederlächeln weise und gütig.

Und aus den Monaten, die vergingen, wurde ein Jahr.

Die Zeit lockert. Die Zeit macht sicher. Die Zeit durchlöchert selbst die besessenste Beharrlichkeit. Ueberall, wo Menschen sind, auch in Nimwegen, tut sie das.

Und es kam die Stunde, die, wie im Gleichnis, die törichten Jungfrauen schlafend fand. Und diese Stunde benutzte Traute zur Flucht.

Im Mai 1905 fuhr sie für ihre letzten paar Gulden zum zweiten Male und für immer nach Paris.

* * *

Ihr erster Weg im Seinebabel galt einem Versatzamt, der zweite Clunet. Beide waren eine Enttäuschung. Sie erlöste so wenig, daß sie nur ihr Zimmer bezahlen konnte, und Frankreichs berühmter Anwalt weilte in Nizza. Er wurde erst in Wochen zurückerwartet.

Trotzdem war Traute nicht entmutigt. Jetzt gab es kein Zaudern mehr, kein Zagen und Bangen. Es gab nur ein „Hinauf!"

Als ihr kurz nach dem Einzug die Wirtin den Meldezettel überreichte, schrieb Traute in steilen, kräftigen Buchstaben in die Namensrubrik: Mata Hari, in die Rubrik Beruf: Tänzerin.

* * *

Jeder Mensch muß essen, wenn er leben will und wenn ihm die Mittel fehlen, seines Leibes Notdurft und Nahrung zu bestreiten, muß er sich einen Verdienst suchen, um es zu können.

Mata sah alle Zeitungen nach Beschäftigung durch, fand aber nichts Geeignetes. Sie mußte jede Stunde frei sein können. Das war neben dem Einkommen das Wichtigste. Sie erwartete ja Clunet. Wenn der sein Versprechen gehalten hatte, rief sie die Stunde. Die große entscheidende Stunde. Also nicht binden.

Da fand sie endlich in einer Kunstzeitschrift eine Anzeige: Modell gesucht. Der Suchende war der bekannte Maler Guillaumet. Er brauchte das Modell für ein Plakat zur „Messalina", die in der Gaité anstand.

Mata ging zu ihm.

Sie stellte sich als Traute Mac Leod vor und gefiel. Guillaumet malte sie und verhalf ihr so zum ersten Verdienst.

Nur zwei Sitzungen hatte der Maler nötig. Er empfahl sie seinem Freunde Assire, der ein Werk über orientalische Kostümkunde zu illustrieren hatte.

Assire war glücklich, als er das fremdartige braune Gesicht sah, taxierte lange, zwinkerte mit den Augen und schmunzelte.

„Bin doch neugierig, was da herauskommt," dachte er, nötigte Traute Platz zu nehmen und begann zu plaudern:

„Ich habe für die Akademie eine Arbeit zu erledigen. Wissenschaftlich! Nicht so, wissen Sie, aus dem Handgelenk heraus. Gesichtsstudien! Kostümkunde! Obendrein orientalisch. Nicht uninteressant, aber wie gesagt, nicht einfach. Das Morgenland ist eben nicht das Abendland. In jenem weiß ich verflucht wenig Bescheid, in diesem geht es schon eher. Was bei denen da unten so ist" — er hielt den Daumen nach oben und drehte ihn dann nach unten — „das ist bei uns so. — Guillaumet erzählte mir, daß sie die Gattin eines in Indien gefallenen Hauptmannes seien. Waren Sie selbst in Indien?"

„Ich bin geborene Inderin."

„Famos! Ganz ausgezeichnet! Der erste vernünftige Mensch, der mir seit langem begegnet. Sie trinken doch eine Tasse Tee mit mir? Indischen natürlich!"

Mata nickte und lächelte.

„Moment," rief der Maler und griff nach dem Stift.

Da war das Lächeln verschwunden.

„Lächeln Sie doch," rief er wieder. „Sie müssen doch lächeln können. Sie konnten es doch eben erst."

„Aber doch nicht auf Kommando. Machen Sie einen Witz, vielleicht geht es."

Da stülpte sich Assire den gestrickten Teewärmer auf die Glatze.

„Heil, dem Maharadscha von Jaipur, Rene Assire, dem Großen."

Und Traute lachte wirklich.

Vier, fünf Striche!

„Gemacht," sagte er vergnügt. „Da ist er, der lächelnde Mund der indischen Schönen. — Freundliches Pröstchen, Gnädigste."

Er reichte ihr das Blatt und trank seine Tasse aus.

Mata prüfte die Zeichnung. Es war tatsächlich ihr lächelnder Mund.

„Das Drum-herum ist nur Handwerk," erklärte er und Traute fragte:

„Wenn das so schnell geht, sind wir wohl auch in zwei Sitzungen zu Ende?"

„Wo denken Sie hin, Verehrteste. Wir bleiben zusammen. Wenigstens für ein Weilchen. Sehen Sie die Packen Lumpen da, pardon, Kostüme wollte ich sagen. Hat die Akademie herschaffen lassen. Muß alles durchgearbeitet werden und da" — er zog ein Schubfach auf — „der Schmuck dito."

Mata war verwundert. Ihre Augen waren ganz weit und groß.

„Darf ich mir das genauer ansehen," fragte sie.

Assire gestattete gern.

Mata hantierte an den Kostümen herum, durchwühlte den Packen, wählte aus und legte einiges beiseite.

Der Maler, der ihr interessiert zusah, fragte: „Was soll das, Verehrteste?"

„Da hinein will ich mich stecken. Sie sollen sehen, wie gut das wirkt."

„Los," drängte Assire, aber Mata wehrte ab.

„Heute nicht, später." — Dann sagte sie unvermittelt: „Bitte setzen Sie sich zu mir. Ich habe Ihnen etwas zu eröffnen."

Assire fuhr sich über die Glatze. Verflucht, dachte er, die will Vorschuß und entsprach widerwillig ihrem Wunsche.

„Ich heiße nicht Mac Leod," sagte Traute, „ich heiße Mata Hari."

Assire horchte auf und rückte näher.

„Ich bin erst kurze Zeit in Europa," erzählte sie weiter, „und will nicht eigentlich Modell stehen, sondern tanzen. Tempeltänze und dergleichen, wie sie die Dewadasis in unseren heiligen Pagoden tanzen. Und wie ich sie selbst in Indien tanzte."

Erregt stotterte der Maler: „Das ist . . . Das wär . . ."

„Weiß schon was es wär," fiel Traute ein. „Fabelhaft! Clunet sagte das schon. — Kennen Sie Clunet?"

„Den Anwalt?"

„Ja!"

„Natürlich kenne ich ihn. Sehr gut sogar. Alter Kunstfex, sitzt mehr im Musée Guimet als in seiner Kanzlei."

„Er versprach mir, die Musik zu meinen Tänzen schreiben zu lassen. Nun ist er verreist."

„Wohin?"

„Nach Nizza."

„Ich ruf' ihn an. Ich frage ihn. Lassen Sie mich das erledigen."

Plötzlich besann er sich. Er trat ganz nahe vor sie hin.

„Aber wenn wir die Sache managen, Verehrteste, dann den guten Assire nicht abschieben. Das bitt' ich mir aus. Ich brauche Sie für die Studien. Sie sind schön und außerdem verstehen Sie den Zimt besser als ich."

„Sie haben burschikose Ausdrücke, Herr Assire."

„So? Tun sie weh? Glaube nicht. Ich bin kein Seiltänzer und außerdem sind wir Kollegen. Soll ich den Zylinder aufsetzen, wollen Sie in Grande Toilette zu mir kommen? Schön! — Ich kann auch anders, aber nicht so gut."

Er lachte und Mata lachte auch.

„Uebrigens, wie soll ich Sie nennen," fragte er. „Madame, Verehrteste Freundin, Liebste oder Mata Hari? Ich frage, weil ich in der Regel aus der Rolle falle," gab er ehrlich zu.

„Sagen Sie Mata Hari zu mir. So wurde ich auch zu Hause genannt. Es heißt Kind der Morgenröte."

„Paßt glänzend," sagte er. „Morgenröte wird ihnen aufgehen, den Parisern, Mata Hari wird ihnen leuchten. Aber sie wird mich nicht verlassen, nicht wahr?"

„Das wird sie nicht tun. Vertrauen gegen Vertrauen. Erledigen Sie die Angelegenheit mit Clunet, will ich Ihnen gern täglich zwei Stunden sitzen. Einverstanden?"

„Mit Herz und Hand. Her Ihr Patschhändchen, Mata, damit ich das meine — sehen Sie sich das Ding mal an — zu feierlichem Schwur hineinlege."

Sie standen Hand in Hand. Sie sahen sich an. Ihm wurde warm.

„Mon Dieu," sagte er. „Der Mund ist schon schön, schöner noch sind Ihre Augen."

„Sie müssen nicht alles sehen, Monsieur."

„Auch der Himmel ist für alle da, Mata."

„Sie werden schwärmerisch. Es wird Zeit, daß ich gehe. — Wann soll ich wiederkommen?"

Assire seufzte.

„Morgen." — Dann besann er sich. — „Nein, übermorgen," sagte er. „Morgen habe ich in Sachen Mata Hari zu tun."

„Wirklich?"

Er nickte nur und schob sie sanft über die Schwelle.

„Uff," machte er. „Ist das heiß hier," öffnete aber doch kein Fenster, sondern trank einen Cognac.

* * *

Assire hielt Wort.

Er erkundigte sich zunächst im Büro Clunets nach dessen Adresse.

Dann rief er ihn an.

„Seit neun Monaten warte ich auf die Unbekannte," hatte Clunet gesagt. „Alles ist fertig. Morgen bin ich bei Ihnen. Bestellen Sie die Dame auf drei Uhr."

„Geht nicht," hatte Assire erwidert. „Ich Trottel habe vergessen, nach ihrer Wohnung zu fragen."

„Tut nichts. Ich komme trotzdem."

„Hat der es eilig," hatte der Maler gedacht, den Hörer angehangen und war nach Hause gegangen.

Jetzt erwartete er Clunet.

Pünktlich auf die Minute erschien der Alte, machte gar keine Umstände weiter, sondern rückte sofort nach der Begrüßung mit der Frage heraus:

„Wie kommen Sie zur Bekanntschaft der . . . Wie hieß sie doch? Ich verstand Sie nicht recht am Apparat."

„Mata Hari."

„Mata Hari klingt gut! — Also wie, Herr Assire?"

„Sie kam zu mir auf Empfehlung Guillaumets," antwortete er und erzählte den Hergang.

„Und was sagen Sie zu ihr?"

„Chateau-Lafitte Original, wie ihn nur Könige in den Kellern haben."

Clunet kicherte.

„Sehr gut gesagt, mein Lieber. Ausgezeichnet!"

Er spitzte den Mund, als schmecke er den Wein auf der Zunge.

„Und wollen wir ihr die Hände unter die Füße legen, sie lancieren?" fragte er.

„Selbstverständlich wollen wir das," knurrte Assire. „Hätte sie zwar lieber ganz für mich gehabt. Hat mir aber doch pro

Tag wenigstens zwei Stunden zugesagt. Da" — er nahm die gestern vollendete Skizze aus der Mappe — „wie gefällt Ihnen das?"

Clunet starrte auf das Bild. Er schwieg. Dann nickte er.

„Zum Andenken, Herr Clunet, wenn Sie mögen," sagte Assire und der Alte drückte ihm die Hand.

Sorgfältig barg er das Blatt in der Aktentasche.

Bei dieser Gelegenheit brachte er die beiden Partituren heraus.

„Die lasse ich hier," sagte er. „Morgen ist ja Generalberatung. — Wollen Sie mitkommen, Herr Assire?"

„Sollten wir uns nicht lieber klar werden über . . ."

„Unterwegs mein Lieber," fiel Clunet ein. „Unterwegs! Kommen Sie nur. Ich bin mir seit neun Monaten klar."

Da ging Assire mit.

Auf der Straße plauderte der Alte:

„Nun hören Sie zu. Wir brauchen nur auf den Knopf zu drücken und los geht es. Ueber Nacht hat Paris eine Sensation. Ort der Handlung: Die große Halle im Musée Guimet vor dem Buddhagott. — Publikum: Nur die Allerprominentesten, Allerklangvollsten und Exquisitesten. Etwa fünfzig einschließlich der Presse. — Die Einladenden: Der Museumsdirektor, Sie und meine Wenigkeit. — Langt das?"

„Sie sind ein Genie, Herr Clunet."

„War ich immer, mein lieber Assire," sagte der Alte bestimmt aber ohne Ueberhebung. „Wenn ich jemanden von der Guillotine herunterreden kann, kann ich auch jemanden auf den Thron setzen. — Nun wieder zum Thema. Die Einladungen verschicke ich," fuhr er fort. „Die Kapelle besorge ich auch. Sie aber müssen auf Aufmachung bedacht sein. Tempelmäßig. Fahles Licht. Sitzgelegenheiten. Hocker oder Polster wenig über dem Boden. Mystik. Stimmung. Tausend und eine Nacht. Niemand darf Aehnliches gesehen haben. Geld

Nebensache! Verstehen Sie, Assire? Es muß ein Märchen werden. Ein Traum. Und muß doch so echt sein, wie Mata Hari schön ist."

So im Gespräch gingen sie über den Plac d'Jéna und verschwanden im Musée Guimet, um dort mit dem Direktor das Weitere zu beraten.

8.

Paris hatte sein Ereignis.

Mata Hari tanzte im Musée Guimet.

Die Halle war von Assire in einen Hindutempel verwandelt worden.

Kara, den Mata gerufen hatte und der sofort gekommen war, hatte den Maler beraten können.

„Verwirrend," nannte die Presse den Eindruck, den dieser Tempel allein schon auf die Anwesenden machte.

Die Sinne derer, die auf niedrigen Polstern hockten, waren in Aufruhr. Die Farben reizten. Der schwüle Duft exotischen Räucherwerks umnebelte die Hirne. Aus großen Schalen leuchtete unirdisches Licht eine mondhelle Nacht und Buddha, der goldene, lächelte aus dem Halbdunkel sein verstehendes Lächeln auf die atemlos Lauschenden.

Es war geworden, wie Clunet gewünscht: Ein Märchen, ein Traum, eine niegesehene fremde Welt voll zauberischer Schönheit.

Und da, als die Ungeduld beginnt an den Nerven zu reißen, fällt ein tiefer, weicher, dunkler Gongschlag hinein in diese Welt. Musik klingt auf von irgendwoher.

Gedämpfte, weiche, müde Töne klagen durch den Raum und gleiten dahin, wie die silbernen Wellen eines klaren Stromes im Vollmondzauber.

Mata Hari erscheint.

Lippen öffnen sich und hauchen ein bewunderndes „Ah", seufzen leise, schließen sich wieder. Augen werden groß, glitzern, flimmern, leuchten, umfangen den schlanken, braunen Körper der indischen Schönen, streicheln ihn, kosen ihn. Hände krampfen sich ineinander oder fassen nach anderen Händen und drücken sie in verhaltener Erregung. Clunets Worte werden Wirklichkeit: Das Land der trunkenen Liebe ist gegenwärtig.

Mata Hari tanzt den „heilig" — unheiligen Tanz der Bajaderen des Tempels Kanda Swany.

Ihren Körper umhüllt ein safrangelber Schleier wie eine vom Licht der scheidenden Sonne vergoldete Wolke.

In feierlichem Ernst umschreitet sie das Rund. Leise klirren die metallenen Reifen an Armen und Beinen.

Das Gesicht ist müde. Die Augen sind traurig, wehmutsvoll und dunkel. Der Mund ist geschlossen. Und doch liegt ein zaubervolles Lächeln auf diesem braunen Gesicht.

Aus dem Schreiten wird ein Gleiten, ein Schweben und Wiegen, ein Vor und Zurück. Und wiederholt sich zu vielen Malen. Die Musik drängt.

Schneller wird dieses Wiegen und Gleiten. Die Sitzenden berührt fast der bebende Körper der Tanzenden, haucht den berauschenden Duft eines ungekannten Parfüms in die Sinne der an Schönheit Trunkenen. Aus den geweiteten, nachtschwarzen Augen schlägt eine Flamme über sie hin.

Immer schneller wird die Musik, immer wilder der Tanz, immer leidenschaftlicher werden die Bewegungen, immer ekstatischer der Ausdruck ihrer Minen, bis in einem taumelnden Wirbel der broncegetönte Körper wie ein Hauch zur Erde gleitet.

Ohne jeden Uebergang beginnt die Musik eine andere Melodie.

Monoton, bedrückend, quälend! Und doch ist etwas in dieser Musik, das mit dem Hirn nicht zu erfassen ist, nicht analysiert werden kann, das nur empfunden und gefühlt werden will.

Und unter dem gelben Schleier, inmitten des Raumes, bewegt sich ein Leib wie unter Laub eine Schlange.

Aus dem goldfarbenen Gewebe hebt sich ein dunkler Körper. Starr blickten zwei phosphoreszierende Augen auf die im Halbrund sitzenden Menschen, die vollen, glänzenden Arme ziehen sich ganz langsam am Körper empor, strecken sich, spreizen sich, bewegen sich in Wellenlinien, erst zaghaft, tastend, dann freier, schneller und immer schneller.

Die Hände und Finger bewegen sich ebenso. Es ist, als ob es jede einzelne Muskel täte.

Der Körper erhebt sich zu seiner ganzen Größe. Ein fiebernes Beben durchzittert ihn. Auch er beginnt sich zu winden im gleichen Rhythmus der Arme und Hände.

Die Lichtpünktchen der schillernden Steine an Hals, Fingern und Zehen glühen und funkeln wie die Augen der Schlangen, die dem gräßlichen Schiwa tanzend huldigen.

Und in dem Moment, den man den äußersten nennt, der überschritten, die Katastrophe bringt — sei es Taumel, Rausch, Schmerz, Wahnsinn oder Tod — reißt die Musik in jäher Dissonanz ab.

Mata Hari ist verschwunden.

Wie die Zuschauer in ihrem Inneren waren, fiebernd und aufgewühlt, so sind sie jetzt in ihrem Aeußeren.

Beispiellose Erregung herrscht und wischt jede Feierlichkeit aus.

Es ist ein wüstes Durcheinander.

Die Prinzessin Murat drängt sich an Clunet, der abwesend an einer Säule lehnt.

Er sieht sie nicht.

Sie stößt ihn an, unzart, unvornehm, aus ihrer Erregung heraus.

„Maitre Clunet! Wo sind Sie?"

Er erschrickt!

„In Indien," sagt er.

„Sie muß bei mir tanzen, Clunet. Wo wohnt sie? Ich will zu ihr."

„Weiß nicht! Weiß niemand!"

„Vermitteln Sie, Clunet. Mir zuliebe. Bitte."

Er verspricht es.

Der Gesandte von Chile löst die Murat ab. Er tut die gleiche Bitte.

„Uebermorgen! Wir sehen uns, Monsieur Clunet! Sie bringen sie mit. Die Ehre erweist Madame meinem Lande. Das Fest ist offiziell. Alle Gesandtschaften werden vertreten sein. Auch Ihr Präsident fehlt nicht."

Clunet nickt.

So geht es weiter.

Am gelbseidenen Vorhang, der den Ausgang sperrt, steht Kara. Bewegungslos und steinern, wie immer. Nur in den Augen ein düsteres Feuer.

Die Journalisten treten zu ihm, sprechen ihn an, fragen nach Mata Hari. Andere treten herzu, hören ihn sprechen:

„Die Sonne Indiens küßte Mata Hari, das heißt: Leuchte des Morgenrots, ins Leben. Juffuapatam heißt die Stadt am Meere Malabar, wo dies geschah. Brahmanen, die geweihten, sind ihr Geschlecht. Ihren Vater Suprachetty nannten die Gläubigen Assirvadam, das ist Gottes Segen."

„Und ihre Mutter?" fragt jemand.

„War eine Dewadasi am Tempel Kanda Swany. Sie starb den Tod, der nach Nirwana führt. Sie starb, als Mata Hari zu leben begann."

Viele umstehen ihn. Viele fragen noch anderes.

Er schweigt.

Da gehen sie einzeln weg, zögernd, als binde sie jenes grandiose Erleben immer noch an diesen Raum.

Hinter dem Letzten — endlich — läßt Kara den Vorhang zur Erde rauschen.

Paris hatte sein Ereignis.

* * *

Matas Stern war aufgegangen, so strahlend, wie nur Auserwählten ein Stern erstrahlen kann.

Wie die indischen Bajaderen nur auf Einladung hin zu besonderen Veranstaltungen tanzen, so hatte sie es zunächst auch gehalten.

Jetzt kannte sie die gesamte vornehme Welt der französischen Hauptstadt, und diese kannte sie.

Minister, Diplomaten, Generale, Künstler und Gelehrte bewarben sich um ihre Gunst.

Ihre Verehrer legten Vermögen zu ihren Füßen. Sie wollten von ihr empfangen werden und das war in Matas bescheidenem Zimmerchen nicht möglich.

Der Glänzenden gebührte der glänzende Rahmen.

Auf den Champs Elysees, in der eleganten Wohnung eines eleganten Hotels, residierte Mata Hari, bis sie ihre eigene Villa im vornehmen Stadtteil Neuilly beziehen konnte.

Sie war oben. Ganz oben!

Und während Mata Hari gewann, war einer, der verspielte.

Das war Mac Leod.

Er hatte in den Pariser Blättern ihren Weg verfolgt, hatte vom Taumel im Musée Guimet gelesen, vom Rausch im Palais der Prinzessin Murat, vom beispiellosen Triumph auf dem offiziellen Empfang in der chilenischen Gesandtschaft. Jetzt

las er von ihrem ersten öffentlichen Auftreten in der Olympia und wußte, daß sie ihm nun für immer verloren war.

Er reichte die Scheidung ein.

* * *

Mata Hari gastierte in Lyon, Marseille, Madrid, London, Manchester, Liverpool, Newyork, San Francisco, Berlin, Leipzig, München und endlich auch in Petersburg.

Mit Absicht da so spät.

Ihr Ruhm hatte den aufsehen machen sollen, nach dem sie sich sehnte, den sie seit den ersten Tagen ihrer Ehe nicht vergessen hatte. Im Leid nicht und auch nicht im Glück.

Alexei Marow.

Aber auch sie mußte erfahren, daß selbst auf den Höhen des Lebens doch zu wünschen etwas immer noch übrig bleibt.

Sie fand den nicht, den sie suchte.

9.

Im Boudoir ihrer Villa in Neuilly, nahe dem Bois de Boulogne, auf der mit weißen Fellen bedeckten Ottomane, die unter Palmen fast verborgen stand, lag Mata Hari im gelbseidenen Sarong und las im Prem Sagar, jenen Liebeskult-Anweisungen aus Indiens wundersamer Welt.

Draußen hörte sie Stimmen.

„Melden? Unfug! Mich brauchen Sie nicht zu melden. Hab' auch nicht eine Sekunde Zeit," sagte jemand, und Mata legte unwillig das Buch auf das niedrige Taburett am Kopfende des Lagers.

Die Tür wurde aufgerissen. Herein stürmte ein Reiteroffizier.

Er war groß, blauäugig und blond. Aber er war wenig gepflegt, denn er kam „von vorn."

Der Offizier war Rittmeister Alexei Marow, der sich kurz vor der Marneschlacht hatte von Rußland nach Frankreich kommandieren lassen. Diese Schlacht hatte er mitgemacht und tat nun schon monatelang Grabendienst.

Einen Moment stand er bewegungslos auf dem Teppich, als ob er suche oder sich sammeln müsse.

Das gedämpfte Licht, die schwere schwüle Luft, die flammenden Farben verwirrten ihn. Nur einen Moment! Dann schrie er jubelnd auf.

„Traute! Liebe Traute!" Und mit einem kaum gehauchten: „Endlich," fiel er an ihrem Lager in die Knie.

Traute war im Innersten erschüttert.

Die schönsten Stunden ihres Lebens, die wenigen, die schön waren, bevor sie Mata Hari hieß, brachte dieser Mann zurück.

Stunden, die längst vergangen, die nur noch in der Erinnerung lebten, waren plötzlich gegenwärtig, wallten auf, erwärmten, machten froh.

Sie war nicht fähig, zu reden, nahm seinen blonden Kopf in die braunen Arme, die man die schönsten nannte, die Gott je einem Weib gegeben und drückte ihn fest an sich.

Als ob sie ihn nie mehr lassen wollte, so hielt sie ihn.

Und Marow ließ sich halten, trank den köstlichen Duft ihrer Haut, ließ sich berauschen durch ihn und fühlte seiner Sehnsucht endliche Erfüllung.

In beiden war wunschloses Glück.

Nach langem Schweigen nahm Traute Marows Gesicht in beide Hände und wendete es sich zu. Zögernd und doch voll verhaltener Freude sagte sie:

„Nun will es noch wahr werden, Alexei Marow, was du mir in Wiesbaden sagtest? — O, wie lange ist das her!"

„Zwanzig Jahre, Trautlieb. Eine Ewigkeit! Und kein Tag war, den ich nicht an dich gedacht."

Da küßte ihn Traute auf den Mund.

„Und weißt du noch, was ich dir sagte, damals, als wir Abschied nahmen," fragte er.

„Ich weiß es noch."

„So sag' es mir," bat er und Traute wiederholte die vor zwanzig Jahren gesprochenen Worte:

„Ich fühl es zwingend, wie man einen Schmerz fühlt, daß wir uns für Tage wohl, vielleicht für Jahre trennen. Doch nicht immer! Ich fühl es, wie ich Ihre Nähe fühle, daß wir uns wiedersehen. Einmal wiedersehen, um eins zu werden und eins zu bleiben."

„Nun und?"

„Du bist bei mir, also sind wir eins geworden."

„Und ich bin bei dir, um dich nie mehr zu lassen."

Da küßte sie ihn zum anderen Male.

Sie tat es feierlich und andächtig, mit ganz großen, tiefen, ernsten Augen.

So war er noch nie geküßt worden.

Er mußte dabei an einen goldenen Kelch denken voll geweihten Weines, den ein Priester im Allerheiligsten vor einer in Demut ersterbenden Büßerschar zu Munde führte.

Da war Durst in ihm und stilles Bescheiden zugleich.

„Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte er. „So war mir noch nie. Als ob ich eben erst geboren sei, mit Bewußtsein zu leben beginne, zwischen Himmel und Erde schwebe, von Frauenhänden getragen würde! Wirklich und unwirklich ist mir, sonderbar und eigen ist mir, als ob es außer diesem hier und außer dir auf dieser Erde nichts mehr gebe, noch je etwas gegeben hätte."

„So ist vielen schon gewesen, die an dieser Stelle saßen," antwortete sie lächelnd. „Es ist die Luft, es sind die Farben, es ist das Parfüm und vielleicht bin auch ich es, Lex. Es ist Indien und die Hindu Mata Hari."

„Mata Hari — ja so heißt du jetzt als Tänzerin. Ich

hörte soviel von dir und sah dich nie. Ich wußte nicht, daß du es bist, die Mata Hari heißt. Erst heute, als ich dich suchte — ich suche dich mit Unterbrechung schon monatelang — erfuhr ich es von einem Maler auf Montmartre. Nur daß du in Paris seiest, wurde mir von irgendwem vor Jahren schon gesagt." — Dann fragte er: „Trautlieb, wie kommst du zu dem Namen Mata Hari? Zu diesem sonderbaren Namen?"

Sie sagte es ihm, und sie sprachen von den Jahren, die zwischen dem Heute und dem Gestern lagen.

Das war in Stunden nicht getan.

Selbst als die Lampen brannten und sie am Kamine hockten gleich glückseligen Kindern, die sich Märchen erzählen, eng aneinander geschmiegt und mit verschlungenen Händen, war des Rückerinnerns noch kein Ende.

„Und wie kamst du nun nach Frankreich," fragte sie.

„Als die Deutschen im ersten Ansturm Belgien überrannten, in Frankreich einbrachen und bald schon vor euern Sperrforts standen, litt es mich nicht mehr in Rußland. Ich habe ja dort nichts zu verteidigen. Du wohntest ja hier und deshalb kam ich her. Schon fünf Monate suche ich dich. Immer wenn ich vorn abkommen konnte, war ich in Paris und irrte durch die Straßen. Mit mehr Angst, als ich je da vorn gehabt habe. Niemand kannte eine Gertrud Mac Leod. Durch Zufall erfuhr ich gestern deinen Namen. Nun will ich dich nie mehr verlieren."

„Es brachte dich mir der Krieg, deshalb soll er gesegnet sein."

„Nur deshalb, Traute! Sonst nicht! Ich fluche ihm."

„Und bist doch Soldat?"

„Wer von uns hat denn gewußt, was Krieg ist? Gewiß, er muß wohl sein, sie sagen es wenigstens und er wird sein, so lange Menschen leben. Und doch ist er unserer unwürdig."

„Du lehnst ihn ab?"

„Ja, das tue ich, weil ich ihn kenne. Alles in mir bäumt sich auf gegen ihn. — Ich empfinde doch! Ich sehe doch! Ich bin nicht stumpf und dumpf, bin keine Maschine. Meine Gedanken leben und wollen sich nicht uniformieren lassen. Im Geiste begehe ich Verbrechen gegen die Kameraden, aber mit meinem Körper stelle ich mich vor jeden, der in Gefahr ist. — Die wenigen Momente des Hochgefühls, des Ueberallem-Stehens, des Sich-Gott-fühlens, die uns Religion und Liebe täglich spenden, die uns der Krieg aber nur in seltenen Augenblicken bietet, wiegen die Schmerzen, den Ekel und das Grauen nicht auf, die ihn begleiten."

Marows Stimme war leiser geworden. Langsamer und langsamer waren die Worte geflossen, bis sie ganz verebbten. In seinen Augen war ein tiefes Sinnen.

„Sprich weiter, Lex," sagte Traute. „Unsere Gedanken begegnen sich in vielem. Du siehst den Krieg anders als alle, mit denen ich von ihm sprach."

„Das glaube ich gern, Traute. Ich bin nicht mit meinem Herzen dabei. Ich tue meine Pflicht, aber meine Seele schweigt."

„Was tatest du bis jetzt?"

„Ich machte die Marneschlacht mit, dann lag ich im Fort de la Pompelle bei Reims und morgen muß ich weiter."

„Wohin?"

„Nach Les Paroches zwischen Verdun und Mihiel. — Wenn ich dich nun heute nicht gefunden hätte! Ich kann mir das gar nicht ausdenken. Warst du denn immer in Paris?"

„Ich bin zurückgekehrt, als unsere Regierung aus Furcht vor den Deutschen aus Paris nach Bordeaux floh. Ich wollte ihr nach mit meinem ganzen Hausstand."

„Und wo warst du vordem?"

„Bei Kriegsausbruch in Berlin. Dann in Holland und England."

„Wie nahmen denn die Deutschen die Ereignisse auf?"

„Wie es vor kurzem der Schwede Hedin schilderte: In Deutschland lebt zur Zeit nur ein Volk. Vom Kaiser bis zum Arbeiter hinab hat jeder einzelne nur einen Wunsch, eine Hoffnung, ein Gebet und einen Willen. Es gibt dort nur noch Deutsche! — Und wie war es bei euch?"

Da wurde Marow verlegen.

„Wie soll ich dir das sagen, Traute? — Am besten so: Im ewigen Gleichklang mal etwas anderes! Wir sind ja von Natur so müde, so melancholisch, so weich. Wir sind Kinder. Wir schleichen durchs Leben. Wir schreiten nicht. Wir können nur weinen und trinken —"

„— und tanzen," sagte Traute.

„Ja, das eben ist es, was ich hervorheben wollte: Tanzen! — Weinen und trinken tun wir immer, tanzen nur bei besonderen Gelegenheiten. Und wenn wir es tun, fallen wir ins Extreme. Unser Tanz ist wild und laut. Wir tanzen bachantisch zu den schwermütigsten Melodien. Wir versetzen uns in Taumel. Wir berauschen uns an uns selbst. — Wir sind Halbasiaten. Stumm und gleichgültig trotteten wir in den Krieg. Nur bei dem Gedanken an Blut zitterte etwas auf in uns, das zwischen Mut und Grausamkeit lag. Die Melodie, die man zu diesem Tanze spielte, sagte uns nicht zu. Wir wußten mit uns selbst nichts anzufangen. Wir wußten nicht, weshalb wir tanzten und für wen wir es taten. Wir konnten uns nicht an uns selbst berauschen. Es klang nichts in uns. — Schon das Ziel kann die Musik machen. Wir hatten keines! Und die Musik der Deutschen war uns fremd. Und weil dem so ist, meine geliebte Traute, werden wir den Krieg verlieren. Rußland wird jeden Krieg verlieren, den es gegen ein Kulturvolk kämpfen muß."

„Und Frankreich?" fragte Traute.

„Darf ich das sagen, ohne dir weh zu tun?"

„Du darfst mir alles sagen, Lex. Ich bin keine Französin. Sieh dort, auf dem Flügel stehen sie friedlich vereint, die sich jetzt bekriegen. Sie waren alle meine Freunde: Euer Kyrill, der Kronprinz, der von Braunschweig, der König der Belgier, Englands verstorbener Herrscher, ein französischer Kriegsminister und andere. Als Tänzerin bin ich Kosmopolitin, meine Seele ist bei den Bedrückten, und meine Wünsche sind in Indien. Also sprich!"

„Auch Frankreich würde diesen Krieg verlieren, hätte ihn vielleicht schon verloren, wenn Britannien nicht wär."

„Ist England so stark?"

„Als Kriegsmacht nicht, aber es ist eine Nation und das schon seit fünfhundert Jahren. Der Deutsche ist Germane, der Franzose Romane, der Engländer aber ist nur Engländer! — Für ihn blutet Europa."

„Du sprichst hart, Lex."

„Nur wahr, Traute, nicht hart. Entnüchtert spreche ich, als Fremder, der unbeteiligt ist und doppelt scharf sieht. Bis noch vor Kurzem war es keinem von uns möglich, über Gründe, Ursachen und Zusammenhänge nachzudenken. Es ging zurück und vorwärts, hin und her. Jetzt herrscht Stillstand. Stellungskrieg, wie sie es nennen. Jetzt haben wir Zeit zum Denken und Lesen. Jetzt können wir uns Urteile bilden. Und mein Urteil geht dahin: Die treibende Kraft in diesem Kriege ist England. Es würde selbst noch hinter einem niedergebrochenen Frankreich stehen und ihm zurufen: Schieße, schieße! Und wenn euer niedergebrochenes Volk das nicht mehr können würde, würde es raunen: Wehr dich mit den Zähnen!"

„Du glaubst also nicht an die edlen Motive, die England einzugreifen veranlaßt haben, die es vorgibt, die es der Welt glauben machen will."

„Nein! Das Wort steht fest, das Churchill sprach: Der Krieg ist ein Geschäft, wie jedes andere auch."

„Wann hat er das gesagt?"

„Schon im August vorigen Jahres. Damit besiegte er der Briten letzte Bedenken. Ich will gerecht sein und zugeben, daß der einzelne Engländer unleugbare äußere und innere Vorzüge besitzt. Aber sobald es sich um den Staat als solchen handelt, um die Nation, um politisch-wirtschaftliche Dinge, verlieren für ihn sämtliche Regeln der Gesittung jegliche Geltung. „My country right or wrong" dokumentiert die staatsbürgerliche Disziplin und Anschauung, die er schon mit der Muttermilch zu trinken bekommt. Für ihn gibt es nur eine Religion, das ist die englische und die ist nur auf politisch-wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit gegründet, nur für die englisch-politischen Ziele geschaffen. Es gibt auch nur einen Gegenstand der Anbetung für ihn: Sein Reich."

Marow machte eine Pause, dann fuhr er fort:

„Das alles ist, vom Gesichtspunkte des Staatsbürgers und Staatsganzen aus gesehen, gut und richtig, vorausgesetzt, daß man für sich und sein Staatsganzes allein eintritt. Wenn man aber unter irgendeinem Deckmantel — in unserem Falle: Gerechtigkeit und Zivilisation — andere für sich sterben läßt, dann ist das unsittlich! Englands Gesicht ist Maske, sein Wort ist — — — nicht immer wahr. Ich werde verbittert, Traute, wenn ich mich so mißbraucht sehe. Laß uns von anderem reden."

Traute sah ihn mit leuchtenden Augen an, strich ihm liebkosend übers Haar und schlug dann einen Spaziergang durch den Bois de Boulogne vor.

Marow war gern einverstanden.

Im Mondschein wandelten sie zu zweien.

* * *

Am anderen Morgen beim Frühstück war Marow sehr traurig. Auch Traute war schweigsam.

„Vom Himmel in die Hölle," sagte er leise und rührte mit dem kleinen goldenen Löffel in der blattdünnen Sevrestasse, „von hier in den Graben, aus dieser Kultur zu Ratten und Läusen, aus deiner Welt in die da draußen, wie ist das schwer!"

„Es soll ja bald zu Ende sein," tröstete ihn Traute, aber Marow schüttelte den Kopf.

„Man belügt euch und uns! Ich glaube, was ich sehe und weiß, was ich weiß."

„Was siehst du, Lex und was weißt du?"

Er lenkte ab und zeigte scherzend auf die Zeiger der antiken Standuhr neben der Kredenz. „Ich sehe, daß es neun ist und weiß, daß ich gehorchen muß. Die Trompeten blasen. Mein Glück geht schlafen."

„Aber meine Seele begleitet dich, Liebster, und meine Gedanken sind immer bei dir."

Marow konnte nicht antworten.

Ein letztes stummes Umarmen, ein ungewolltes leises Schluchzen, ein letzter Kuß, dann ging er.

Kara fuhr ihn im Auto nach dem Gare de l'Este, von wo aus er nach der Front fuhr.

So war der Tag, gelebt im Paradies — vorbei.

10.

Sommerfrische!

Ruhe, Frieden, sprossendes Grün, mächtige Buchen, schweigende Fichten und uralte Eichen, Vogelgesang und fröhliche Gesichter empfingen Marow vor Paroches.

Es ging denen gut, die hier waren. Sie hatten es sich bequem gemacht und litten keine Not.

Beim Regiments-Kommandeur hatte er sich gemeldet, war als verbündeter Russe, der zudem die Medaille trug, mit sehr viel Freundlichkeit empfangen und gut bewirtet worden.

Jetzt trottete er ein Stück weiter vor zum Bataillons-Kommandeur.

Der stille nachdenkliche Mann, der die Gestalt eines Kriegsgottes besaß, aber das Gesicht eines Geistlichen, paßte nicht recht zu denen vom Regiment.

Man sah ihn gern weitergehen.

Das gleiche war der Fall auf dem Bataillons-Kommando. Auch da war man froh, als der Rittmeister, der ihnen im Range gleichgeordnet war, um die Führung einer Kompagnie bat.

„Die Front steht," hatte der Kommandeur gesagt, „wir werden lange hier aufgehalten sein. Ich möchte zu bedenken geben, daß Sie da vorn wenig Annehmlichkeiten finden."

Aber Marow hatte sich nicht beirren lassen.

Nun war er am Orte seiner Bestimmung.

Die beiden Leutnants, von denen jeder einen Zug führte, standen stramm und meldeten.

Marow winkte ab.

„Das möchte ich nicht," sagte er. „Wir sind Soldaten, einer wie der andere. Wir wollen Kameradschaft halten, möglichst gute und unsere Pflicht tun. Alles andere überlassen wir dem Exerzierplatz."

Den Leutnants war das nicht unangenehm und allen, denen er zum Führer gesetzt war, war er genehm.

* * *

Wie schön sollte es werden hier draußen!

Die Leutnants hatten ein Gärtchen anlegen lassen, kaum größer als ein Zimmer. Er wollte Blumen hineinpflanzen und Blumen auch vor die Fenster des Unterstandes, wollte mit

guten Büchern auf seine Leute wirken, ihnen die Einsamkeit verkürzen und sie vergessen lassen, daß sie einige hundert Meter vom Feinde lagen.

Gemütlich wollte er's machen, wie daheim, der liebe große Junge, der stundenlang in die Sterne sehen, stundenlang neben dem Posten im Graben stehen, zu seinen Leuten von der Zukunft reden und im Kreise seiner engeren Kameraden Pläne schmieden konnte, so anschaulich, daß man sie Wahrheit werden sah, der sich ein Weib ersehnte, eine liebe kluge Frau, die nicht viel sprach aber geheimnisvoll lächelte und nur gelbseidene bauschig weite Kleider trug, der Buben haben wollte und Mädels, ein Häuschen weit draußen im Grünen, wo niemand hinkam, und einen großen Garten, in welchem er mit seinen Kindern spielen konnte und in Hemdärmeln arbeiten.

Er war ein sonderbarer Mann und so ganz anders als sie.

Wie oft sahen sie ihm zu, wenn er mit dem Spaten hantierte, einen Strauch umsetzte als Deckung gegen Sicht, wenn er Wasser schöpfte oder etwas zurechtstellte, was seiner und ihrer Bequemlichkeit zu dienen bestimmt war.

Stand da nicht immer, wenn er „so für sich" war, schon jene liebe Frau im bauschigen Kleide neben ihm? Und spielten nicht Mädels und Buben, blauäugig und blond wie er, zu seinen Füßen?

Er hatte sie hierher gezaubert in diese Trostlosigkeit, die liebe lächelnde Frau. Nun ging sie ungesehen um und lebte körperlos mit ihnen.

* * *

Nach vierzehn Tagen war Marow abgelöst worden.

„Hütet mir mein Gärtchen, Jungens," hatte er gesagt, „und hütet, was in eure Hand gegeben!" Damit war er gegangen.

Und als er nach sechs Tagen wiederkam, da fand er nichts mehr vor von dem, was er verlassen und in die Hut der Leute gelegt hatte.

Die Deutschen hatten gewütet und wüteten noch.

Tausende von Granaten hatten sie herübergeschleudert und Tausende schleuderten sie noch herüber.

Was hatten sie vor?

Wollten sie die Spitze von Mihiel noch weiter vortreiben, durchbrechen, umbiegen zum Halbkreis um Verdun, um diese Feste auch von der Südflanke zu fassen?

Wer wußte es!

Sie taten weiter ihr Vernichtungswerk und taten es mit ihrer ganzen Wucht und allen ihren Mitteln.

Die Wirkung war unerhört:

Einschlag an Einschlag, Loch an Loch, Trichter an Trichter, zerfurcht die Erde und aufgewühlt wie von Riesenhänden, die nach Schätzen suchten, besät mit erschreckendem, zerrissenem Eisen, mit Splittern, Stückchen, Stücken, Brocken, Klötzen, silbrig glänzenden, tiefschwarzen und von Schwefel gefärbten! Mit Eisen von hunderttausend Granaten.

Wo war der Stein, der da schon lag, als noch der Bauer seine Furche zog? Wo war auch nur ein einzig ganzes Haus noch in Paroches? Wo nur ein Baum, der nicht entlaubt, dessen Aeste sich nicht kahl zum Himmel streckten!

Oede! Wüstenei! Unglaubhaft und unfaßbar dem, der sie nicht sah.

Das Grauen faßt kein Menschenherz, kein Menschenhirn!

Die Erde und die Luft und alles, was ist, schrie im gellenden Kreischen: Vernichtung, Untergang, Krieg.

Wie lange schon!

* * *

Es war am Morgen des fünften Tages.

Milchigweiß kroch die Sonne empor und die Nebelschleier schwanden.

Es war Ruhe — oder war nur Feuerpause?

Da sprang Marow in den Graben.

Graben? — Nein! Der war nicht mehr. Was einst ein Graben war, war eine Erdrinne.

Zwischen den Seinen hockte er nieder. Nur kurze Zeit. Nur zum verschnaufen. Dann kroch er sein Grabenstück ab.

Er hatte für jeden ein ermutigendes Wort und für jeden Zigaretten.

„Was wird das, Herr Rittmeister," fragte ein Unteroffizier.

„Was weiß ich, mein Lieber! Wenn sie drüben in zwei Stunden nicht wieder aufgedreht haben, schanzen wir. Wir müssen uns sichern."

Und sie drehten auf. Schlag halb neun!

Als ob die Erde bersten solle und der Himmel einstürzen, donnerte es los, aus der Ruhe heraus, mit einem Male, so unvermittelt, so urplötzlich, wie ein furchtbares Entsetzen, ein unerhörter Frevel am Frieden der Natur.

Vor und hinter ihnen krepierten die Geschosse, rechts und links schlug es ein, in den Lüften tanzten die Schrapnells.

Haubitzen fauchten ihren Eisenhagel über die Köpfe hin und zwischen die Menschen hinein, und die Mörser mit ihren Einundzwanzigern donnerten dazwischen.

Auf dem ganzen Abschnitt knallten die Feldkanonen.

Hall und Widerhall!

Ein grausiges Dröhnen, Stöhnen, Schreien, Lachen, Kreischen.

Wahnsinn!

Qualm vom tiefsten Dunkel zum lichtesten Hell, in Streifen, Schwaden und Fetzen, wälzte sich über die Gräben.

Es war, als breite ein gütiger Gott einen Schleier über das Chaos.

Der Tod schritt in weitem Gewande, und unter seinem Tritte erbebte die Erde.

Die Soldaten — wo sie saßen, blieben sie sitzen. Teilnahmslos, gleichgültig — wie Schemen.

Einer formte Kugeln aus Lehm und zerdrückte sie zwischen den Fingern. Ein anderer stocherte mit einem Hölzchen in der Erde. Ein dritter wog ein Sprengstück auf der Hand. Ein vierter rückte am Koppel, und ein fünfter fraß im blöden Hinstieren den zerkettschten Stumpel seiner Zigarre.

Alle taten sie etwas, und alle wußten sie nicht, was sie taten. Nur das tat keiner, was die in schönen Skizzen behaupten, die nie die Hölle um sich sahen — denken!

Das war ausgeschaltet, restlos ausgelöscht!

Plötzlich hob der Rittmeister den Kopf. Seine Züge strafften sich. Er lauschte.

„Was — ist — das," sagte er stockend und seine Frage war mehr ein Ausruf des Schreckens.

„Was meinen Sie, Herr Rittmeister?"

„Hören sie nicht? — Flügelfeuer! Immer gleichmäßig von links nach rechts: Bum — bum — bum —bum."

Sie hörten es und hörten es stundenlang.

Plötzlich war es still. Abgerissen! Aus!

„Handgranaten bereitlegen," schrie Marow und seine Worte liefen den Graben entlang.

Sie reizten auf, schmetterten nieder, machten Hoffnung und Angst. Je nachdem. Aber sie lösten die Starre und weckten das Bewußtsein. Jetzt warteten sie nicht mehr. Jetzt erwarteten sie.

Doch den sie erwarteten, der kam nicht. Die Deutschen traten zum Sturme nicht an. Noch nicht! Hatten nur die Maschine abgestellt.

Kein Laut mehr. Still war es, grabesstill, niederdrückend und beängstigend und von jedem empfunden, weil die Sinne nicht mehr zerhämmert waren.

Es war, als ob ihnen die Ruhe zuflüsterte:

„Jetzt! — Jetzt! — Gebt acht! Etwas Furchtbares muß

kommen; die Erde gerät ins Gleiten, saust und zerschmettert im All."

Es getraute sich keiner zu reden.

Da faßte sich der Leutnant ein Herz und fragte: „Was kommt nun, Herr Rittmeister?"

Und der sagte: „Wenn sie verfahren wie jüngst bei Reims: ein kurzes Trommeln, ein ruckartiges Feuerverlegen nach hinten, das Aufflattern der Minen und entweder — Sieg oder Tod."

Da war der Leutnant still und keiner fragte mehr.

Wie Marow es gesagt hatte, so war es gekommen.

Er hatte das Ende nicht gesehen.

Er lag still auf dem Rücken, noch bevor der Sturmangriff abgewiesen und die Nacht heraufgedämmert war.

* * *

Der Tag hatte Opfer gekostet. Der Tod hatte geerntet. Er hatte genommen, was er bekommen und hatte nicht gefragt, welchen Glaubens sie waren noch welcher Nation sie angehörten.

Da sie Menschen waren, waren sie ihm alle gleich. Nur die ihm zuviel waren, hatte er den Aerzten überlassen.

Auf den Verbandsplätzen, die an der Straße Paroches—Bar le Duc errichtet waren, lagen und standen sie herum zu Hunderten, die Verschmähten, mit ihren Wunden und Schmerzen, harrend der Hilfe und der Erlösung.

Was für Bilder!

Da einer mit dem Verband um Stirn und Augen, sonst bedeckt mit Schmutz und einer Kruste geronnenen Blutes. Dort einer mit einer Hand, an der die Finger fehlten. Wieder einer ohne Fuß. Ein anderer mit verbundenem Arm, aus dessen Ellbogen das Blut tropft, die Seite hinunter, in die Stiefel hinein. Ein fünfter mit zerschlagener Kinnlade, die herunterklappte, wenn die entkräftete Hand sie nicht mehr zu halten

vermochte und noch andere, viele, viele einst lebensfrohe junge Männer.

Und dann kamen andere im Dämmerschein.

Schweigend schritten sie daher, fünf Mann, von denen vier geschultert eine Bahre trugen.

Darauf lag ihr stummer Freund, der ihr Führer war.

Und der hieß: Marow.

Aus dem Feuer heraus hatten sie ihn geschleppt, hierher gebracht, um ihm ein Grab zu graben unter frischem Grün und inmitten blühenden Lebens, wenn da nichts mehr zu retten sein sollte.

Wie ein Zug altfranzösischer Krieger aus Galliens großen Tagen sah es aus, als sie im Mondschein durch die Nacht gezogen kamen mit ihrem erschlagenen Helden.

* * *

Nach einer Stunde!

Befund des Arztes:

„Stirne zerschlagen. Augen entzwei. Lebt noch. Kann gerettet werden. Merci, Kameraden!"

Zu mehr ist im Kriege nicht Zeit.

II.

Wenige Tage später erhielt Mata Hari einen Brief.

Der Umschlag trug den Stempel: Feldlazarett Vittel.

Die Adresse stammte von einer ihr unbekannten Hand. Die großen, steilen, energischen Schriftzüge erinnerten an die ihrigen.

Sie öffnete ihn und las:

„Verehrte gnädige Frau!

Ich schreibe Ihnen im Auftrage des Herrn Rittmeisters Marow, der vor kurzem hier als Ver-

wundeter eingeliefert wurde. Er bittet, wenn es Ihnen möglich ist, um Ihren Besuch.

Dieser Bitte schließt sich an

Schwester Josepha."

Mata saß schweigend. Der Brief zitterte merklich in ihrer Hand. Ueber den großen schwarzen Augen lag der langen Wimpern dunkler Schatten.

Für Sekunden nur hatte sie sich verloren. Dann klingelte sie Kara.

„Den Wagen bitte! Ich muß ausfahren. Nach dem Kriegsministerium."

„Was ist Euch, Herrin," fragte der Inder, dem plötzliche Entschlüsse seiner Herrin unbekannt waren.

Sie war ungeduldig. Da sie aber sein ernstbesorgtes Gesicht sah, sagte sie: „Herr Rittmeister Marow ist verwundet."

„Die Götter strafen das Unrecht und die Gerechten leiden mit den Ungerechten."

„Kara — —!" verwies sie ihn.

„Warum ging er von Euch, Herrin, da er Euch kaum erst gefunden hatte!"

„Er ist Soldat — er mußte!"

„Mußte? — O diese Fremden! — Sie leben in der Welt und nicht im Geiste. Sie leben dem Körper und nicht der Seele. Sie leben dem Alltag und vergessen die Ewigkeit. Ich verstehe sie nicht! — An ihre Tempel schreiben sie: Liebet eure Feinde und sie töten sich untereinander. — Nonna, bekehrt den Sahib mit dem reinen Gesicht zu unserem Glauben."

Mata nickte. „Den Sahib mit dem reinen Gesicht! Ja, das hat er. Ich will es versuchen, Kara."

* * *

Als Mata im Wagen saß, fragte der Chauffeur:

„Durch den Bois de Boulogne?"

„Nein! Direkt," befahl sie. Da fuhr er durch die Avenue de la Grande Armée, über den Place de l'Etoile, die Champs Elysees hinunter, bog rechts ab über den Pont de la Concorde und hielt nach zwei Minuten vor dem Portal des Ministére de la guerre.

Dort war Mata Hari bekannt.

Man wußte um ihre Freundschaft zum Kriegsminister und empfing sie als große Dame.

Der Minister war mehr als erfreut über ihren Besuch.

„Was macht mich so glücklich, Mata, Sie zu sehen?" fragte er und begrüßte sie mit ausgestreckten Händen.

„Ein Unglück, mein Lieber," antwortete sie.

„Mon Dieu! Betrifft es Sie?"

„Ja!"

„Ich bin untröstlich. Darf ich wissen, was geschehen ist?"

„Ich könnte lügen —"

„Das tut Mata Hari nicht," fiel er ein. „Und wenn, ist auch das Glück, von ihr belogen zu werden."

„Für Sie vielleicht, Sie Treuester der Treuen, nicht für die weniger Großen. Kurzum: mein Freund —," sie besann sich. Er war ja auch ihr Freund und so verbesserte sie sich — „mein liebster Freund —"

„Bin der nicht ich?" fragte er.

„Nein, mon cher," sagte sie offen. „Der sind Sie nicht" und der Minister war sichtlich betrübt.

Er liebte sie ja so aufrichtig, daß sie sich diese Offenheit gestatten konnte und hätte sie weiter geliebt, auch wenn sie ihm gesagt hätte: „Geh!"

Als sie seine Niedergeschlagenheit merkte, trat sie auf ihn zu, legte die Arme um seine Schultern, sah ihm tief in die Augen und sagte:

„Ich kann nicht mehr geben, als ich gab, Francois. Unwahr will ich nicht sein. Als Kavalier und Mann werden Sie immerhin zu würdigen wissen, was Sie von mir empfingen."

Ihre Nähe, ihr Blick, ihr Parfüm, ihre ganze exotische Persönlichkeit wirkten. Das Fluidum und der Zauber, die von ihr ausgingen, berauschten und hatten schon Männer jeder Stellung und jeden Alters die sträflichsten Torheiten begehen lassen.

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein," antwortete er fest. „Bitte, befehlen Sie über mich."

Mata setzte sich. Dann begann sie:

„Ich brauche die Aufenthaltsgenehmigung im Feldlazarett Vittel. Auch die Erlaubnis, dort pflegen zu dürfen, benötigte ich. Mein liebster Freund, Rittmeister Marow, den ich vor wenig Wochen erst nach zwanzigjähriger Trennung wiedertraf — ich lernte ihn einst auf meiner Hochzeitsreise in Wiesbaden kennen — liegt dort verwundet. Scheinbar schwer, denn eine Schwester schrieb in seinem Namen."

„Mata, liebe Mata, Sie wollen meiner aufrichtigen Teilnahme versichert sein."

„Das bin ich, Sie Guter. — Und darf ich um Ihre Hilfe bitten?"

„Nicht nur bitten, Sie dürfen sie verlangen."

„Dauert es lange, bis die Papiere bereit sind?"

„Zwei Minuten," antwortete er und gab telephonischen Befehl.

Nach vier Minuten schon saß Mata Hari wieder im Wagen und fuhr nach Neuilly zurück.

„Morgen mit dem Frühzuge reise ich, Kara," sagte sie zu Hause zu diesem. „Bitte, nur den kleinen Koffer! Wenn ich mehr brauche, schreibe ich."

Andern Tags gegen Mittag traf sie in Vittel ein.

* * *

Marow hatte sich böse ausgezahlt. Ueber dem rechten Auge, das nicht mehr vorhanden war, war der Stirnknochen zerschlagen.

Auf dem Verbandsplatze schon hatten die Aerzte bedenkliche Gesichter gemacht und die in Vittel machten noch bedenklichere.

Blind geboren werden ist schlimm, aber angesichts des Glückes blind werden, ist ein Unglück. — Und das stand zu befürchten.

Jetzt lag er im Einzelzimmer des zum Feldlazarett umgewandelten Vitteler Kurhauses im weißüberzogenen Bett mit verbundenem Kopfe, von dem nur Nase, Mund und Kinn sichtbar waren.

Er war ein stiller Kranker, ein sonderbarer, ein wunschloser. Er dankte nur immer oder er schwieg. Einen Seufzer hatte man von ihm noch nie gehört, geschweige denn eine Klage.

Nur einmal hatte er gebeten: „Schwester, wenn Sie eine Bibel haben, bitte, lesen Sie mir den 55. Psalm von Vers zehn ab vor."

Und Schwester Josepha hatte es getan:

„Mache ihre Zunge uneins, Herr, und laß sie untergehen, denn ich sehe Frevel und Hader in der Stadt. — Solches gehet Tag und Nacht um und um auf ihren Mauern, und Mühe und Arbeit ist drinnen. — Schadentun regiert drinnen, Lügen und Trügen läßt nicht von ihrer Gasse. — Wenn mich doch mein Feind schändete, wollte ich's leiden, und wenn mein Hasser wider mich pochte, wollte ich mich vor ihm verbergen. Du aber bist mein Geselle, mein Freund und mein Verwandter. Die wir freundlich waren unter uns, wir wandelten im Hause Gottes unter der Menge. — Der Tod übereile sie, und müssen lebendig in die Hölle fahren, denn es ist eitel Bosheit unter ihrem Haufen. — Ich aber will

zu Gott rufen, und der Herr wird mir helfen. Des abends, morgens und mittags will ich klagen und rufen, so wird er meine Stimme hören. Er erlöset meine Seele von denen, die an mich wollen und schaffet ihr Ruhe. Denn ihrer sind viele wider mich. — Gott wird hören und sie demütigen, denn sie werden nicht anders und fürchten Gott nicht. — Sie legen ihre Hände an seine Friedsamen und entheiligen seinen Bund. — Ihr Mund ist glätter denn Butter und haben doch Krieg im Sinn. Ihre Worte sind gelinder denn Oel und sind doch bloße Schwerter. Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. — Aber, Gott, du wirst sie hinunterstoßen in die tiefe Grube: die Blutgierigen und Falschen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen. Ich aber hoffe auf dich."

„Und komme zu dir," hatte Marow leise hinzugesetzt.

* * *

Doch, noch einmal hatte er um etwas gebeten. Um jenen Brief an Mata Hari, der sie herführen sollte in seine Nacht und der sie auch hergeführt hatte, heute erst.

Sie saß unten beim Chefarzt und besprach sich mit ihm.

„Sie sind avisiert, gnädige Frau," hatte der Chefarzt gesagt. „Der Herr Kriegsminister hat bereits persönlich mit mir gesprochen."

„Das ist nett. Und wie haben Sie entschieden?"

„Bleibt da noch etwas zu entscheiden, wenn die Herren an der Sonne sich für jemanden einsetzen? Deren Wünsche sind Befehle."

Mata lächelte. Sie wußte wohl, wie seine Worte gemeint waren, wollte ihn aber doch in Verlegenheit bringen und tat es auch.

„Sie scheinen nicht gerade erbaut zu sein von dem Wunsche des Ministers," sagte sie.

„Um Gottes willen, so meine ich es nicht. Im Gegenteil, ich freue mich, gnädige Frau, daß Sie hier sind. Es war sogar nötig, daß Sie kamen. Ich kann aus dem Kranken nicht klug werden. Er scheint sich seelisch zuviel zu beschäftigen. Er klagt nicht, er spricht nicht, hat keine Wünsche, liegt still und ruhig auf seinem Lager."

„Und sonst?"

„Wie meinen das gnädige Frau?"

„Seine Verwundung meine ich."

„Hm," sagte der Chef und sah lange nachdenklich ins Leere. Er schien die Worte zu überlegen, die er zu sagen hatte.

Da fragte Mata: „Besteht Lebensgefahr?"

„Nicht mehr," entgegnete er, „aber — —"

Er schwieg wieder.

„Reden Sie doch, Herr Stabsarzt. Ich kann das Schlimmste hören."

„Sie haben Mut?"

„Mut? Was ist Mut? Wissen Sie es? Ich kenne keinen Mut. Ich kenne nur einen unerschütterlichen Glauben an ein höheres Walten. Wir können unserem Schicksal nicht entgehen. Wir können es auch nicht wenden. Wir können nur eines, nämlich nach bestem Wissen und Gewissen unsere Pflicht tun. Wir können nur der Verantwortung uns und unseren Mitmenschen gegenüber genügen, deren Erfüllung unser künftiges Leben in unserem jetzigen Dasein von uns verlangt. Weiter nichts."

Der Chefarzt sah mit großen Augen zu Mata hinüber. Er bewunderte die schöne und kluge Frau, ging auf sie zu und küßte ihr die Hand. Mata Hari lächelte.

„War das ein Erlebnis?" fragte sie und der Chefarzt antwortete:

„Das war es."

Liebenswürdig sagte sie:

„Dann handeln Sie danach, Herr Stabsarzt. Ihre Patienten werden es Ihnen danken, denn Sie gewähren dann nicht nur Hilfe, sondern spenden auch Liebe."

„Ich werde es."

„Das soll ein Wort sein! — Und was ist nun mit Marow?"

„Er wird blind werden."

Einen Augenblick stutzte Mata, dann sagte sie: „Dann wird das Licht in ihm sein. Er wird mit der Seele sehen. — Ich möchte zu ihm gehen."

Der Chefarzt führte sie persönlich zu dem Kranken.

* * *

Neben Marows Krankenzimmer war ein Zimmer für Mata Hari eingerichtet worden.

Sie hatte sich von Kara Kleider und Wäsche nachschicken lassen müssen. Ihr Aufenthalt in Vittel währte lang. Die Wunde Marows wollte nicht verheilen.

Das Augenlicht hatte er nicht wiederbekommen. Er war vollständig erblindet. Der Sahib mit dem reinen Gesicht trug seine lichtlosen Tage geduldig. Er war immer gleichmäßig freundlich, nur wenn vom großen Völkerringen und vom heiligen Krieg die Rede war, verdunkelten sich seine Züge.

Heute saß er am Fenster seiner Krankenstube und Mata saß ihm gegenüber.

„Was ist das für ein Kommen und Gehen auf den Korridoren," fragte er „und für ein Autohupen da unten?"

„Es hat irgendwo wieder etwas gegeben," antwortete Mata. „Sie bringen neue Verwundete!"

„Ist der Tod noch nicht satt! Wann werden sie Frieden machen die Toren. Einen Waffensieg werden sie nie erringen."

„Sie müssen es aber doch glauben, denn erst vor wenig Wochen hat der Generalissimus in seiner Botschaft an das Heer wörtlich gesagt: Während unsere Feinde von Frieden sprechen, denken wir nur an Krieg und Sieg. — Das war erst am 6. Januar, mein Lieber. Und soviel ich sehe, bereiten sie große Dinge vor."

„Offensive?"

„Ich glaube."

„Dieser Frevel! Wieviel blühende Männer werden da wieder sterben müssen und Krüppel werden für die wenigen, die aus dem Morden Nutzen ziehen. Wenn man doch helfen könnte. Ihre Maßnahmen vereiteln! Wenn man das doch könnte!"

„Und wenn du es könntest, wem würdest du helfen?"

„Beiden!"

„Das ist unmöglich!"

„Durchaus nicht, Traute. — Was wollen die einzelnen Soldaten, die hüben und die drüben? Frieden! — Die leitenden Personen und die treibenden Personen wollen das letzten Endes auch, aber sie wollen Bedingungen stellen können, wenn es so weit ist. Und diese Bedingungen sind nicht ethischer, sondern wirtschaftlicher Art."

„Welcher Art sind sie? Unterrichte mich, Lex. Ich weiß so wenig von den Zielen dieses Krieges."

„Ich will dir nur einige Andeutungen machen, die dich restlos ins Bild bringen werden. Der belgische Gesandte, Baron Greindl, schrieb schon im Februar 1905: „Die wahre Ursache des Hasses der Engländer gegen Deutschland ist die Eifersucht, hervorgerufen durch die außergewöhnlich rasche Entwicklung der deutschen Handelsflotte, des deutschen Handels und der deutschen Industrie."

„Das war im Februar 1905, Lex!"

„Es hat sich nichts geändert im verflossenen Jahrzehnt.

Die wahre Ursache des Hasses ist auch die wahre Ursache des Krieges."

„So ist die Vernichtung des deutschen Militarismusses nicht der wahre Kriegsgrund?"

„Nein, Traute! Das ist kein Grund, sondern ein Ziel. England hat schon vor dem Schweden Larsen den wahren Sinn des deutschen Militarismusses erkannt, der mit dem Militär eigentlich nur bedingt zu tun hat und dessen Lehrstätten neben der Kaserne Schule und Haus, Fabrik und Kontor sind und der, wie Larsen sagt, nichts anderes ist, als der äußere Ausdruck einer ungemeinen Konzentration und Energie auf allen Gebieten öffentlichen und privaten Lebens, eine erarbeitete riesenhafte Organisation von Wissen und Können, Unterordnungsfähigkeit und Führungsvermögen, Voraussicht und Wagemut. — England weiß, daß Deutschland in Trümmern gehen wird und gehen muß, wenn ihm dieses Ureigenste, dieses spezifisch Deutsche, dieses Etwas genommen wird, das eben nur Deutschland besitzt."

„Das ist ja furchtbar, Lex."

„Das ist es! Es läßt mich Tag und Nacht nicht los. Ich komme mir vor, wie ein geschändetes Weib. Mißbraucht und vergewaltigt! Während wir kämpfen und bluten, legen sie frech und schamlos ihre geheimsten Wünsche bloß. Ich kenne sie auswendig und werde sie nie vergessen. Höre! Im „Nine teenth Century" heißt es: Alle Deutschen, vom Kaiser und Kanzler abwärts bis hinunter zum Arbeiter, müssen ohne Erbarmen jedes Pfennigs ihrer Habe beraubt und daran gehindert werden, das Land zu verlassen, bis ihre Schuld bezahlt ist. Die Verbandsmächte müssen sich schadlos halten an dem Lande, besonders seiner Landwirtschaft und seinen Bodenschätzen, an den Verkehrsmitteln wie Eisenbahnen und Kanälen, an den Fabriken und ihren Maschinen und an der Arbeit des Volkes."

„Lex! Sind sie von Sinnen? Ist das wahr?"

„Sieh selbst nach, Trautlieb. Unter meinen Büchern befindet sich das Heft. Du darfst es behalten. Ich kann ja nicht mehr lesen. Nimm auch die kleine Broschüre: „Notwendigkeiten" an dich. Lies nur die dort rot angestrichenen Stellen, dann wirst du restlos unterrichtet sein. Zwei Stellen habe ich besonders gekennzeichnet."

„Welche sind das?"

„Völkerrecht die eine, Haager Abmachungen die andere. Ueber die erste sagt Stuart Murnay: „Völkerrecht!? — Gibt es nicht! Denn was man fälschlich so nennt, ist nur internationaler Brauch, und ein Volk, das mächtig genug ist, kann jederzeit einen neuen Brauch an die Stelle eines anderen setzen. Wir Engländer haben uns am meisten von allen Völkern der Erde des Bruches internationaler Abkommen schuldig gemacht." — Dieses Bekenntnis findest du dort schwarz auf weiß. Du findest dort auch die prächtige Ergänzung dazu, die Lord Portsmouth im Oberhaus freimütig bekannte. Sie lautet: „Wir müssen den ganzen Plunder der Londoner Erklärung, der Haager Abmachung und ähnlicher juristischer Feinheiten loswerden und die Interessen Englands einzig und allein allen anderen voranstellen." Das tun sie und Hunderttausende werden in dieser neuen nutzlosen Offensive, von der du sprachst, für diese Interessen sterben müssen."

Eine bange Minute war es still im Raum. Dann fuhr Marow fort:

„Und wenn nun jene Offensive — überhaupt jede, ganz gleich von wem sie kommt und wer sie unternimmt — im Keime erstickt, weil der Gegner um sie weiß und nicht überrascht werden kann, dann muß die Erkenntnis tagen, daß der Krieg von keiner Seite zu gewinnen ist. Dann ist beiden geholfen, denn dann müssen sie sich zu Verhandlungen zusammenfinden. Der Krieg, den sie dann am grünen Tische

führen müssen, kostet wohl Worte und Nerven, aber kein Blut. Durch ihn werden nicht Frauen zu Witwen, Kinder zu Waisen und Männer zu Krüppeln. — Die Geschäftemacher würden nicht schlafen können, wenn sie sich ihrer Verantwortung bewußt wären."

Mata, die dem Geliebten schweigend zugehört hatte, hob langsam den Kopf. Ihre Hände tasteten nach den seinen, faßten sie und hielten sie fest.

„Wenn ich — das — nun — könnte, Lex," sagte sie stockend, „wenn ich helfen könnte, warnen und mahnen? Was dann?"

„Dann müßtest du es tun, Traute. Um meinetwillen und aller derer willen, die da draußen sterben und verderben."

„Und wenn ich dann von dir gehen müßte?"

„Dann müßte ich es tragen, Trautlieb, wie ich es zwanzig Jahre getragen habe. Es könnte nur dein Körper gehen, deine Seele ist in mir. Du bist so vollkommen eins mit mir, daß ich dich nie verlieren kann. Und wenn uns Welten trennen, immer bist du bei mir."

„So will ich es tun," antwortete Traute aus tiefem Herzen heraus und Marow antwortete:

„Und ich will dir allzeit dafür danken."

Und Mata schrieb noch am gleichen Tage an ihren deutschen Freund in Amsterdam, der dort Spionagechef war.

Sie schrieb nichts vom Krieg und nicht über den Krieg, sondern nahm lediglich eine alte Verbindung wieder auf.

Die Korrespondenz ging durch die Pariser holländische Gesandtschaft.

So war sie unverfänglich und gab zu Deutungen keinen Anlaß. —

12.

Mata Hari gönnte sich keine ruhige Minute mehr.

Ueberall war sie, überall knüpfte sie Bekanntschaften an, alles interessierte sie und überall fragte sie.

Die Teilnahme und Anteilnahme, die sie jedem gegenüber bekundete, ließ ihre Fragen als das natürlichste von der Welt erscheinen und die Antworten ebenso. Sie wurden rückhaltlos gegeben.

Ihre besonderen Freunde waren die Flieger. Die sahen am meisten. Deren Karten waren am genauesten und wurden täglich ergänzt.

Und Mata ergänzte danach die ihrige. Sie kannte die Fliegerstaffeln und -Stationen bis zu den Engländern hinauf und wußte, wo jeweils neue errichtet wurden.

Durch die frisch eingelieferten Verwundeten, an deren Pflege sie sich ebenfalls beteiligte und die von allen Teilen der Front kamen, war sie über den Standort der Regimenter und ihre Verluste unterrichtet.

Durch ihren Verkehr mit den höchsten Offizieren erfuhr sie jede wesentliche Veränderung im Kommando.

Sie war die erste Frau Frankreichs, die über die Ankunft der englischen Tanks unterrichtet war, und wußte auch, daß diese neuartigen Kampfmaschinen in der Frühjahrsoffensive an der Somme erstmalig verwendet werden sollten. Also wußte sie auch, wo diese Offensive geplant war.

Sie kannte ferner Bestückung und Bemannung der Tanks, kannte auch ihre angreifbaren Stellen. In ihren Aufzeichnungen stand: „Panzerplatten nicht stark. Können durch Punktschießen der Maschinengewehre durchschlagen werden."

Sie beobachtete genau, was um sie herum vorging. Sie stellte fest, daß mehr Regimenter aus dem Abschnitt Mihiel—St. Dié und weiter südlich herausgezogen als wieder eingesetzt wurden.

Alle Abkommandierungen von Fliegern aus dem Vitteler Bereich erfolgten nach Norden, alle Versetzungen von Schwestern und Pflegepersonal auch. So war sie über alles und jedes restlos unterrichtet.

„Morgen tu' ich den ersten Schritt, Lex," konnte sie Marow endlich berichten. „Ich bin so weit."

„Dann gehe mit Gott, Trautlieb," hatte er geantwortet. „Er führe dich wieder zu mir."

So hatten sie sich getrennt und Mata war für kurze Zeit verreist.

* * *

In Paris hatte sie sich nur eine Nacht aufgehalten.

Ihr Weg ging über England nach Holland, wo sie unbehelligt und wohlbehalten eintraf.

Nach einem kurzen Besuch bei Vater und Tochter, die beide im Haag wohnten, fuhr sie nach Amsterdam, ihre Mission zu erfüllen.

Das deutsche Spionagebüro hatte sich im Victoria-Hotel am Damrak etabliert. Dort stieg auch Mata Hari ab. Unklugerweise!

Der Chef des Büros, Hauptmann Richters, saß gerade im Vestibül dieses Hotels, als sie im Eingang erschien.

Die reizvolle fremde braune Frau erregte allgemeines Aufsehen. Alle Köpfe wendeten sich ihr zu. Die Herren tuschelten.

Der Hauptmann rührte sich nicht von der Stelle. Sein Gesicht verbarg die Zeitung, die in seinen Händen knisterte. Er lauschte.

Schweigend legte Mata Hari ihre Karte auf die Tafel.

„Meine Zimmer?" fragte sie.

„Sehr wohl, Mevrouw. — Einundvierzig, zweiundvierzig," sagte der Geschäftsführer zum Boy und Mata fuhr im Lift nach dem zweiten Stock.

„Formalitäten erledigen wir dann," hatte sie im Weggehen gesagt.

Der Geschäftsführer dienerte hinter ihr drein.

„Wer war das?" bestürmten ihn einige Neugierige.

„Frau Mac Leod aus dem Haag," gab er Bescheid und wendete sich seiner laufenden Beschäftigung zu.

Die Neugierigen gaben sich kopfschüttelnd zufrieden, nur ein Herr, bartlos und schwarz, offenbar Franzose, der teilnahmslos wie Richters in seinem Sessel saß, stand auf, ging hinaus und schlenderte den Damrak hinunter, den Rokin entlang, bog links über die Brücke und verschwand im Doelen-Hotel.

Dort war die Entente zu Hause.

Wenige Minuten nach dem Weggang des Fremden und wenige Minuten nachdem sich Mata im Zimmer befand, wurde eine Visitenkarte unter den Fußspalt ihrer Tür geschoben.

Sie hob sie auf und las:

„Herzlich willkommen in A. — Hier äußerste Vorsicht geboten, falls Sie an Rückreise denken. Bitte um Unterredung fünf Uhr Magazin de Bijnkorf. R."

Sie lächelte.

„Vorsichtig ist der gute Hauptmann," dachte sie, „und auf dem Quivive ist er auch. In einem Warenhaus wird uns kein Mensch vermuten."

Pünktlich war sie zur Stelle.

Der Hauptmann saß schon dort.

Er hatte sich ein winziges Tischchen gewählt, das nur Platz bot für zwei. Also war man durch dritte nicht gestört.

Er empfing die schöne Frau klopfenden Herzens und strahlenden Auges, aber äußerlich wie ein Fremder.

Vorsicht war überall und auch hier geboten.

„Wie lieb, daß Sie kommen, Mata," sagte er. „Meine sonderbare Begrüßung und Einladung bitte ich der Umstände wegen zu entschuldigen."

„Sie wird nötig gewesen sein. Im anderen Falle hätten Sie mir kaum die Hand unter der Tür hin gereicht."

„Sie verzeihen mir, Mata?“

„Unter alten Freunden ist das selbstverständlich.“

„Es geht hier toll zu, meine Liebe. Bei Ihrer Ankunft saß einer von drüben im Vestibül. Er ging sofort nach Ihnen weg. Ich bin überzeugt, daß die im Doelen-Hotel vom Eintreffen der in Paris ansässigen Künstlerin jetzt schon unterrichtet sind.“

„Mögen sie! — Ich bin ja Holländerin und habe Verwandte im Haag und anderswo.“

„Daß wir uns kennen, brauchen sie ja nicht unbedingt zu wissen. Heute ist alles möglich, am möglichsten der Verdacht. Ich bin der bestgehaßteste Gegner jener Herrschaften. Wer mit mir zusammengesehen wird, muß in ihren Augen unbedingt ein Spion sein. Und in diesen Verdacht möchte ich gerade Sie nicht kommen lassen, falls Sie wieder hinüberwollen.“

„Ich muß sogar wieder hinüber. Mein Freund Marow erwartet mich.“

„Sie schrieben von ihm. Wie geht es ihm?“

„Blind für immer.“

„Soldatenlos! — Nun grollt er uns?“

„Nein, dazu ist er zu groß, zu gerecht und zu sehr Offizier.“

„Seltsam.“

„Noch seltsamer aber dürfte die Tatsache sein, daß er seinen Verbündeten grollt. Besonders den Engländern, denen er die Schuld am Kriege beimißt und von denen er sich mißbraucht fühlt.“

„Pssssssssst,“ machte der Hauptmann. „Still davon, so interessant es ist. Hier haben die Wände Ohren, und wo scheinbar niemand ist, wird doch gehört.“

„Ich muß ungestört mit Ihnen sprechen können, denn ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen.“

„Nur zu Ihrer Sicherheit mahne ich zur Vorsicht, Mata. Sie wissen, wie gern ich mit Ihnen — —“

„Lassen Sie das, Richters. Darum geht es jetzt nicht. Es handelt sich um mehr."

„Also treffen wir uns morgen in Marken, wenn es Ihnen recht ist. In irgendeiner Fischerhütte werden wir ungestört sein und gewiß auch nicht verstanden werden, wenn wir französisch reden."

„Einverstanden! Je serai de suite a votre disposition. Adieu, monsieur."

„Au revoire, madame."

Damit trennten sie sich.

Aufsehen hatte diese gleichsam zufälligem Begegnen entsprungene Unterredung nicht gemacht. Auch im Hotel merkte niemand, daß sie sich kannten. Sie übersahen und mieden sich.

* * *

Anderntags fand ihr Zusammentreffen in Marken statt.

Auf dieser kleinen, zur Saison allerdings lebhaft besuchten Fischerinsel waren sie wirklich ungestört. Im Hotel de Jong einzukehren, hatten sie keine Lust, hielten es auch nicht für zweckmäßig, sondern knüpften die Bekanntschaft eines alten Mütterchens an, das für Geld und gute Worte gern bereit war, ihnen einen altholländischen Kaffeetisch zu decken.

Dort machte Mata ihre Eröffnungen.

Sie begann mit der Frage:

„Wie sieht es in Deutschland aus?"

Der Hauptmann schwieg.

Da stellte sich die gefürchtete Falte ein auf der Stirn Matas und die Hände spielten nervös mit der zierlichen Perlenkette, die aus dem Ausschnitt ihres Kleides leuchtete.

„Wenn Sie mir nicht mit Vertrauen begegnen können, mein Lieber, dann wollen wir schnell unseren Kaffee trinken und abreisen. Ich bin nicht zum Vergnügen hier."

Richters lenkte ein.

„Sie mißdeuten mein Schweigen, Mata. Ich weiß nur nicht, wie ich Ihre Frage richtig beantworten soll."

„Offen und ehrlich, wie es sich für einen Mann gehört, dann ist sie richtig beantwortet. Offiziere, die zu Diplomaten werden, sind schlechte Offiziere. Sie haben das an Ihrem Kanzler Caprivi gesehen. Wenn er geblieben wär, was er war, dann hätten Sie heute ganz gewiß keinen Krieg mit Rußland. Ihre Reserve mir gegenüber ist zum mindesten deplaciert. — Was bieten Sie mir, mon cher? Ihre kostbare Gesellschaft, das ist gewiß schätzenswert aber — entschuldigen Sie meine Offenheit — auch nicht mehr als eben nur schätzenswert. — Was biete ich Ihnen, mein Herr? — Alles!"

„Alles? — Wie soll ich das verstehen?"

„Sie sind doch nicht zum Spaß hierher gesetzt, nur um möglichst weit vom Schuß zu sein?"

„Das nicht."

„Und Ihr Staat verlangt Leistungen von Ihnen."

„Ja!"

„Na also. — Wollen Sie nun antworten oder wollen Sie nicht?"

„Wenn Sie so diktatorisch kommen, muß ich schon," sagte Richters scherzend und fuhr ernst antwortend fort: „Wenig erfreulich sieht es in Deutschland aus, Mata. Wir leiden Mangel. Not noch nicht. Sie wird aber nicht ausbleiben. Die Soldaten tuen ihre Pflicht, die daheim tun sie auch. In allen aber ist ein tiefes Friedenssehnen."

„Dank, Richters, für dieses offene Wort. — Und wann wird Frieden?"

„Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Wir müssen aushalten, sind eingekreist, auf uns allein angewiesen und müssen kämpfen bis zum Weißbluten, wenn wir unser Vaterland heil und ganz erhalten und nach diesem gräßlichen Ringen nicht Jahrzehnte ausschließlich für unsere Gegner

frohnen wollen. Unsere Kinder und Kindeskinder noch werden unter diesem Kriege leiden müssen, wenn wir ihn nicht zu einem anständigen Ende bringen."

„Und was erwarten Sie für die nächsten Monate?"

„Einen erhöhten Kräfteaufwand der Gegner."

„An welcher Stelle?"

„Ist uns leider nicht bekannt."

„Mir aber."

„Mata!"

„Still! — Ich will euch helfen um des Friedens willen und auch um eurer Kinder willen."

Sie zog ein dickes Kuvert aus der inneren Manteltasche.

„Hier drin finden Sie alles Wesentliche über die gegnerischen Maßnahmen. Umgruppierungen, Frontentblößungen, Fliegerstaffeln, Tanks, kurz — alles Wissenswerte. Ihr Material wird kaum halb so vollständig sein wie dieses. Mag es einem baldigen Ende dienen."

Der Hauptmann nahm den Brief an sich, wie man etwas sehr Kostbares an sich nimmt.

„Wie soll ich Ihnen danken, Mata," sagte er, „wie könnte ich Ihnen danken?"

„Gar nicht sollen Sie danken. Ich erweise diesen Dienst letzten Endes allen. Freunden und Feinden."

„Wohl richtig. Zunächst aber doch uns, denn auf meine Kameraden prasselt das Wetter nieder."

Mata nickte gedankenvoll.

„Ein wildes Wetter! Eines, wie es die Armen noch nicht betroffen hat."

Dann sagte sie unvermittelt:

„Da fällt mir ein: Es werden in dieser Offensive außer den Tanks zum ersten Male Gasgeschosse in großen Mengen verwendet, die mit Phosgen gefüllt sind. Ich erfuhr das erst kurz vor meiner Abreise. Vielleicht notieren Sie es."

Der Hauptmann tat es.

„So," sagte sie, „nun könnten wir heimfahren."

Richters war sofort dabei, denn ihn brannte der Umschlag mit seinem wichtigen Inhalt in der Tasche. Er lohnte das Mütterchen ab. Dann gingen sie und fuhren nach Amsterdam zurück.

„Unsere gemeinsamen Freunde interessieren Sie wohl gar nicht mehr," fragte er beim Abschied.

„Kaum! — Warum?"

„Weil Sie sich nach keinem erkundigten."

„Können Sie mir von einem Erfreuliches berichten?"

„Grüße, meine Liebe, und zwar vom kleinen Eckerts."

„Schau, schau! Denkt er noch an mich?"

„In jedem Brief beauftragte er Grüße. Ich gab sie nur nicht weiter, weil er den gleichen Posten wie ich in Spanien bekleidet und es — will's der Teufel — unangenehm auffallen könnte, wenn eine Pariser Dame die zweifelhafte Ehre genießt, gleich mit zwei Spionagechefs der Gegner bekannt zu sein."

„Sie sind wirklich umsichtig, Richters, und besorgt um meinen Ruf."

„Ich bin Ihr Freund, Mata und von heute ab Ihr Schuldner."

„Das nehme ich ad notam."

„Tun Sie es, Mata. Ich bitte darum. Auch der Reichste kann einmal in die Verlegenheit kommen, sich seiner Schuldner erinnern zu müssen."

„Na schön. — Wo übrigens befindet sich Eckerts?"

„Madrid, Ritzhotel."

„Grüßen Sie ihn bitte, wenn Sie schreiben."

„Er wird sich freuen, Mata."

„Und wie verbleiben wir nun weiter, mein Lieber?"

„Wenn Sie wieder nach Frankreich wollen . . ."

„Morgen schon!"

„Dann meiden wir uns besser auch heute noch."

„Gut! — Dann trennen sich jetzt unsere Wege. — Leben Sie wohl, lieber Richters. Auf Wiedersehn im baldigen Frieden."

Sie winkte ein Auto herbei.

Richters konnte nicht antworten.

Er drückte ihr stumm die Hand, war ihr beim Einsteigen behilflich und winkte der Scheidenden, die ihm und seinem Vaterlande soeben einen unschätzbaren Dienst erwiesen, ein letztes Lebewohl zu.

Er sollte die schöne und mutige Frau nie wiedersehen.

* * *

Als Mata Hari am anderen Morgen die Kabine des Dampfers betrat, der sie nach England bringen sollte, standen zwei Sträuße auf dem bescheidenen Klapptischchen am Bullauge.

Ein sehr großer und ein ganz kleiner.

Flieder der große und Veilchen der kleine.

Sie wußte, von wem der Fliederstrauß war, trotzdem kein Name den Spender auswies. Ihn konnte nur Richters geschickt haben.

Aber das Veilchensträußchen?

Da fand Mata unter der Vase ein kleines Kuvert. Auf dem inliegenden Kärtchen stand:

„Bescheiden — den geleisteten Diensten entsprechend. — Le Chef de la spionage francaise."

Einen Augenblick stand Mata bleich und starr.

Aber nur einen Augenblick.

Dann öffnete sie das kleine kreisrunde Fenster und warf den Veilchenstrauß ins Wasser.

13.

Mata Hari hatte geglaubt, von Dover nach Calais übersetzen zu können, um von da per Bahn nach Paris zu fahren. Das war aber der riesigen Militär- und Materialtransporte wegen ausgeschlossen. Der Dampfer legte nicht in Calais an, sondern fuhr nach Le Havre.

Einmal bedeutete das eine erhebliche Verzögerung ihrer Ankunft, eine Verzögerung um Tage, zum anderen aber war es ihr auch insofern unangenehm, als sie von Le Havre aus auf dem Gare Saint Lazare ankommen mußte. Die Züge, die von Calais kamen, liefen im Bahnhof du Nord ein.

Die an sich so mutige Frau war durch Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten leicht verstimmt und beeinflußt. So auch jetzt.

Das graue Haus des Schreckens, Frankreichs berüchtigtstes Frauenzuchthaus, trug auch den Namen Saint Lazare. Nun brachte sie dieses und sich und den Blumengruß des französischen Spionagechefs in Amsterdam in ununterbrochene Verbindung.

Sie wurde den Gedanken an kommende Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten nicht los.

* * *

Vom Gare Saint Lazare ging sie zu Fuß nach Hause. Sie fühlte, daß ihrer daheim unerfreuliche Ueberraschungen harrten. Sie kam sich vor wie ein sehr empfindlicher Apparat, der auf die leisesten Schwingungen reagierte und verlangsamte ihre Schritte immer mehr.

Noch auf dem Boulevard Haußmann überlegte sie, ob sie nicht direkt nach Vittel fahren sollte.

Dann zwang sie sich doch und schritt schärfer aus.

Kara, den nichts aus seiner steinernen Ruhe zu bringen vermochte, weder Freude noch Schmerz und für den alles was war, nichts war, empfing sie mit ernstem Gesicht.

„Besonderes vorgefallen?“ fragte sie.

„Offiziere waren hier und fragten nach Euch, Herrin,“ antwortete er.

„Weiter nichts?“

„Sie verlangten die Zimmer zu sehen. Ich mußte sie einlassen.“

„Und?“

„Sie machten sich am Schreibtisch zu schaffen, fanden aber den passenden Schlüssel nicht und gingen wieder.“

Mata lächelte.

„Um Schlüssel sind die nicht verlegen, Kara. Sie getrauten sich einfach nicht angesichts ihres obersten Vorgesetzten, dessen Bild sie störte. — Sagten sie etwas?“

„Nichts, Herrin.“

„So, dann ist die Sache nicht weiter schlimm. Jetzt verspüre ich auch wieder Appetit. Lassen Sie anrichten, Kara. Nach dem Essen möchte ich eine Stunde lesen und dann schlafen. Morgen fahre ich nach Vittel.“

* * *

Auch in Vittel hatten sich die Herren der gefürchteten Abteilung IIa für Mata Haris Umgebung interessiert, hatten ihre Briefschaften um und um gewühlt und die ihr von Marow zur Verfügung gestellten Broschüren und Hefte mitgenommen.

Dort hatte sie keine Photographie des Kriegsministers gestört.

Mata Hari war außer sich gewesen, als ihr Marow den Sachverhalt mitgeteilt hatte und noch mit Hut und Mantel angetan, hatte sie sich hingesetzt und ihren Freund, den Minister, um Schutz gegen künftige ähnliche Fälle gebeten.

„Man soll kommen, wenn ich da bin,“ hatte sie geschrieben. „Seit wann stiehlt der französische Offizier? Die entwendete Lektüre, die nicht mir gehört, verlange ich zurück. Wenn die

Herren etwas zu wissen wünschen, mögen sie mich befragen. Ich werde gern antworten."

Und tatsächlich hatte sie Erfolg gehabt.

Der Minister hatte in IIa des Generalstabes vorgesprochen und Mata hatte die Broschüren zurückerhalten.

Aber sie hatte sich selbst dadurch keinen guten Dienst erwiesen.

Die Herren dieser Abteilung, die sich durch des Ministers Eingreifen indirekt gerüffelt fühlten, waren von nun an hinter ihr her wie die Schießhunde. Jeden Schritt, den sie tat, überwachten sie. Auch ihre Korrespondenz nahmen sie unter die Lupe, öffneten zwar keinen ihrer Briefe, sahen sich aber Adresse und Aufgabestempel um so genauer an.

Sie waren unterrichtet über alles, was sie tat.

Auch das wurde Mata Hari hinterbracht, und sie begann sich ungemütlich zu fühlen und nervös zu werden.

„Laß uns nach Paris gehen, Lex," bat sie eines Tages. „Laß dich dorthin verlegen. Der Krieg ist ja für dich zu Ende. Wenn du auf Entschädigung und Rente verzichtest, entlassen sie dich sofort. Dann kann ich dich in meinem Heim gesund pflegen."

„Glaubst du, Traute, daß sie dich dort in Ruhe lassen," fragte er.

„Paris ist groß. Sie können mir dort nicht an den Fersen kleben. So wenigstens nicht wie hier. Und wenn mir doch etwas passieren sollte, so will ich vorher in meinem Heim noch einmal Mensch gewesen sein."

„Ich werde es tun, Traute," sagte Marow. „Ich will auch auf Rente verzichten und nehme deine Gastfreundschaft umso lieber an, als es ja nicht lange sein wird."

„Nicht lange? — Wie meinst du das, Lex?"

„Komm, Trautlieb, setze dich zu mir. Die Stunde ist da, der die Gedanken an die Zukunft gehören müssen."

Mata tat wie er wünschte und Marow fuhr fort:

„Ich hatte mir die Zukunft . . . anders gedacht. Im Lichte, nicht im Dunkeln. Mit dir vereint, als dein Mann. Das besagt: Als dein Halt und deine Stütze, auf die du dich in jeder Lage des Lebens solltest verlassen können. Das ist anders geworden. Ich kann keines Menschen Stütze mehr sein."

„Sprich doch nicht solche Worte, Lex. Du tust mir weh."

„Ich muß, Trautlieb! Laß mich reden. — Ein Mann, der den Stab braucht, der tastend und fühlend durchs Zimmer schleicht, der gefesselt und seiner freien Bewegung beraubt ist, ist ein trostloses Etwas, aber kein Mann. Er ist ein schwankendes Rohr im Winde. Ein Kind kann ihn umwerfen. — Er kann sich nicht mehr schützend vor die Seinen stellen, kann nichts tun für sie, kann nicht einmal warnen, weil er die Gefahren nicht zu erkennen vermag. — Er hat deshalb auch keine Wünsche mehr zu haben, sondern hat schweigend beiseite zu treten. Er hat auch keine Geschenke entgegenzunehmen, denn er kann keine Gegenwerte bieten. Er darf nur noch Seele sein, Trautlieb, nicht mehr Körper."

„So sei mir nur noch Seele."

„Das will ich. Und weil ich es will, darf mein Körper dem deinen nicht im Wege sein, mein Körper den deinen nicht hindern. — Ich weiß ein stilles schönes Fleckchen in der Krim, Traute. Ein Kloster. Dorthin will ich meinen Körper retten. Dort hindert er keinen, dort darf er sein. Meine Seele, Traute, laß ich dir. Die deine nehme ich mit."

Mata legte schluchzend ihren Kopf an seine Brust.

Und Marow störte sie nicht in ihrem Schmerz.

„Es wird ganz langsam Nacht um mich," sagte sie endlich. „Wenn ich sterben werde, wird es nicht schwer sein."

Sie raffte sich auf und war wieder die starke, tapfere Frau. Dann schob sie ihren Arm unter den seinen.

„Laß uns zum Chefarzt gehen, Lex und den Antrag stellen," sagte sie und führte ihn hinaus.

* * *

Nur drei Wochen hatten die Formalitäten in Sachen Marow gedauert.

Ein Blinder ist eine Last, je schneller man sie los wird, desto besser. Und Frankreich hatte sich beeilt, sie los zu werden.

Alle Kosten, die des Unterhaltes und die der Heilung, gingen jetzt auf Matas Konto. Gedanken machte sie sich nicht darüber. Sie waren vereint — wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit — aber sie waren es doch. Was fragt der, dem keine Stunde schlägt, nach dem Kommenden!

Als die Offensive an der Somme einsetzte, trafen sie in Paris ein.

Sie erlebten den Jubel mit und auch die Enttäuschung, den Rausch und die Ernüchterung.

Nichts war es mit dem Durchbruch der Verbündeten, nichts mit dem Aufrollen der Front nach Norden und Süden. Nichts mit dem Marsch an den Rhein. Der bescheidene Geländegewinn war den Einsatz nicht wert. Das ungeheuere Material ward zuschanden am Mut und der Aufmerksamkeit der Gegner.

Ein namhafter Kriegsberichterstatter schrieb denn auch:

> „Man steht erstaunt vor etwas Unfaßbarem. — Wenn man sieht, wie an der Somme die Stellungen der Feindes Tag und Nacht förmlich beregnet werden mit Geschossen jeder Art und wenn man dann unsere Soldaten zur Besetzung schreiten sieht, vorsichtig zwar aber doch im begründeten Glauben, alles Leben in den Erdrinnen, die einmal Gräben waren, erloschen zu sehen und wenn man sieht, wie sie trotzdem und immer noch von einem minutiös genauen Maschinengewehrfeuer

empfangen werden, dann muß man — ob man will oder nicht — zu der Ueberzeugung kommen, daß es bei dieser Offensive nicht mit rechten Dingen zugeht."

Das hieß mit anderen Worten: Die Maßnahmen der vereinigten Entente-Heere waren dem Gegner bekannt.

Diesen Eindruck hatten nicht nur die Berichterstatter, sondern mehr noch die Herren der Heeresleitung. Dort war der Eindruck sogar Gewißheit.

Die Stellen, die es anging, arbeiteten fieberhaft.

Hauptmann Ledoux, der Chef des französischen Spionagedienstes, jagte seine Leute auf jede auch nur andeutungsweise gegebene Fährte. Die Herren hatten keine freie Stunde.

Er selbst gönnte sich auch keine.

Eben jetzt stampfte er in seinem Dienstzimmer auf und ab. Die Hände waren keine Minute ruhig. Auch wenn er nicht sprach, bekräftigten Bewegungen seine Gedanken.

Am Schreibtisch stand sein Adjutant, Leutnant Arnauld, ein Lothringer, der sich seines guten deutschen Namens geschämt hatte und ihn jetzt mit au schrieb, statt mit o. Er schwieg, ließ seinen Hauptmann ruhig austoben und betrachtete sehr interessiert den feinziselierten Pferdekopf seiner Reitpeitsche.

Endlich war Ledoux so weit.

„Der Teufel soll die Schweinerei holen," polterte er los. „Ich hab' es satt bis an den Hals hinauf."

„Wir sind schon auf der richtigen Spur, Herr Hauptmann. Nur zugreifen!"

„Hören Sie auf mit ihrer Mata Hari. Ich glaube nicht an eine Schuld. Wer Kriegsminister, Generale, Botschafter, Fürsten, ja Könige zu Freunden hat, treibt keine Spionage."

Da setzte sich Arnauld und sagte:

„Mein verehrter Herr Hauptmann! Wollen wir die Sache nicht mal von der psychologischen Seite betrachten? Vielleicht lernen Sie dann umdenken."

Mit einem Ruck blieb Ledoux vor dem Leutnant stehen.

„Na also — was wollen Sie?"

„Ich will zunächst nur darauf hinweisen, daß Mata Hari keine Französin ist, überhaupt keiner Nationalität im Sinne eines Staatsbürgers angehört. Ihr kann es mithin vollkommen gleich sein, wer den Krieg gewinnt."

„Richtig! Bis hierher kann ich Ihnen zustimmen."

„Sie werden mir, hoffe ich, noch weiter zustimmen, Herr Hauptmann."

„Sollte mich freuen, wenn ich es könnte."

„Es fragt sich nun, nach welcher Seite die Sympathien der Dame neigen und in welchem Sinne sie von dritter Seite beeinflußt wird. Fangen wir bei diesem Punkte an. Der Rittmeister Marow ist ihr Geliebter oder richtiger gesagt: Ihre erste wahre Liebe. Wes Geistes Kind dieser Herr ist, haben wir aus den beschlagnahmten Broschüren erfahren. Daß er seine Braut in seinen Ansichten zu erziehen sucht, darf daraus geschlossen werden, daß die Broschüren in ihrem und nicht in seinem Zimmer gefunden wurden."

Ledoux nickte und Arnauld fuhr fort:

„Nun kommen wir zu Punkt zwei: Frau Mata Hari hat Freunde in ganz Europa. Das ist uns bekannt. Wägen wir nun das Plus gegen das Minus, wägen wir die Stellungen, die diese Freunde bekleiden und achten wir dabei auf ihren augenblicklichen Verkehr, dann dürfen wir sagen, daß der simple Hauptmann Richters in Amsterdam nichts wiegt gegen die Generale auf unserer Seite, die die Dame umflirten. Stimmt das, Herr Hauptmann?"

„Jawohl."

„Und wenn die Dame, die unsere Gastfreundschaft genießt und von unseren Größten so offensichtlich ausgezeichnet wird, trotzdem nach Amsterdam fährt und dem Hauptmann Richters, der in diesem Falle nur zufällig Spionagechef zu sein braucht,

einen Besuch abstattet, dann darf man wohl sagen, daß die Sympathien für ihn größer sein müssen, als die für unsere verehrlichen Vorgesetzten."

„Auch richtig!"

„Und wenn diese Dame Briefe empfängt vom deutschen Spionageleiter in Madrid . . ."

„Von wem???"

„Pardon! Vom Hauptmann Eckerts in Madrid, der dort deutscher Spionagechef ist, dann muß mir die Annahme gestattet sein: Frau Mata Hari hat in Amsterdam auch nicht nur den Hauptmann Richters besucht."

„Donnerwetter, was sagen Sie da!"

„Der Brief liegt noch auf dem Postamt. Ich habe dort bestimmt, daß er erst ausgetragen wird, nachdem Sie ihn gesehen haben."

„Sehr gut, Arnauld. Danke Ihnen. Frankreich wird Sie nicht vergessen, wenn da etwas Vernünftiges herauskommen sollte."

Arnauld klappte die Hacken zusammen und schmunzelte.

Wenige Minuten später ratterte das Auto die beiden Offiziere nach dem Postamt. Und wieder einige Stunden später bekam Mata Hari eine Vorladung zu Hauptmann Ledoux.

* * *

Mata entsprach dieser Vorladung sofort.

Noch im Weggehen sagte sie zu Marow:

„Wenn ich nicht wiederkommen sollte, Lex, verkaufe alles, was du zum Leben und zur späteren Ueberfahrt nach Rußland nötig hast. Nimm Kara mit. Es gehört dir alles, was ich besitze."

Noch bevor Marow antworten konnte, war sie verschwunden.

* * *

„Ich bitte um Verzeihung, Sie bemüht zu haben," sagte Ledoux, als Mata ihm gegenüberstand.

„Den Dienern des Staates haben die gewöhnlichen Sterblichen zu gehorchen. — Hier bin ich, womit kann ich Ihnen dienen?"

Mata war sehr ruhig und ebenso liebenswürdig wie er. Sie war durchaus nicht geneigt, sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Fragen Sie, bitte, Herr Hauptmann."

Der platzte heraus:

„Wen haben Sie in Holland besucht?"

„Besucht? — Eigentlich nur mein Töchterchen und meinen Vater. Das aber werden Sie wahrscheinlich nicht wissen wollen. Das, worauf Sie hinauswollen, ist richtig. Ich hatte eine Begegnung mit Hauptmann Richters."

Ledoux war einigermaßen erstaunt. So hatte während seiner langen Tätigkeit auch noch kein Verhör begonnen.

„Sie sehen mich befremdet an, Herr Hauptmann," begann Mata wieder. „Man leugnet doch nicht, was andere wissen."

„So ist Ihnen bekannt, daß wir unterrichtet sind?"

„Nein, nein, Herr Hauptmann, so nicht. Mir ist lediglich bekannt, daß Sie über mein Zusammentreffen mit Richters unterrichtet sind. Weiter nichts!"

„Woher wissen Sie das?"

„Ihre Herren im Ausland sind nicht sehr klug. Ihr Amsterdamer Spionagechef schickte mir Blumen an Bord. Ein Veilchensträußchen, Herr Hauptmann, bescheiden, wie die ihm geleisteten Dienste gewesen seien."

„Wissen Sie, welches Amt Hauptmann Richters in Amsterdam bekleidet?"

„Er sagte es mir."

„Und vorher wußten Sie es nicht?"

„Nein, wenn ich es mir auch denken konnte."

„Kennen Sie noch andere Spionagechefs außer jenem?"

„Nein!"

„So? — Auch keine Offiziere in neutralen Staaten? Deutsche Offiziere meine ich natürlich."

„Doch, die kenne ich."

„Darf ich wissen, wen zum Beispiel?"

„Den, dessen Brief Sie heute gelesen haben!"

Ledoux wurde bleich.

„Brief gelesen haben? Ich wüßte nicht."

„Nun, wenn Sie ihn nicht gelesen haben, einer Ihrer Untergebenen. — Hier ist das Kuvert, Herr Hauptmann."

Sie legte den Umschlag vor ihn hin.

„Die Initialen M. E. — Der Stempel Madrid. Das war er doch, nicht wahr? — Sehen Sie den kleinen Schnitt hier rechts an der Klappe? Der stammt weder vom Absender noch von mir. — Ja, Herr Hauptmann, man muß auch beim Brieföffnen Zeit haben."

Da sagte Ledoux:

„Zugegeben! Der Brief ist gelesen worden. Das ist unser gutes Recht."

„Warum denn so aufgebracht, Herr Hauptmann? Bestreite ich Ihnen denn Ihr Recht? Ich bin nur nicht für Umwege. — Und sind Sie nun weiser geworden nach Kenntnis dieses Briefes?"

„Nein! Aber die Verdachtsmomente haben sich um einen vermehrt."

„Verdachtsmomente! Gegen mich?"

„Ja!"

„Das bedaure ich. Gegen Uebelwollen bin ich machtlos. Ich muß mich fügen, wenn es auch schwer ist. Mich tröstet nur die eine Tatsache, daß Sie es noch schwerer haben, denn Sie müssen beweisen."

„Wir werden es!"

„Erst können, Herr Hauptmann! Diesen Brief können Sie im „Matin" veröffentlichen, so harmlos ist er. Was enthält er? Grüße und Erinnerungen an vergangene Stunden."

„Richtig! Aber die Umstände Frau Mata Hari, sind sehr sonderbare. Sie hielten sich monatelang hinter der Front auf. Sie bekundeten das intensivste Interesse an den Vorgängen da vorn. Sie hatten keinen anderen Verkehr als nur Offiziere. Sie lasen Bücher, die sich mit Kriegsgrund und Kriegsziel beschäftigten und nicht ausschließlich in nationalem Sinne geschrieben waren. Sie korrespondierten mit deutschen Offizieren. Sie kennen zwei gegnerische Spionageleiter. Sie reisten wenige Wochen vor der Offensive zu einem der beiden und zwar zu dem berüchtigtsten Spürhund, den die Gegner besitzen. Unsere Offensive beginnt, vorbereitet wie noch nie eine militärische Operation und das Resultat ist: Nichts! Gleich Null! Und warum gleich Null?! Weil . . .!"

Er beugte sich weit zu Mata Hari hin und sah sie starr an.

„Nun? Weil . . .? Warum vollenden Sie nicht?" fragte sie und ihr Herzschlag stockte, aber ihre Stimme war fest. Ihre Nerven vibrierten und drohten zu zerreißen, aber die großen schwarzen Augen hielten den Tigerblick des Hauptmanns aus.

„Reden Sie," rief sie ihm zu. „Lassen Sie sich vom Mut einer Frau beschämen?"

Ledoux zuckte die Achseln und stand auf.

Die Bewegung, die er machte, ebbte auch ihre Erregung ab. Sie fühlte als Gewißheit, daß sie einer nochmals anstürmenden Flut nicht gewachsen sein würde. Und mußte doch stark bleiben.

Was sollte ohne sie aus Marow werden?

Aus Marow?

Der Gedanke an ihn füllte sie plötzlich so vollkommen aus, daß sie sich vornahm, den Gegner da vor sich, bei erster sich bietender Gelegenheit zum Freunde zu wandeln.

Ledoux, der im Zimmer auf und ab geschritten war und jetzt vor ihr stehenblieb, sagte:

„Ich habe mich widersetzt gegen den Verdacht, der gegen Sie laut wird. Ich kann es nicht für möglich halten, daß eine Französin . . ."

„Irrtum, Herr Hauptmann. Ich bin keine Französin."

„Daß eine Dame, die Gastrecht genießt," verbesserte er, „gegen die Interessen des Landes handelt, das ihr Heimat und Schutz bietet. Es sträubt sich etwas in mir, das auch jetzt zu glauben. Und doch, wenn ich mir die Umstände vergegenwärtige und wenn ich Sie so vor mir sehe: Energisch, kraftvoll, mutig und ungewöhnlich intelligent, muß ich gestehen, daß Sie der Aufgabe, die Ihnen gestellt sein könnte, gewachsen sind."

Da war es, auf was sie wartete. Sie faßte zu, kam dem neuerlichen Ansturm, den sie fürchtete, zuvor.

„Das Kompliment ehrt mich, Herr Hauptmann," sagte sie. „Ich weiß nun nicht, ob Sie den Weg zu mir finden werden. Hoffe es aber."

Ledoux war verdutzt.

„Sie sehen mich erstaunt, Madame," sagte er, und Mata entgegnete liebenswürdig:

„Ich habe schon viele Männer erstaunt gesehen, Herr Hauptmann."

„Den Weg zu Ihnen finden?"

„So ist es. — Ich könnte mir nämlich denken, daß es weit wertvoller für Sie und Frankreich sein dürfte, wenn — um mit Ihren Worten zu reden — diese ungewöhnliche Intelligenz für Frankreichs Sache mobil gemacht würde. — Phantomen nachzujagen ist ein undankbares Geschäft. Sie und Ihre Herren setzen ihre kostbaren Kräfte an etwas, das vorbei ist.

Das kaum zu erweisen ist. Dessen Ergründung nutzlos ist, weil sie auf die Ereignisse keinen Einfluß mehr ausübt und ausüben kann."

Ledoux sah die Sprechende an, wie man etwas noch nie Gesehenes ansieht und Mata fuhr plaudernd fort, als ob sie von den gleichgültigsten Dingen der Welt rede:

„Soweit sich Ihr Verdacht gegen mich richtet, ist er — verzeihen Sie das harte Wort — unsinnig. Ich kenne die Herren, deren Bekanntschaft mir zum Vorwurf gemacht wird, schon seit vielen Jahren. Besonders Richters ist mein guter Freund, weil er ein treuer und anhänglicher Mensch ist. Wären Sie, mein lieber Herr Hauptmann, an einer Freundin vorübergegangen, die zufällig am Wege zu Vater und Tochter wohnt? Sie sind Kavalier, ich bin Dame. An der Ausübung der einfachsten Gebote des Anstandes kann und darf uns auch der Krieg nicht hindern."

Wie sonderbar war doch Ledoux zumute.

In ihm wirbelten die Gedanken durcheinander. Eine weiche warme Stimme glitt über seine Seele. Zwei geheimnisvolle Augen sahen ihn an und kosten sein Sinne. Eine Frau, der Prinzen und Fürsten huldigten, wollte seine Mitarbeiterin werden. Machte Andeutungen, die so viel versprachen.

Welcher Mann ist nicht willig und gern geneigt, aus den Worten einer schönen Frau das für sich herauszuhören, was ihm schmeichelt?

Ledoux machte keine Ausnahme.

Mit Gewalt riß er sich zusammen. Aber seine Stimme klang sonderbar, als ob sie ihm gar nicht gehöre, als er erwiderte:

„Wenn ich Sie recht verstehe, Madame, wollen Sie Frankreich nützen?

„Ich habe mich schon bemüht, das in Vittel zu tun. Dienst an den Verwundeten, ist auch Dienst am Vaterlande."

„Sehr richtig! Ich vergaß! Verzeihung, Madame."

„Nicht doch, Herr Hauptmann, es bedarf keiner Entschuldigung. Ich hätte ja greinend zum Minister oder zu einem Ihrer Generäle laufen können, wenn ich anders veranlagt wäre, als ich bin. Ich achte die Pflicht. Die taten Sie. Deshalb kam ich zu Ihnen."

Der galante Franzose küßte seiner Gegnerin schweigend die Hand und Mata Hari strich ihm mit der Linken leicht über den Scheitel, als er sich über ihre Rechte beugte.

„Wenn es zu viel ist, Herr Hauptmann, die Wandlung vom Gegner zum Freunde an einem Tage," sagte sie mit verwirrendem Lächeln, „dann bin ich bereit, mich morgen um die gleiche Stunde zu Weiterem einzufinden."

„Sie sind gütig, Mata Hari. Ich danke Ihnen und erwarte Sie morgen."

Damit begleitete er sie zur Tür.

Stolz und doch verbindlich verließ ihn die Siegerin.

14.

Mata Hari machte sich keine großen Hoffnungen, auch keine Vorwürfe. Was sie getan, hatte sie unter Zwang getan. Vorläufig! Erliegen wollte sie ihm nicht. Sie mußte den blinden Freund retten, der hilflos und mittellos in ihren Schutz gegeben war.

Sie ordnete ihre Angelegenheiten. Sie hob das letzte Geld ab. Sie traf Dispositionen, als ob es zum Tode ging und bestellte ihr Haus so gewissenhaft und vollkommen, wie es auch der umsichtigste Mann nicht besser konnte.

Dann fuhr sie mit Marow zur russischen Gesandtschaft, seine Aus- und Einreisegenehmigung zu erwirken.

Dort mußte sie eine weitere trübe Erfahrung machen, nämlich die, daß der Rittmeister infolge seines Verzichtes auf alle Ansprüche die Ueberfahrtskosten selbst zu tragen habe.

Der Landweg nach Rußland war gesperrt. Der Seeweg teuer und unsicher. Ob und wann ein Dampfer nach Petersburg fuhr, war unbestimmt.

„Und was ist da zu tun?" fragte Mata.

„Warten," sagte der Diplomat.

„Und wenn man das nicht kann?"

„Dann besteht die Möglichkeit im Chartern einer Motoryacht. Das ist in diesem Falle noch das zuverlässigste und sicherste Beförderungsmittel, weil Sie die Rote Kreuzflagge führen können."

„Wie teuer, Herr Legationsrat?"

„So um zehntausend Franc herum."

„Um Gotteswillen," rief Marow, „wer soll das bezahlen können?"

„Die Versicherungsprämien sind hoch, Herr Rittmeister," antwortete der Russe. „Sie können trotz des Preises von Glück sagen, wenn Sie überhaupt ein Fahrzeug bekommen."

„Würden Sie die Güte haben, Herr Legationsrat, meiner Tante, der Fürstin Malakow, in diesem Sinne zu schreiben und in meinem Namen um diesen Betrag bitten? Ich kann es ja nicht."

„Gern, Herr Rittmeister. Und wo erreiche ich die Frau Fürstin?"

„Auf ihren Gütern in Sjenno."

„Ist das das Sjenno im Dreieck Polosk, Witebsk, Mohilew?"

„Ja."

„Dann dürfte sie nicht mehr dort sein."

„Warum?"

„Operationsbasis!"

Wieder war eine Hoffnung zuschanden.

„Dann muß ich hier bleiben, bis der entsetzliche Krieg zu Ende ist."

„Das mußt du gar nicht, Lex. Es wird sich alles wenden."

„Wir werden jedenfalls versuchen, die Adresse der Frau Fürstin zu ermitteln und geben Bescheid, Herr Rittmeister."

Mit diesem mageren Trost mußte sich Marow bescheiden.

* * *

Behutsam half Mata dem Rittmeister ins Auto.

„Zur Lefebre-Reederei," befahl sie dem Chauffeur und setzte sich neben den blinden Freund.

„Diese Widerwärtigkeiten," stöhnte er „und dieses Halbtotsein. Dieses Nicht-sehen-können! Zum sterben."

„Gib mir deine Hand. Lex. So. — Und nun sei ganz still. Sprich nicht. Laß deine Traute handeln."

Wie zwei Kinder fuhren sie dahin. Im Glück aber nicht ins Glück.

Warum den lieben großen Jungen schrecken, der den Tag nicht sah und dessem Denken keine Ablenkung ward. Sie wollte für ihn tragen, was er nicht zu tragen vermochte.

„Womit kann ich dienen," fragte der Portier der Reederei die Ankommenden.

„Ich möchte Monsieur Lefebre sprechen."

„In welcher Angelegenheit?"

„Warum so neugierig? — Melden Sie mich."

Sie gab ihm die Karte.

Nach einer Minute schon bat die Privatsekretärin die Herrschaften ins Chefkontor.

„Laß mich hier warten, Trautlieb," sagte Marow, „ich bin schon so fern dem Wirklichen, daß ich zu nichts nütze bin."

Wortlos drückte ihn Traute in den Sessel und ging mit der Sekretärin davon.

Auch im Privatkontor Lefebres war es das gleiche wie überall.

Mit Mata Hari trat eine andere Welt ins Zimmer. Wer sie begrüßen durfte, tat es freudig und beglückt.

Der alte Lefebre kannte die Besucherin schon seit Jahrzehnten. Er war ein reicher Herr und verkehrte in den exklusivsten Salons von Paris, überall da, wo auch Mata Hari zu Hause war.

„Das ist charmant, daß Sie mir die Ehre geben," begann er und schob ihr den Sessel zurecht. „Womit kann ich dienen?"

Ohne Umstände brachte Mata Hari ihr Anliegen vor.

„Ich brauche eine Motoryacht zur Fahrt nach Petersburg."

„Nach Petersburg? — Auch in Rußland ist Krieg. Bleiben Sie bei uns, Mata, was haben Sie in Petersburg verloren?"

„Lieber Lefebre, kann ich die Yacht haben oder nicht?"

„Nicht gut."

„Also doch! Ich wußte es ja, Sie sind ein prächtiger Mensch. — Uebrigens, sie fährt unter der Roten Kreuzflagge. Ganz ungefährlich. Nimmt nur einen Verwundeten an Bord."

„Herrn Rittmeister Marow?"

„Kombinieren Sie oder wissen Sie?"

„Beides, Madame."

„Paris ist ein Dorf."

„Oder Mata Hari ist die Königin der Pariser. Wir haben Sie so lange entbehren müssen, daß wir . . ."

Sie schnitt ihm die Rede ab.

„Im Vestibül wartet der Rittmeister. Um drei Uhr habe ich eine Unterredung — irgendwo, aber wichtig! Sie sind mir nicht böse, Lefebre, wenn ich es kurz mache. Wieviel kostet der Kahn?"

„Kahn? — Erlauben Sie, Mata, es ist meine Privatyacht."

„Lieb von Ihnen. Wie immer! Was wird zu zahlen sein?"

Lefebre wiegte den Kopf.

Mata half nach:

„Rote Kreuzflagge. Risikolos. Persönliche Gefälligkeit Ihrer ergebenen Freundin erwiesen, macht . . .?

„Zwölftausend Franc."

„Einverstanden! Hier sind zweitausend als Anzahlung. Quittung in meine Wohnung bitte. Abreise wird noch bekanntgegeben. Herzensdank, mon cher. Au revoire."

Draußen war sie. Nur den bestrickenden Duft ihres Parfüms ließ sie zurück.

* * *

Am Nachmittag fuhr sie zu Ledoux.

Das war ihr schwerster Weg.

Auch dort hatte sie Eile. Sie wußte nicht, was in ihr war. Unruhe, Pein, Scham, Grauen!

Was war es? Vielleicht alles in einem.

Die Knie zitterten, als sie über die Schwelle schritt.

Ledoux kam ihr entgegen.

„Willkommen als meine Mitarbeiterin," sagte er und streckte ihr beide Hände entgegen.

Mata legte die ihren hinein. Mechanisch und zaghaft.

„Sie sind nicht auf der Höhe, liebe Freundin, finde ich," bemerkte Ledoux und küßte die Spitzen ihrer Finger.

„Ich bin es auch nicht, Herr Hauptmann. Mir ist, als ob ich ein Unrecht zu tun im Begriffe sei. Bald wär ich schwankend geworden."

Er führte sie zu einem Sessel und nahm ihr gegenüber Platz.

„Sie tun kein Unrecht, Mata," versuchte er zu beruhigen. „Nur einen Dienst erweisen Sie uns. Einen sehr wichtigen sogar, aber für Sie keinen allzu beschwerlichen."

„Welcher Art soll er sein? Bemessen Sie ihn vorerst nicht zu hoch. Ich weiß nicht, ob ich ihm gewachsen bin."

Ledoux sah Sie lange an. In seinem Blick lag Zuneigung und mehr noch. Da senkte Mata den ihren und über sein Gesicht huschte wohlgefälliges Lächeln.

„Ich hätte Sie so gern um mich gehabt," begann er. „Sie glauben mir das, Mata?"

Sie nickte.

„Es gibt auch in Frankreich zu tun. Aber da ist eine eilige Instruktion an einen unserer Brüsseler Agenten zu befördern. Wir haben zur Zeit niemanden, der das schnell und zuverlässig tun könnte. Sie kommen uns wie vom Himmel geschickt. Als Holländerin reisen Sie unbehelligt. Die Grenzen stehen Ihnen offen. Reiseroute: England, Holland, Belgien. Können Sie morgen fahren, Mata?"

„Ja," sagte sie und drohte an diesem Wörtchen zu ersticken.

„Dann, bitte, nehmen Sie diesen Brief an sich." — Er reichte ihr ihn hin. — „Ich weiß ihn in guten Händen. Spesen stehen an der Kasse zur Verfügung."

„Danke, Herr Hauptmann. Die Spesen kann ich verlegen," lehnte sie ab. „Man weiß ja nie, wieviel man braucht."

„Ganz wie Sie wollen, Mata."

„Und auszurichten oder zu ermitteln habe ich nichts?"

„Nein! Ich möchte Sie recht bald wieder hier sehen."

„Dann bin ich wohl für heute entlassen?"

Ledoux verneigte sich.

„Aber wenn Sie heute abend mein Gast sein wollten, Mata! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich mich glücklich schätzen würde."

„Jedem Wiedersehn pflegt ein Abschied vorauszugehen. Diesen kann nichts versüßen und für Selbstbetrug bin ich nicht. Wenn ich Ihnen den ersten Dienst geleistet habe, dürfen Sie mich gern auszeichnen. Das also wäre beim Wiedersehen."

Mochte er bei diesen Worten denken, was er wollte. Heim, nur heim, das war ihr einziger Wunsch.

Ledoux war einen Augenblick verstimmt. Dann aber sah er in ein lächelndes Gesicht und zwei nachtschwarze Augen.

Da war er es zufrieden.

* * *

Wie Mata nach Hause gekommen war, wußte sie selbst nicht, wußte nicht, ob sie gefahren war oder gegangen. Auch nicht, welchen Weg sie genommen hatte.

Sie war daheim.

Kara hatte ihr im Flur den Mantel abgenommen. Sie war ihm weinend an die Brust gesunken.

„Es wird Nacht um mich, Kara," hatte es sich schluchzend der gequälten Seele entrungen. „Nacht! Und ich sehe keinen Tag."

Kara hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und sie ins Zimmer geführt.

„Um Euch, Nonna, was schadet das, wenn das Licht in Euch ist. Geht zum Sahib, Herrin. Der sieht nie einen Tag und in ihm ist doch Sonne."

Da hatte sich Mata wiedergefunden und dem alten, weisen Hindu die Stirn geküßt. Ihren Mund gedrückt auf Schiwas rotes Mal, das der Inder auch heute noch trug.

* * *

Mit ihrem einzigen Freund die letzte Nacht!

Mata stellte das Grammophon an und tanzte. Im flutenden Lichte der Lüster vor Schiwas goldener Statue den heiligen Tanz der Devadasis. Sie tanzte ihn mit Inbrunst und Hingabe und im Geiste der schlanken Braunen in Bischeschwaras goldenem Heiligtum.

„Was tust du, Trautlieb," fragte der blinde Dulder, der nur hörte, aber nicht sah.

„Ich tanze, Ler. Ich lebe der Stunde und werde doch sterben."

Dann verlöschte sie das Licht, zog die Vorhänge von den Fenstern und ließ das Leuchten des Mondes in das Zimmer fluten.

Wieder stellte sie den Apparat an, sang und tanzte dazu:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Ein Wiegen, ein Biegen, ein Wirbeln!

Dann faßten zwei wunderbar feine Arme nach dem müden bleichen Gesellen, der der Lotosblume Buhle war, ein brauner Körper reckte sich im weißen Lichte des Mondes, ein blutroter Mund verhauchte noch einmal des Liedes letzte Worte — vor Liebe und Liebesweh — und taumelnd, wie ein fallendes Blatt, glitt Traute schluchzend auf den Teppich nieder.

Aus der Ecke her, in der Marows Sessel stand, klang tränenschwer seine volle weiche Stimme, verhaltend, abgerissen, als ob er die Worte trinke, die er sprach, wie einen alten köstlichen Wein:

„Sie blüht — und glüht — und leuchtet — und starret stumm in die Höh', sie duftet — und weinet — und zittert!"

Ein langes Besinnen! Ein langes Schweigen!

Dann ein Schrei, in dem das Sehnen seiner Seele lag:

„Gott! — Wenn ich doch sehen könnte!"

In beiden war das große Weh um das, was sie verloren hatten.

* * *

15.

Im D-Zug Paris—Calais saß Mata Hari in die Ecke ihres Abteils gekuschelt, wie ein verschüchtertes Vögelchen, mit an den Leib gezogenen Knien. Fahl und anteilslos.

Vom Bahnhof Saint Lazare abzufahren, war sie nicht zu bewegen gewesen.

Dieser Name machte sie erschauern.

Sie war müde und konnte nicht schlafen, war munter und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Das einzige, was sie fühlte, war der Brief Ledoux, den sie auf der Brust barg.

Er brannte sie wie Feuer.

Dieses dumpfe Hinbrüten löste eine jagende Unruhe ab. Und auch dafür wußte sie keine Erklärung.

Sonderbarer Zustand, dachte Mata und kam nur mit Aufbietung ihres ganzen Willens dagegen an. Langsam verdrängte logisches Denken die jagende Angst.

Was hatte sie getan? Was wollte sie tun?

Darüber suchte sie sich Rechenschaft zu geben.

Ihre Reise nach Amsterdam war ihrem eigenen Erkennen entsprungen, einem vom eigenen Willen und allem, was gut in ihr war, befohlenem Muß. Diese Reise nach Brüssel aber war ihr diktiert worden von anderen. Jene erste Reise galt dem Frieden, diese galt ihm nicht. Das wußte sie. Das fühlte sie.

Sie war bereit gewesen, sich einer Idee zu opfern und war es heute noch. Nicht aber war sie bereit, sich für eine Idee, die nicht die ihre war, opfern zu lassen. Sie konnte sich bis zur Stunde nicht schuldig fühlen und wollte sich künftig nicht als schuldig bekennen müssen. Sie wollte helfen dem Morden ein Ende machen, aber Verrat üben, nein, das wollte sie nicht.

„Wir darben," hatte Richters gesagt. „Wir müssen durchhalten, weiterkämpfen bis zum Weißbluten," hatte er gesagt,

„wenn unsere Kinder und Kindeskinder nicht noch für den Gegner frohnen sollen."

Das hatte ihren Schritt gerechtfertigt. In dieser Hinsicht war sie beruhigt.

Ganz langsam irrten ihre Gedanken vom Augenblicklichen ab, glitten zurück zu dem Freund, der seine Tage im Dunkeln lebte, der dem Staat, der ihnen Gastrecht gewährte, seinen äußeren Menschen geopfert hatte und mit ihm auch sie oder doch ihr Glück, das er war.

Sie hatte gesorgt für ihn, so gut sie konnte. Wenn die Fürstin nicht zu erreichen war, dann waren Wertsachen vorhanden, die seine Heimfahrt ermöglichten. Im klösterlichen Frieden, den er erwählt, konnte er ihr ein stilles Gedenken bewahren.

Konnte er es auch dann noch, wenn sie zwei Herren gedient hatte?

Da wurde es kalt in ihr. Plötzlich, ruckartig! Es war, als ob sich etwas hingestellt habe vor ihre Seele, vor ihren Geist, vor ihre Augen, leibhaftig hingestellt, breit und gebietend, machtvoll und nicht wegdeutbar.

Und es war, als ob dieses Etwas gebiete: Geh' nicht nach Brüssel. Tu's nicht! Bleibe dir selbst getreu!

Und dieses Etwas entspannte ihre Nerven, löste das Widerstreitende ihrer Empfindungen, gab ihr Ruhe und den Mut des Bejahens.

Das Etwas triumphierte.

Mata Hari ging nicht nach Brüssel!

Von England fuhr sie direkt nach Spanien, landete in Vigo, reiste weiter nach Madrid und stieg im Ritzhotel ab. Da, wo Eckarts wohnte, wo sich das deutsche Spionagebüro befand.

Mochten sie es morgen in Paris wissen! Mochten sie sie verfluchen und ächten. Mochten sie sich düpiert fühlen und beleidigt. Immerzu!

Man hetzt kein Menschenherz zu Tode.
Hier war sie geborgen.

* * *

Eckerts, etwas beleibt, ein wenig kurzatmig, gurrte um seine schöne Freundin herum, wie der Tauber um das Täubchen. Er zerfloß vor Seligkeit. Für ihn war jeder Tag Sonntag.

Damit soll nicht gesagt sein, daß er seine Pflichten vernachlässigte. Im Gegenteil! Er war von einer außerordentlichen Spannkraft und noch nie so beweglich gewesen, wie gerade jetzt.

Nur war ein Hochgefühl in ihm, ein Durst nach Schönheit und doch wieder ein beseligendes Zufriedensein.

Vergangene Stunden kamen ihm wieder. Mata war da und der Wintergarten, Potsdam, der Spreewald und Richters und hundert andere liebe Erinnerungen.

Und dafür war er der schönen Frau dankbar, wie ein Kind.

Nur eines störte und betrübte ihn. Das war Matas plötzlicher Stimmungsumschwung. Der Sturz aus jubelnder Freude in tötendes Schweigen.

In der lustigsten Gesellschaft riß oft die Fröhlichkeit ab, jäh und unvermittelt und ohne ersichtlichen Anlaß. Sie war nicht wieder zu erkennen.

Dann saß nur ihr Körper an seinem Platz, ihre Seele aber war weit, weit weg.

Und wenn in solchen Momenten gar Geigen sangen und leise weinten, war es ganz aus. Dann weinte sie auch.

Und dieses Weinen tat weh. Nicht nur ihr, nein, allen, die mit ihr waren, denn es befreite nicht und erlöste nicht. Es war lautlos, wie fallender Nebel. Man hörte es nicht, man sah es bloß. Und es war um so erschütternder, als keine Bewegung, kein Seufzer es begleitete.

* * *

Mata ahnte die Ereigniſſe voraus.

Sie wußte, daß irgend etwas kommen würde, das ſie im Herzen traf.

Das machte ſie elend und krank.

Die Ungewißheit zerbrach ſie, die Gewißheit erſt richtete ſie wieder auf, mochte ſie noch ſo grauenhaft ſein.

Und die Gewißheit kam.

Marow ſchrieb ihr durch Kara folgenden Brief, den ein Bote der holländiſchen Geſandtſchaft überbrachte.

„Trautlieb!

Das hätteſt Du nicht tun ſollen, den Brief, den Dir die Franzoſen gaben, den Deutſchen auszuhändigen."

Was? Was war das?

Mata faßte ſich an die Stirn.

Sie las den Satz noch einmal und noch einmal.

Erſt begriff ſie ſeinen Sinn nicht, dann aber begann es erſchreckend zu tagen.

Sie ſuchte, ſtülpte Kiſten und Käſten um, durchwühlte Kleider und Behältniſſe.

Vergebens!

Der Brief war fort.

Verloren oder geſtohlen. Gleichgültig! Sie hatte ihn nicht mehr.

Mochte das Schickſal ſeinen Lauf nehmen.

Sie las weiter:

„Soeben war ein Leutnant Arnauld mit zwei Unteroffizieren hier. Er hat im Namen der Republik Deinen geſamten Beſitz beſchlagnahmt und mir eröffnet, daß ich innerhalb zehn Tagen Frankreich zu verlaſſen habe. Auf meine Frage nach dem Grunde, antwortete er, das wüßteſt Du. Es hinge mit einem Briefe zuſammen, der

nicht an seine Adresse gelangt sei und sehr bedauerliche Folgen gehabt habe. Auch Kara und das Personal müssen dein Haus mit mir verlassen."

Weiter las Mata nicht.

Sie knüllte den Brief zusammen und trat ihn mit Füßen. Dann stürmte sie zu Eckerts hinüber.

„Was ist mit dem Schreiben an den Brüsseler Agenten geschehen," herrschte sie ihn an.

Eckerts war aus allen Himmel gefallen.

„Ich weiß von keinem Schreiben, Mata. Um was handelt es sich?"

„Ich hatte einen Brief des Hauptmanns Ledoux nach Brüssel zu befördern. Ich wollte nicht! Ich konnte nicht! Ich brachte diesen Brief mit hierher. Wo ist er?"

„Ich weiß es nicht. Auf mein Offizierswort, ich habe keine Ahnung."

Das sagte er schlicht und überzeugend.

Da glaubte sie ihm, stand einen Augenblick überlegend, dann fragte sie:

„Können Sie mir Geld leihen?"

„Ja, Mata. Wieviel?"

„Fünfzehntausend Mark."

Eckerts verschlug es die Sprache.

„Können Sie," drängte Mata.

„Nein, soviel besitze ich nicht. — Muß es denn soviel sein?"

„Es muß! — Kann es Richters?"

„Sicher! Er ist vermögend. Und dann verfügt er auch dienstlich über größere Beträge als ich."

„Gut! — Schreiben Sie ihm bitte: Fünfzehntausend Mark an mich, holländische Gesandtschaft Paris. Umgehend zu erledigen. Ich würde es ihm auf den Knien danken. Schreiben Sie ihm das, bitte!"

„Gesandtschaft Paris?“ wendete Eckerts ein. „Aber Sie sind doch hier in Madrid, Mata.“

„Ich reise mit nächster Gelegenheit.“

„Um Gotteswillen!“

„Ich reise!“

„Man wird Sie des Briefes wegen verhaften.“

„Ich reise trotzdem!“

„Liebste, beste Freundin, tun Sie es nicht. Man wird Sie vor ein Kriegsgericht stellen und —“

„Soll man! Ich muß nach Paris.“

Eckerts war machtlos gegen ihren Willen. Er konnte nichts tun, als sich schweigend fügen und ihrer Bitte entsprechen.

Das tat er noch am gleichen Tage und mit dem Fernzug Madrid-Barcelona-Montpellier fuhr Mata am anderen Morgen heim. —

* * *

Unerkannt und unbehelligt kam sie in Paris an.

Wahrscheinlich hielten es die Verantwortlichen für ausgeschlossen, daß sie sich jemals wieder nach Frankreich wagen würde und hatten infolgedessen auch keine Grenzstation unterrichtet.

Kara war zum erstenmal in seinem Leben überrascht, ja erschrocken, als er öffnete und sich seiner Herrin gegenübersah.

Das Personal starrte sie an wie einen Geist.

Marow brachte kein Wort über die Lippen. Er saß wie tot im Sessel.

Zu diesem staunenden Entsetzen lächelte Mata.

Als sich das Personal, das ihr wie hypnotisiert bis ins Zimmer gefolgt war, zurückziehen wollte, sagte sie:

„Bleiben, bitte! Einen Moment nur.“

Sie trat vor Marow hin und faßte seine Hände.

„Ich wollte dir auf deinen Brief persönlich antworten, Lex und euch“ — das sagte sie zu den anderen — „vor dem Ende

versorgt wissen, deshalb bin ich hier. — Ich habe den für Brüssel bestimmt gewesenen Brief den Deutschen nicht übergeben, überhaupt nicht mit ihnen von diesem Briefe gesprochen. Glaubst du mir das, Lex?"

„Wenn du es sagst, so glaube ich es," sagte er überzeugt.

„Ich danke dir. — Und nun zu euch! Schweigt gegen jedermann von meinem Hiersein. Ich werde euch bei meinen Freunden unterbringen. Auf die Straße gesetzt werdet ihr nicht. Ich sorge für euch, nur haltet den Mund, bis ich es getan habe. Versprecht mir das."

Einzeln traten sie an die Herrin heran und gaben ihr wortlos die Hand. Nur Kara blieb stehen, wo er stand.

In diesen letzten Tagen der Freiheit zeigte sich Matas Energie und Entschlossenheit im strahlenden Lichte.

Sie ließ nichts unbedacht, bei allem, was sie tat.

Zunächst rief sie die Gesandtschaft an und bat um sofortige Benachrichtigung falls Geld einlaufe. Dann ließ sie Lefebre durch Kara benachrichtigen, daß die Yacht sofort fahrbereit zu halten sei und endlich bat sie ihren alten Freund, den Anwalt Clunet zu sich — für alle Fälle. Man konnte nicht wissen, was die nächsten Stunden brachten. Der Alte erschien.

Er war ebenso erregt, wie es Marow und die anderen gewesen waren, als er sie sah.

„Mußte das sein, Mata? Mußte es?" fragte er und setzte sich ihr gegenüber.

„Was denn, mein lieber Clunet?"

„Daß Sie zurückkamen. Man munkelt so mancherlei. Wenn nur die Hälfte wahr ist von dem, was man redet, langt es zum Schlimmsten."

„Ich werde mich dann doch immer noch auf meinen Freund Clunet verlassen können! Oder nicht?"

„Wie können Sie zweifeln, Mata. Ich stehe Ihnen mit meinem Namen, meiner Person und allem Können restlos zur

Verfügung. Nichts würde mich hindern, Ihre Sache zu führen, wenn es je nötig sein sollte. Daß es dazu kommt, verhüte Gott."

„Es kommt dazu, Clunet," antwortete sie überzeugt und streckte ihm dann die Hand hin. „Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit und bin beruhigt. Ich werde mich nicht unsichtbar machen können. Heute bereits wird der in seiner Mannesehre gekränkte Ledoux wissen, daß ich nicht mehr in Madrid bin."

Wieder legte der Alte die Stirn in Falten.

„Sie hätten bleiben sollen, Mata. In Madrid saßen Sie sicher."

„Clunet, es gibt Dinge, die wir tun müssen. Müssen! Ob sie klug sind, bedeutet nichts. Ob wir zweckmäßig handeln, auch nicht. Daß wir nach unserem ethischen Empfinden richtig handeln, darauf kommt es an."

„Das ist die Anschauung großer Menschen."

„Ach, lassen Sie das, lieber Clunet," sagte Mata, „die Zeit der Komplimente ist vorbei. — Es ist meine Ansicht und die war bestimmend für mich. Ich habe für die zu sorgen, die der Staat meinetwegen existenz- und heimatlos machen will. Sie wissen doch, daß mein gesamtes Hab und Gut beschlagnahmt ist?"

„Ich hörte davon. — Uebrigens ist das unzulässig. Dagegen lassen sich Schritte tun."

Mata lächelte.

„Meinem Gefühle nach zu urteilen, wünschen das die Herren von IIa sogar und wollten mich durch diese Konfiskation zur Rückkehr veranlassen. Ich werde mich aber hüten, mich bemerkbar zu machen, wenigstens vorläufig. Wenn Herr Rittmeister Marow abgereist ist, bin ich vielleicht bereit, den Kampf aufzunehmen. Vorher nicht."

Der Rittmeister Marow! Den hatte Clunet ganz vergessen

Er griff sich an die Stirn und bedeckte dann einen Moment die Augen.

„Jetzt wird mir vieles klar," sagte er leise und sah gedankenvoll vor sich hin.

Mata faßte seine Hand. Sie wußte, daß er sie noch immer liebte und um sie litt.

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun, lieber Clunet," sagte sie warm. „Es ist nun nicht anders. Das Herz führt uns eigene Wege. Wir müssen ihm folgen."

„Leider oder glücklicherweise! Je nachdem." — Resigniert setzte er hinzu: „Ich bin ein alter Mann und werde trotzdem Ihr Freund bleiben, bis sich meine Augen schließen. Wie Sie sehen, folge auch ich dem Herzen, das mich führt."

Mata war gerührt von seiner stillen, entsagenden Liebe. Es wurde ihr schwer, noch ein Ersuchen an ihn zu richten.

Clunet, der ihr Zögern bemerkte, sagte: „Was ist es, das Sie bewegt, Mata?"

„Eine Bitte noch hätte ich, Clunet. Wenn Sie gestatten würden!"

„Bitten Sie oder fragen Sie. Wenn ich Ihnen dienen kann, tue ich es gern, das wissen Sie."

„Es sind Ihnen viele Menschen verpflichtet und manche von ihnen werden glücklich sein, wenn sie sich dankbar erweisen könnten. Dazu wäre Gelegenheit. Ich hätte gern die versorgt, die mir in Treue dienten. Können Sie einen Gärtner, einen Chauffeur, eine Zofe, ein Hausmädchen und eine Köchin irgendwo unterbringen?"

„Das kann ich."

„Und würden Sie es tun?"

„Sie sonderbare Frau" — er sah sie lange an — „ich verspreche es Ihnen."

Da war Mata glücklich und küßte ihn auf die Stirn.

16.

Während dieser Unterredung fand im Kriegsministerium auch eine Unterredung statt und zwar zwischen dem Minister und Hauptmann Ledoux.

Matas Befürchtung war eingetroffen. Ledoux wußte nicht nur, daß sie von Madrid abgereist war. Er wußte auch, daß sie sich in Paris aufhielt und dann wußte er ferner noch, daß Hauptmann Eckerts bei Hauptmann Richters für H. 21 — das war Mata Hari — um fünfzehntausend Mark gebeten hatte.

Mit seinem Material vor sich, saß er dem Minister gegenüber.

Selbständig vorzugehen hatte er nicht gewagt.

Es gab unter den vielen Männern Frankreichs, die Glück und Gut für Mata Hari geopfert hätten, zwei, die auch ihr Leben für sie hinzugeben bereit gewesen wären.

Der eine war der Kriegsminister, der andere Clunet.

Das war ganz allgemein bekannt.

Und da ein Kriegsminister immerhin eine Person ist, auf die Rücksicht genommen werden muß, hielt es Ledoux für richtig, Vortrag zu halten und sein Material vorzulegen.

Der Minister hatte mit zusammengekniffenen Augen zugehört, keine Zwischenbemerkung gemacht, auch keine Frage getan.

Er schwieg auch jetzt noch, als Ledoux geendet hatte.

Der Hauptmann befand sich in einiger Verlegenheit. Das Schweigen lastete sichtlich auf ihm.

Endlich faßte er Mut und tat die Frage: „Ist dieses Material ausreichend, Herr Minister, um einschreiten zu können?"

Barsch gab er zur Antwort:

„Im Kriege kann jeder Wisch zur Handhabe werden, um unliebsame Personen abzuschieben oder zu beseitigen. Sie

müssen wissen, was Sie zu tun haben. Sie allein tragen die Verantwortung."

„Darf ich gehorsamst um Ihre persönliche Ansicht bitten, Herr Minister?"

Der besann sich einen Augenblick, dann antwortete er:

„Ich kenne die Dame sehr genau und bin der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie eine unehrenhafte Handlung nicht begehen kann. Der Schein ist gegen sie. Gewiß! Aber Beweise sind das noch nicht, die Sie vorbringen."

„Und wenn die Dame das Geld aus Amsterdam erhalten sollte?" wagte Ledoux zu fragen.

„Dann wird man immer noch nicht wissen, wer es gibt und für was es gegeben wird. Es ist ein Unterschied, ob der Hauptmann Richters den Betrag schickt oder der deutsche Spionagechef. — Und wenn Sie zu einer Sistierung schreiten müssen und wenn die Anklage erhoben werden sollte, dann bleibt eine Beweisführung nach dieser Seite unmöglich, weil man weder Richters, noch Eckerts als Zeugen laden könnte."

„Dann sollte man die Sache ad acta legen, meinen Herr Minister?"

„Ich meine gar nichts, Herr Hauptmann Ledoux," sagte er breit und hart und erhob sich. „Sie sind derjenige, welcher —!"

Auch Ledoux hatte sich erhoben.

Er nahm seine Papiere zusammen und klappte die Aktentasche zu.

„Ich werde meine Pflicht tun," sagte er, und der Minister antwortete:

„Der Staat erwartet nichts anderes von Ihnen."

Ein kaltes, militärisches Grüßen! Die Unterredung war beendet. Ledoux ging.

In ihm waren Unsicherheit, Haß und Verbissenheit. Zufrieden war er ganz und gar nicht, weder mit dieser Mission, noch mit seinem Berufe.

In seinem Arbeitszimmer sammelte er seine Leute um sich. Es herrschte Gewitterstimmung. Den Herren war nicht wohl. Nur Arnauld machte ein pfiffiges Gesicht.

Was mußte denn dieser Ledoux zum Minister gehen? War ihm ganz recht geschehen, daß er dort abgeblitzt war.

„Also meine Herr," begann der Chef, „die Ueberwachung bleibt."

Er nannte keinen Namen, so selbstverständlich war es für jeden, um wen es hier ging.

„Jeder Schritt wird kontrolliert. Vor allen Dingen sind ihre Telephongespräche zu überwachen. Es muß festgestellt werden, ob sie das Geld bekommt. An der Abhebung des Geldes ist sie nicht zu hindern. Mir aber ist sofort Bescheid zu geben. Verstanden!"

„Jawohl!"

„Dann an die Arbeit!"

Und jeder ging, seine Pflicht zu tun.

Zuletzt verließ Arnauld das Zimmer.

Er rieb sich vergnügt die Hände.

Sein Gewährsmann auf der holländischen Gesandtschaft war längst unterrichtet. Er wartete auf die paar Franc Verdienst, die der Verrat einbrachte.

Den Lorbeer pflückte er.

* * *

In Mata Haris Heim standen die Koffer für Rittmeister Marow schon seit Mittag gepackt. Vor Stunden war auch eine Schwester eingetroffen, die seine Begleitung nach Rußland übernehmen wollte.

Alles war peinlich gewissenhaft vorbereitet. Der Chauffeur wartete nur auf den Befehl: Los!

Gesprochen wurde an diesem Nachmittage kaum ein Wort. Alle waren sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Wie das so ist, wenn Menschen auseinandergehn für immer!

Da, gegen drei Uhr meldete Kara einen Boten.

Mata ging auf den Flur hinaus, ihn abzufertigen.

„Sie wünschen, mein Herr?"

Der Gefragte wies sich als von der Gesandtschaft aus und meldete den Eingang des Geldes.

„Es wird um baldige Abholung gebeten, Mevrouw," versicherte er.

„Danke sehr! In einer halben Stunde bin ich dort."

Das sagte sie ohne Erregung und so absolut beherrscht, daß sich der Bote, der — ebenso wie seine Vorgesetzten — wußte, daß diese schöne und kluge Frau um den Einsatz ihres Lebens spielte, verwundert zurückzog.

„Es ist soweit, Lex," sagte Mata im Zimmer zu Marow. „Der Traum endet im Erwachen und das Erwachen im Traum. — Komm, kleide dich an. Wir müssen gehen."

Marow, der die ganze Zeit über wie ein Lebloser gewesen war, erhob sich schwer. Er stand unsicher auf den Füßen.

Mata half ihm in den Ueberzieher, rückte ihm die Krawatte zurecht, die sich verschoben hatte und reichte ihm den Hut.

Es war, als ob eine Mutter ihren Jungen zum Ausgehen fertig machte.

„Hast du alles, Liebster," fragte sie. „Deine Ausweise? Auch die Zigaretten?"

„Alles, Mata, selbst dich," sagte Marow.

Da küßte sie ihn auf den Mund — das letztemal — und führte ihn hinaus. In der Diele warteten die anderen.

„Bitte, Schwester, die Reisekasse! Hier, nehmen Sie. Sie werden nicht in Verlegenheit kommen."

Zum Chauffeur: „Fahrbereit bis Le Havre?"

„Jawohl, Madame."

„Dann zunächst zur holländischen Gesandtschaft, von da zu Lefebre und dann . . ."

Sie stockte. Konnte nicht weitersprechen. Machte nur eine hilflose Bewegung.

Kara hing ihr den beige-farbenen Mantel um, den sie so gern trug. Seine Hände ruhten eine Sekunde länger auf ihren Schultern als sonst. Leise flüsterte er ihr zu:

„Nichts ist nichts, Nonna, und alles ist nichts."

Mata nickte.

Dann gingen sie fort.

* * *

Die letzten Angelegenheiten waren erledigt.

Das Auto fuhr die Champs Elysee hinauf, hielt auf dem Place de l'Etoile.

Mata stieg aus.

„Leb' wohl, Lex. Dein Gott gebe dir Frieden."

Der Wagen rollte davon.

Sie sah ihm nach.

Als er weit draußen in der Avenue de la Grande Armee verschwand — die Straße führte über Nanterre, St. Germaine nach Le Havre — atmete sie befreit auf.

Das erstemal seit Monaten war ihr wohl und leicht.

Er war in Sicherheit.

Langsam schritt sie dieselbe Straße weiter, die Marow soeben gefahren war.

Die Entspannung machte sich geltend. Sie wurde müde. Die Füße wurden schwer. In den Händen war ein leichtes Zittern.

Was Wunder — sie hatte ja heute noch keinen Bissen gegessen.

Da trat sie in eines der kleinen eleganten Kaffees, die dort nicht selten sind und bestellte einen Mokka.

Sie setzte sich an eines der Tischchen, die an den Fenstern standen.

Der Kellner servierte.

Sie ließ ihn noch eine Schachtel Abdullah bringen.

Er bot Feuer.

Mata sog den Rauch der Zigarette tief in die Lunge und hauchte ihn dann zur Decke empor.

Ihr war wohl.

Am Fenster gingen zwei Herren vorbei, sahen hinein, stutzten, dann traten sie auch in den Raum.

Mata lächelte.

Die beiden bestellten ebenfalls Mokka. Dann ging der eine hinaus, kam aber nach zwei Minuten schon wieder zurück. Der andere sah ihn fragend an. Da nickte er.

Mata lächelte wieder.

Sie kannte beide und wußte, daß der kleine Leutnant Arnauld soeben mit seinem Chef Ledoux telephoniert hatte.

Was — das konnte sie sich denken.

Und sie beschloß, ihn in Verlegenheit zu bringen.

„Bitte zahlen, Garcon," rief sie dem Kellner zu.

Der stürzte herbei, die anderen wurden bleich.

Ein kurzes Tuscheln, dann trat Arnauld an ihren Tisch.

„Pardon, Madame," sagte er und stockte.

Mata erwiderte liebenswürdig:

„Eines nach dem anderen. Bitte, Herr Leutnant, nehmen Sie einstweilen Platz" und gab dem Kellner, was er zu bekommen hatte.

Dann wendete sie sich an ihn, der immer noch an ihrem Tische stand.

„So setzen Sie sich doch, Herr Leutnant. Ledoux wird nicht lange auf sich warten lassen."

Mechanisch glitt Arnauld auf einen der Rohrsessel nieder.

„Die Zeche soll man nicht schuldig bleiben," plauderte sie, „und später . . . wird zum Zahlen kaum mehr Zeit sein. Sie haben es ja so eilig! — Zigarette gefällig, Herr Leutnant?"

Arnauld saß wie ein Klotz. Das war ihm im Leben noch nicht geschehen. Er war unfähig, auch nur einen Gedanken zu erwägen, den er in Worte hätte kleiden können.

„Sie sind kein Franzose, Herr Leutnant," begann Mata wieder, „sonst hätten Sie wenigstens für mein Anerbieten gedankt" und klappte den Deckel der weißen Schachtel zu. „Sie hätten an Ihrem Tische bleiben sollen, dann wäre Ihnen diese peinliche Situation erspart geblieben. Hoffentlich erlöst Sie Ihr Chef recht bald."

Und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, blätterte sie in einem Journal.

Endlich!

Mit einem Ruck hielt ein geschlossenes Auto am Eingang.

Mata sah auf.

Ledoux sprang heraus.

„Wie hastig! So unvornehm," sagte sie. „Gewöhnen Sie sich das nicht an, Herr Leutnant. Es sieht schlecht aus. — Ah, Herr Hauptmann Ledoux! Melde mich zur Stelle."

Der stand ihr ebenfalls einen Moment wortlos gegenüber. Dann aber fragte er ironisch:

„Zurück aus Brüssel, Madame?"

„Aus Madrid, Herr Hauptmann," verbesserte sie und setzte dann beiläufig hinzu: „Jetzt können wir wohl Wiedersehen feiern?"

„Das wollen wir, Frau Mata Hari. Aber nicht hier."

Er hielt ihr den Arm hin.

„Darf ich bitten, Madame."

Sie legte den ihren hinein.

„So, Herr Leutnant," sagte Mata zu Arnauld, „benimmt sich ein Kavalier." Und schritt mit Ledoux hinaus.

Der half ihr in den Wagen.

„Nach Saint Lazare," sagte er zum Chauffeur und setzte sich zu ihr in den Fond. Beide sprachen kein Wort.

17

Es war am 24. Juni 1917.

Mata Hari betrat neben vier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett den Großen Schwurgerichtssaal im Palais de Justice, in welchem die Richtenden sie erwarteten.

Sie sah, wie immer, besonders aus.

Ihr dunkelblaues Kleid umhüllte bauschig ihren schlanken Körper. Aus dem tiefen, spitzen Ausschnitt leuchtete das warme Braun ihrer Haut. Der Dreispitz à la Fridericus saß kokett auf dem nachtschwarzen Scheitel. Die großen Augen blickten furchtlos auf die zwölf Offiziere, die über Leben und Tod dieser seltenen Frau entscheiden sollten.

Clunet, der berühmte Anwalt, der ihre Rechte wahrte, begrüßte sie mit Handkuß. Sie strich ihm leicht über das weiße Haar und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Dann setzte sie sich auf die Anklagebank.

Zur Linken der Zwölf bemerkte Mata Hari einen Oberst, der mit besonders feindseligem Blick zu ihr herübersah.

Das war der Vertreter der Anklage: Oberst Mornay.

Zur Rechten der Zwölf saß ebenfalls ein höherer Offizier, der aber nicht direkt beteiligt zu sein schien, denn er saß abgesondert für sich.

Das war der Stadtkommandant von Paris: Massard, der als einziger Zuhörer zugelassen war und der sich später berufen fühlte, die Nachwelt über den Prozeß zu unterrichten.

Den Vorsitz des Kriegsgerichtes führte Oberst Semprou, der ehemalige Chef der republikanischen Garde.

Kurz und ernst, wie es sich an solcher Stelle und in solchem Falle schickte, ließ Oberst Semprou die Anklage gegen Gertrud Margueritta geschiedene Mac Leod geborene Zelle, genannt Mata Hari verlesen.

Scharf und kalt klang jeder einzelne Satz aus dem Munde

Mornays. Eine gute Viertelstunde las er und was er las, hätte auch einen Mann zerschmettern können.

Nicht so Mata Hari!

Nichts ist nichts und alles ist nichts, was diesseits des Ewigen ist. Was wir tun, müssen wir mit Bewußtsein tun. Also müssen wir sterben können, wie wir gelebt haben.

Sie würde es können, wenn es nötig war, aber kampflos wollte sie es nicht tun. Was man ihr vorwarf, vertrat sie vor Gott. Die da Menschen mordeten, taten Schlimmeres als sie. Wenn der Krieg ein Geschäft war, wie Churchill erklärt hatte, und wenn er von ihnen als Geschäft geführt wurde, dann hatte sie sich nichts vorzuwerfen. Im Gegenteil! Ihr Tun entsprang einem heiligen Wollen und dieses Wollen hieß: Friede!

Hochaufgerichtet, in steinerer Ruhe hört Mata Hari Punkt für Punkt der Anklage an. Keine Bewegung wird sichtbar an ihr, kein Verfärben des Gesichtes, kein Zittern der Hände. Nichts verrät ihr Empfinden.

Ihre Ruhe wirkt verwirrend, und jeder im Saale ist sich bewußt, daß er über einer Frau zu Gericht sitzt, die der Situation gewachsen, mutig und unerschrocken ist.

„Und so scheint die Angeklagte der Spionage dringend und hinreichend verdächtig," schließt Oberst Mornay seine Ausführungen.

Atemloses Schweigen. Nur auf dem Tische Massards knistert leise ein unbeschriebenes Blatt Papier.

* * *

Die bei allen Gerichtsverfahren gleichen Eröffnungsformalitäten waren zu Ende. Oberst Semprou schritt zur Befragung der Angeklagten.

„Wo befanden Sie sich am Tage der Kriegserklärung?"

„In Berlin."

„Zu welchem Zwecke?"

„Ich absolvierte ein Engagement."

„Sie sollen an jenem Tage mit dem dortigen Polizeipräsidenten gefrühstückt haben und dann mit ihm in seinem Wagen nach Hause gefahren sein? Die tobende Menge soll auch Sie begeistert haben?"

„Von einer tobenden Menge sah ich nichts. Wohl aber berührte die stille und kraftvolle Größe, mit der die Deutschen die sich überstürzenden Ereignisse hinnahmen, erhebend."

„Wo und unter welchen Umständen lernten Sie den Polizeipräsidenten kennen?"

„In Ausübung seines Amtes."

„Ich möchte Sie bitten, sich deutlicher zu erklären."

„Ich tanzte im Varieté Wintergarten. Die Presse kritisierte meine Kostüme und schrieb, ich trete fast nackt auf. Die deutsche Polizei hat das Recht und die Pflicht, anstößige Kostüme zu beanstanden. Der Präsident ließ sich infolgedessen meine Garderobe zeigen. So kamen wir in Beziehungen zueinander."

„Richtig! So ist es uns bekannt. — Wenige Tage später brachte Sie der Präsident mit dem Chef der Spionage zusammen."

„Nein! Den kannte ich schon seit längerem, aber nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Offizier."

„So? — Und dieser Herr betraute Sie später mit seinen Aufträgen. Er ließ Ihnen dafür dreißigtausend Mark übermitteln."

„Dafür?!" — Schroff erwiderte das Mata. „Sie irren! Ich erhielt den Betrag nicht als Lohn für Dienste der von Ihnen angedeuteten Art, sondern als Geschenk. Der Herr war mein Freund."

„Auch das ist uns bekannt. Sie werden uns aber gestatten, müssen, daß wir Zweifel in die Richtigkeit Ihrer Angaben setzen. Es ist nicht glaubwürdig und einleuchtend genug, daß

ein noch so vermögender Liebhaber derartige Geschenke für empfangene Gunstbezeugungen macht."

Ironisch lächelnd antwortete sie: „Dann allerdings wären Herr Oberst keine Akquisition für eine Dame. Mir gab niemand weniger."

„Um so besser für Sie! — Wann kamen Sie nach Paris?"

„Gegen Ende des Jahres."

„Auf welchem Wege?"

„Ueber Belgien, Holland und England."

„Und was veranlaßte Sie zur Rückkehr?"

„Da ich in Neuilly ansässig bin, dürfte sich die Antwort von selbst ergeben."

„Wie lange blieben Sie in Neuilly?"

„Bestimmt weiß ich das nicht mehr."

„Und was veranlaßte Sie von Neuilly fortzugehen?"

„Ich wurde nach Vittel gerufen."

„Und wer rief Sie dahin?"

„Herr Rittmeister Marow."

„Auch ein Geliebter?" fragte Semprou.

Einen Augenblick stutzte Mata. Dann hatte sie sich in der Gewalt.

Mit dieser Frage konnte sie Semprou nicht beleidigen.

Liebenswürdig lächelnd und voll warmem Wohllauts in der Stimme sagte sie schlicht: „Mehr als ein Geliebter."

Und Semprou fragte weiter: „Rittmeister Marow ist Russe. Weshalb ließ er sich nach Frankreich kommandieren?"

„Ich bin geneigt zu glauben, daß er es meinetwegen tat."

„Sie pflegten ihn im Feldlazarett und hielten sich sieben Monate in der Kampfzone auf."

„Das Feldlazarett lag leider in der Kampfzone. Ich liebte den Rittmeister und wäre noch sieben mal sieben Monate geblieben, wenn ich ihm das Augenlicht hätte wiedergeben können."

„Während dieser ganzen Zeit standen Sie nur mit Offizieren in Verbindung."

„Ja! Mich haben immer nur Männer interessiert, die zur Armee gehörten. Auch mein Mann war Hauptmann. — Wenn ich mich verliebte" — sie verneigte sich lächelnd — „es ist oft vorgekommen, meine Herren — dann aber immer nur in tapfere und vornehme Männer des Heeres ohne Ansehen ihrer Nationalität. Dessen wollen Sie versichert sein."

„Das ist uns bekannt," sagte der ritterliche Semprou und verneigte sich ebenfalls. „Man sah Sie während Ihres hiesigen Aufenthaltes ausschließlich nur in Gesellschaft von Militärs. Das eben ist aufgefallen. Und weiter fiel auf, daß es hauptsächlich Flieger waren, die Sie auszeichneten."

„Weil sie von allen Soldaten den meisten Gefahren ausgesetzt sind, also notwendigerweise zu den mutigsten gehören müssen."

„Hm," warf Oberst Mornay ein, „nicht weil sie mehr sahen als andere?"

Blitzenden Auges und schneidend rief Mata dem Vorsitzenden zu: „Schützen Sie mich vor diesem Menschen."

Clunet winkte ihr erschreckt Schweigen, und Semprou antwortete begütigend: „Herr Oberst Mornay hat das Recht zu fragen. Ich kann es ihm nicht wehren."

„Das war keine Frage," rief Mata in gleicher Erregung, „es war eine Verdächtigung, zum mindestens eine ungezogene und taktlose Bemerkung."

„So fassen Sie es auf," antwortete Mornay, „wir sind von weniger großer Empfindlichkeit. — Aber wie dem auch sei, die Tatsache besteht, daß die Flieger Ihre besonderen Freunde waren und Sie über die wichtigsten Dinge auf das Genaueste unterrichteten. Auf welche Weise es Ihnen gelang, diesen an sich doch pflichttreuen Offizieren ihre Geheimnisse zu entlocken,

könnten uns wohl nur die Wände Ihres Boudoirs verraten, denn Sie werden sich hüten, uns aufzuklären."

„Das ist unerhört!"

„Doch nicht so sehr," entgegnete Semprou. „Es ist erwiesen, daß Sie unsere Beobachtungsposten und Fliegerstationen, die zur Ueberwachung der Front beim Vorrücken errichtet waren, dem Feinde bis ins Einzelne bezeichneten. Sie haben Tausende unserer Soldaten auf diese Weise in den Tod geschickt."

„Das ist nicht wahr! Beweisen Sie es!"

„Sie haben nicht von Vittel aus nach Holland geschrieben?"

„Das leugne ich nicht. Ich habe aber nicht das geschrieben, was Sie behaupten. — Daß mein Freund zufällig Chef der deutschen Spionage in Holland war, dafür kann ich nicht verantwortlich gemacht werden. In unseren Briefen stand nie etwas vom Kriege noch über den Krieg."

Das sagte Mata Hari ruhig, bestimmt und ohne jede Erregung und Oberst Semprou, der in diesem Falle nur vermutete, also keine schlüssigen Beweise besaß, erwiderte:

„Das klingt unwahrscheinlich. Jedenfalls dürften in diesen uns so schwer bedrückenden Zeiten kaum Briefe geschrieben werden und worden sein, die vom Kriege nichts enthielten. Die ihrigen werden keine Ausnahme gemacht haben. Ich will glauben, daß Sie die Bedeutung Ihrer Mitteilungen unterschätzten. Daß Sie aber unseren Feinden sehr wertvolle Mitteilungen machten, beweisen die Summen, die Sie erhalten haben."

„Ich habe nicht nur nach Holland geschrieben und von dort Geld erhalten, ich habe auch anderswohin geschrieben und Geschenke bekommen."

„Das wissen wir. Wir werden später einige Briefe verlesen. Immer aber haben Sie an Offiziere geschrieben."

„Weil nur Offiziere meine Freunde waren."

„Bankiers und Großkaufleute sind doch zahlungsfähigere Liebhaber als Offiziere . . ."

„Möglich! Aber die Reichsten sind nicht immer die Freigebigsten. Und dann sind eben Bankiers keine Offiziere."

„Sie behaupten somit lediglich — sagen wir: Als Kokotte — bezahlt worden zu sein, Spionage aber nie getrieben zu haben?"

Marow retten, Marow nicht in Verlegenheit bringen, ihm einen ruhigen Lebensabend sichern, das nur wollte Mata.

Um eine Klippe war sie herum, die sein Lebensschifflein hätte zerschmettern können — es war Eingangs des Verhöres gewesen — sein Name durfte nicht wieder fallen, niemand wissen, daß sie alles — durch ihn veranlaßt — getan und das Geld für ihn erbeten hatte.

Was lag ihr daran, wenn man sie eine Dirne nannte!

Auf Semprous Frage antwortete sie:

„Das behaupte ich nicht nur, das ist so!"

„Und Sie beabsichtigten auch nie Spionage zu treiben?"

„Wie — meinen — Sie — das?"

„Nun," entgegnete Semprou mit eisiger Ruhe, „haben Sie nicht hier in Paris, zu einer Zeit, als Sie sich beobachtet fühlten, den Chef der französischen Spionage, Herrn Hauptmann Ledoux, Ihre Dienste angeboten?"

Im Innersten erschrocken schwieg Mata Hari. In ihr kroch es kalt empor. Jene Stunde der Verzweiflung war wieder gegenwärtig.

„Nun," drängte Semprou, „haben Sie das?"

„Ja! Ich habe es."

„Warum? — Aus Liebe zu Frankreich?"

„Nein! Ich liebe Frankreich nicht mehr als Deutschland oder irgendein anderes Land. Ich liebe keine Staaten. Ich liebe Menschen. Ich bot Ihnen meine Dienste an, weil ich ohne Geld war."

„Trotz der Briefe? Sonderbar! — Und wie gedachten Sie uns zu dienen?"

„Durch Ausnutzung meiner Beziehungen zugunsten Frankreichs, wie ich das in der Marokkoangelegenheit tat."

„Marokkoangelegenheit? — Davon weiß ich nichts."

„Bestimmt aber weiß der frühere Leiter der zweiten Abteilung im Generalstab davon, dem ich bei meiner Rückkehr aus England die Stellen der marokkanischen Küste namhaft machte, an denen die deutschen U-Boote Waffen ausluden."

„Das war sehr liebenswürdig. Geschadet hat es den Deutschen aber nicht," antwortete Semprou und Mornay fuhr auf:

„Beweist nur das eine, daß Sie mit den Deutschen in Verbindung standen. Anderswoher konnten Sie Ihre Weisheit nicht haben."

Mit schneidender Stimme warf ihm Mata die Worte hin: „Schuft" und noch einmal „Schuft".

„Mäßigen Sie sich," versuchte Semprou zu beruhigen, aber sie ließ sich nicht beirren. Auch Clunet vermochte nichts.

Noch lauter fuhr sie fort:

„Es kann Ihnen gleich sein, woher ich die Weisheit habe. Sie könnte ja auch aus England stammen. Daß sie Ihnen nützte, denk' ich, ist wichtig. Daß ich sie gab, bedaure ich! Ich bin keine Französin und fühle mich Frankreich in nichts verpflichtet. Ich bin ein gehetztes Weib, daß solcher Art Offiziere" — sie zeigte auf Mornay — „verderben möchten. Er ist ein Schuft und wieder ein Schuft!"

„Ich ersuche Sie nochmals, sich zu mäßigen."

„Danke," antwortete Mata wieder vollkommen gelassen. „Sie haben recht. Er ist der Erregung nicht wert."

„Erzählen Sie uns bitte von den Vereinbarungen, die Sie mit Hauptmann Ledoux trafen, nachdem Sie ihm Ihre Dienste freiwillig angeboten hatten."

Die Angeklagte schwieg und senkte langsam den Kopf. Diese Frage war so peinlich und die Antwort so schwer.

„Wenn Sie nicht mögen, dann muß ich — so ungern ich es tue — die Dinge rekapitulieren. — Sie, als Holländerin, erboten sich nach Holland zu gehen, um einem unserer dortigen Agenten Instruktionen zu überbringen. Herr Hauptmann Ledoux übergab Ihnen einen versiegelten Brief, bestimmt für jenen Agenten. Ihre Reiseroute lautete über England und Holland nach Belgien! Dahin aber fuhren Sie nicht. Sie reisten wohl nach England, nicht aber nach Holland und Belgien, sondern direkt nach Spanien."

„Was hat das mit Spionage zu tun?"

„An sich nichts. Die Umstände aber sind beachtlich und die Folgen bedeutend, die aus dieser eigenmächtigen Handlung erwuchsen. — Wissen Sie noch, was mit dem Briefe geschah, der Ihnen übergeben wurde?"

„Nein!"

„Wir auch nicht, müssen ihn aber mit der Tatsache in Verbindung bringen, daß unser Agent in Brüssel, an den der Brief gerichtet war, drei Wochen nach Ihrer Abreise von den Deutschen erschossen wurde."

„Oh," sagte Mata Hari, „das bedaure ich aufrichtig" und Mornay rief in unbeherrschter Leidenschaftlichkeit:

„Das ist keine Spionage?"

„Nein," sagte Mata gelassen und Mornay schrie noch lauter:

„Dann ist es Verrat!"

„Auch nicht, Herr Oberst. Es ist einer jener unglücklichen Zufälle, deren es im Kriege so viele gibt."

Da fiel Semprou ein mit der Frage:

„Und ist das auch Zufall, daß Sie im Ritzhotel in Madrid das Zimmer neben dem deutschen Spionagechef innehatten?"

„Nein, das war kein Zufall."

„Dieser Herr besuchte Sie täglich!"

„Ja! Ich ihn auch."

„Haben Sie Geld von ihm bekommen?"

„Gewiß — er war ja mein Freund."

„Sehr gut! — Wieviel bekamen Sie von ihm?"

„Wie soll ich das heute noch wissen!"

„Sie bekamen fünfzehntausend Mark. Stimmt das?"

„Es ist möglich."

„Es ist Tatsache! — Ihr Freund in Madrid depeschierte Ihrem Freunde in Amsterdam, er möchte Ihnen diese Summe überweisen. Sie waren damals wieder in Paris. Die hiesige holländische Gesandtschaft vermittelte das Geschäft."

„Ich entsinne mich. Es ist richtig, was Sie sagen."

„Und der Betrag war die Abfindung für jenen Brief, den Sie nach Belgien befördern sollten."

„Sehr im Irrtum, Herr Oberst. Das war er bestimmt nicht."

„Dann müßte ich ja annehmen, daß die deutschen Spionageleiter Ihre Gunstbezeugungen mit dem Gelde ihrer Regierungen bezahlten!"

„Ich kann Sie vom Gegenteil nicht überzeugen. Ich habe aber nie indiskret nach den Vermögensverhältnissen meiner Freunde gefragt."

„Wir werden uns diese Erklärung dienen lassen. Ihre Vernehmung ist beendet."

Semprou machte eine Pause. Das Verhör hatte ihn ermüdet. Er strich sich mit der schmalen, weißen Hand über die hohe Stirn und Mata Hari bemerkte, wie unter dieser weißen Hand zwei dunkle, schwermütige und schmerzerfüllte Augen zu ihr herübersahen.

Darüber war sie fröhlich und voller Hoffnung.

„Bevor wir zur Zeugenvernehmung schreiten," begann Semprou wieder, „möchte ich einige Briefe verlesen, die bei der Angeklagten gefunden wurden."

Er legte sie vor sich hin. Es waren solche von Offizieren aller Waffengattungen, Fliegern, Diplomaten und sehr bekannten Pariser Persönlichkeiten. Er las sie sitzend vor.

Und die lange Reihe derer, die Mata Haris Freunde waren und gewesen waren, zog an ihrem geistigen Auge vorbei.

Ein Beben, Erschüttern, Begehren oder Verlangen löste keiner aus. Eindruckslos glitten sie dahin.

Da erhob sich Semprou.

Stehend begann er den letzten Brief, der geschrieben war von seinem obersten Vorgesetzten . . . dem Kriegsminister!

Mata Hari unterbrach ihn.

„Bitte, Herr Oberst, verlesen Sie diesen Brief nicht."

„Bedaure, ich muß!"

„Dann lassen Sie den Namen weg."

„Warum?"

„Weil der Schreiber verheiratet ist und man auf seine Familie Rücksicht nehmen sollte. Ich möchte nicht die Ursache von Zerwürfnissen sein. Sie werden das verstehen, Herr Oberst und meinem Wunsche willfahren."

Semprou sah die Bittende ergriffen an, dann sagte er:

„Dieser Brief dient zu Ihrer Entlastung!"

„Auch dann möchte ich bitten, ihn nicht zu lesen."

Sich tief verneigend, legte er ihn schweigend beiseite.

„Den ersten Zeugen!" befiehlt Semprou dem Posten.

Der französische Botschafter am englischen Hofe erscheint. Vornehm und schlicht, ein vollendeter Kavalier, schreitet er durch den Saal. Mornay ruft Clunet zu:

„Warum ließen Sie diesen Zeugen laden?" Aber Mata nimmt ihm die Antwort vorweg:

„Weil Sie schon in früheren Verhören nicht zu glauben vermochten, daß man auch im Kriege nicht nur vom Kriege zu reden braucht."

Und zum Zeugen gewendet fragt sie: „Darf ich sprechen, Herr Botschafter?"

Der verneigt sich vor ihr und antwortet:

„Bitte! Alles was Ihnen gut dünkt. Rücksichtslos und ohne jedes Bedenken."

Und Mata spricht weich und voller Bescheidenheit:

„Daß der Herr Botschafter über die Dinge unterrichtet ist, die im Ministerrat verhandelt werden, wird Herr Oberst Mornay nicht zu bestreiten wagen, ebensowenig wohl auch die Tatsache, daß der Herr Botschafter jeweils unterrichtet sein dürfte über größere Ereignisse, die in den Generalstabsquartieren der Entente vorbereitet werden und die eine Spionin wohl interessieren können. Das möchte ich vorweg schicken."

Leise und sichtlich gequält fährt sie fort: „Herr Botschafter war . . ." zu ihm gewendet: „— ich muß es sagen, verzeihen Sie mir — mein erster Freund nach meiner Scheidung."

Freier spricht sie weiter:

„Als ich aus Madrid zurückkehrte, traf ich ihn wieder. Zufällig und ungesucht. — Wir verbrachten drei Tage zusammen. — Er wird Ihnen sagen können, ob ich während dieser Zeit, die uns ausschließlich und ununterbrochen gehörte, auch nur eine einzige, den Krieg betreffende Frage an ihn gerichtet habe."

„Nun, Herr Botschafter," drängt Semprou.

„Niemals hat Frau Mata Hari mit mir vom Kriege gesprochen," bestätigt der Zeuge.

„Das ist unmöglich," ruft Mornay. „Es ist unglaublich, daß zwei Menschen, die drei volle Tage vereint verbringen, nicht davon gesprochen haben sollen, was in der Welt vorgeht."

„Es ist unwahrscheinlich. Gewiß! Und doch ist es so," bestätigt der Botschafter von neuem. „Wir sprachen von uns und unseren gemeinsamen Interessen, von Kunst und Kunstbetätigung. Ich kann Ihnen, Herr Oberst, ohne Belastung meines Gewissens, keine andere Auskunft erteilen."

„Hören Sie, meine Herren," ruft Clunet den Richtern zu, „hören Sie, was der Botschafter bestätigt."

Aber Mornay ist verbissen und sucht den Eindruck zu verwischen, den des Botschafters Bekenntnis gemacht hat. Hart klingt seine Erwiderung:

„Ich glaube, was hier gesagt wurde. — Man erkenne die Klugheit dieser Frau! Den erfahrenen Diplomaten belästigt sie nicht mit verfänglichen Fragen, weil sie weiß, daß das unangenehm werden kann. Botschafter sind keine liebestollen Offiziere. Und doch versteht sie auch einen Botschafter zu gebrauchen. Sie weiß den Einfluß des hochgestellten Mannes auszuwerten. Durch ihren Verkehr mit ihm versteht sie ihren Freunden in Amsterdam und Madrid klarzumachen, über welche Beziehungen sie verfügt. — Ich behaupte nicht, daß Herr Botschafter der Beklagten die Briefbogen des Auswärtigen Amtes zur Verfügung stellte, deren sie sich bei ihrer Korrespondenz mit Holland und Spanien hin und wieder bediente. — Ich behaupte aber, daß sich Herr Botschafter von dieser Frau auch insofern mißbrauchen ließ, als er sich in ihrer Gesellschaft öffentlich zeigte und ihr so anderen Verrätern gegenüber den Nimbus verlieh, der es ihr gestattete so aufzutreten, wie sie auftrat."

Schweigend, mit erdfahlem Gesicht, starrt der Zeuge den Oberst an.

Semprou fragt: „Haben Sie dem etwas hinzuzufügen?"

„Nichts," antwortet der Botschafter, „als die Versicherung, daß auch die Worte des Herrn Militärbevollmächtigten meine gute Meinung, die ich von dieser Dame habe, nicht zu beein-

trächtigen vermögen" und verläßt den Saal, wie er ihn betreten hatte.

Als er an Mata Hari vorbeigeht, verneigt er sich wieder.

Semprou bringt zur Kenntnis, daß der nächste Zeuge kommissarisch hätte vernommen werden müssen, weil er als General an der Front unabkömmlich wäre.

„Wer ist dieser Zeuge?" fragt Mornay.

„Der frühere Herr Kriegsminister," antwortet Semprou und verliest seine Aussage:

„Ich bezeuge unter Eid, daß Frau Mata Hari nie mit mir über den Krieg gesprochen hat. Ich erkläre ferner unter Eid, daß sie auch nie eine Frage an mich richtete, die mir hätte verdächtig erscheinen können."

„Nun, Herr Oberst Mornay," fragt Mata ironisch.

Das ist dem Gewaltigen zuviel.

Er springt auf, aber setzt sich augenblicklich wieder und beginnt zu fragen, als ob nichts gewesen wäre.

„Wenn Sie mit denen, die es wissen mußten, nicht über den Krieg sprachen, wer unterrichtete Sie dann über die Vorbereitungen unserer Offensive 1916?"

„Niemand."

„Sie kannten diese Vorbereitungen nicht?"

„Doch, ich kannte sie, weil ich sie kennen mußte. Ich hielt mich ja in Vittel auf und dieser Ort lag in der Operationszone. Ich hätte ja blind sein müssen, wenn ich die Truppenverschiebungen, Frontentblößungen, Umgruppierungen und dergleichen nicht gesehen hätte."

„Sie sprachen mit niemanden über das, was Sie sahen?"

„Man tauscht allerwärts Ansichten. Wir in Vittel machten keine Ausnahme. Befreundete Offiziere wiesen darauf hin, was zu erwarten stand. Wenn Truppenverschiebungen stattfinden, wird man die Scheidenden immer nach dem Wohin fragen."

„Und Sie hatten nichts Eiligeres zu tun, als das, was Sie erfuhren, den Deutschen zu berichten!"

„Erlauben Sie!"

„Nur Sie können es den Deutschen weitergegeben haben, denn nur Sie korrespondierten mit Holland. Die Deutschen waren vorbereitet, als wir losschlugen. Sie konnten uns begegnen."

„Wie hätte ich das wohl gekonnt? Wollen Sie mir das nicht sagen?"

„Ja, ich will es Ihnen sagen. Ihre Korrespondenz nahm die hiesige Gesandtschaft entgegen und leitete sie weiter im guten Glauben, daß sie für Ihre Tochter bestimmt sei."

„Das war sie auch."

„Teilweise! — Sie haben ja bereits zugegeben, daß Sie auch mit Ihrem Geliebten korrespondierten."

„Gewieß aber nur in seiner Eigenschaft als solcher, nicht aber in seiner Eigenschaft als deutscher Offizier oder gar Spionagechef."

„So?!" — Mit erhobener Stimme fragt Mornay: „Seit wann unterzeichnen Liebesleute ihre Briefe nicht mit Namen, sondern mit Buchstaben und Zahlen?"

„Das tat ich nie!"

„Verzeihung! — Sie taten es doch! Ihre Briefe trugen die Bezeichnung H 21."

„Das ist nicht wahr!"

„Es ist wahr und wird bewiesen durch das Telegramm des spanischen Spionagechefs an seinen holländischen Kameraden, in welchem er bittet, die fünfzehntausend Mark an H 21 zu überweisen."

„Besagt das auch, daß meine Briefe die Bezeichnung H 21 trugen? Was habe ich mit den Abmachungen zu tun, die diese Herren unter sich, vielleicht aus Zweckmäßigkeitsgründen, treffen? — Nichts, mein Herr!"

„Das zu beurteilen, bleibt diesen Herren hier überlassen."
Er zeigt auf die Richter und setzt sich.
Das Intermezzo ist verklungen.

Und nun treten Zeugen über Zeugen auf. Eine stattliche Zahl. Einer löst den anderen ab. Und Mata Hari ist erstaunt und erschreckt über die Männer, die alle sie kennen, die alle ihr die Treue wahren, die ihr noch heute danken für einen lieben Blick, ein freundliches Lächeln, und die sie einer Idee opferte und vergessen hat bis auf wenige.

Und dann rauscht das Furioso Mornays durch den Saal und Clunets, des Alten rhetorische Meisterrede löste sie ab.

Die steinernen Zwölf lauschen den zermalmenden Anklagen eines Fanatikers, der verbündete Könige nicht schont, nicht Kriegsminister, russische Großfürsten, deutsche Prinzen und Mata Hari nicht.

Und sie lauschen den begeisterten Worten eines Greises, durch die ein liebendes Herz zittert.

Ihre Züge sind starr. Ihre Lippen stumm. Was ihre Seelen fühlen und ihre Hirne denken, verraten nicht Auge noch Hand.

Und dann spricht Mata Hari ihre letzten Worte, nicht demütig, nicht bescheiden, nicht schuldbewußt.

Stolz reckt sie sich auf. Schallend klingt, was sie zu sagen hat:

„Beachten Sie eines, meine Herren: Ich bin keine Französin! Ich nehme mir das Recht, meine Beziehungen zu suchen, wo es mir beliebt und sie zu gestalten, wie ich es für gut befinde. Der Krieg ist keine Veranlassung für mich, aufzuhören, Kosmopolitin zu sein. Ich bin neutral, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß meine Sympathien Ihrem Lande gehören. Wenn Ihnen das nicht genügt, kann ich es nicht ändern. Walten Sie Ihres Amtes!"

Und das geschieht.

Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück.

Clunet bemüht sich um Mata Hari.

Sie ist ruhig, fast gleichgültig. Sie plaudert und lacht. Und ißt die Pralinen, die ihr der einstige Geliebte reicht.

Draußen richtet Semprou die Frage an jeden einzelnen, anfangend beim Premier und beim Oberst aufhörend:

„Ich frage Sie auf Ehre und Gewissen, halten Sie die Angeklagte schuldig, unseren Feinden Nachrichten übermittelt zu haben, die den Tod vieler unserer Kameraden zur Folge hatten?"

Und jeder einzelne spricht ohne Besinnen bei Ehre und Gewissen ein lautes Ja!"

Zehn Minuten nur sind zu diesem Ende nötig.

Wie sie gegangen waren, so kommen sie wieder.

Semprou ist nicht fähig, das Urteil zu verlesen. Vielleicht will er es auch nicht. Er reicht es dem Gerichtsschreiber hin.

Die Richter erheben sich. Die Posten präsentieren das Gewehr. Der Schlußakt beginnt:

„Im Namen der Republik! — Die Tänzerin Gertrud Margueritta geschiedene Mac Leod geborene Zelle, genannt Mata Hari, wird wegen fortgesetzter Spionage zugunsten Deutschlands zum Tode verurteilt. Das Urteil ist durch Erschießen zu vollstrecken."

Ueber das hagere Gesicht Clunets geht ein schmerzvolles Zucken. Die Lippen beben. Zwei Tränenperlen hängen an den Wimpern. Mata Hari trocknet sie ab.

Lächelnd, ruhig und behutsam legt sie seinen Arm in den ihren und führt ihn schweigend hinaus.

Semprou, der ihnen nachsieht, bleich und schwankend, flüstert dem Nächststehenden zu:

„So soll man sterben. Still und groß!"

18.

Der Morgen des 15. Oktober 1917 sah die Strafanstalt Saint Lazare in tiefem Schlafe.

Menschen standen schweigend an den Gefängnismauern. Sie froren, denn es war kalt.

Andere kamen und stellten sich ebenso schweigend zu ihnen. Zwei Autos fuhren vor und hielten am Tore. Ihnen entstiegen Offiziere und Zivilpersonen.

Es waren die Obristen Semprou und Mornay, Major Claudet, der Stadtkommandant Massard, der Anwalt Clunet und andere.

Sie läuteten.

Ein Wärter öffnete.

„Zu Direktor Estach," befiehlt einer der Herren.

„Bitte einzutreten," sagt der Wärter, „ich werde melden."

Als sie in den Hof gehen, drängt die Menge nach.

Semprou, der es sieht, schmettert ihnen ein kurzes „Halt" zu.

„Stehenbleiben," sagt er. „Nur die beamteten Personen haben Zutritt. Wir anderen werden hier im Erdgeschoß warten. Ich mit Ihnen."

Ohne Widerspruch gehorcht die Menge.

Im Erdgeschoß werden die Herren von Direktor Estach und Dr. Bizard, dem Chefarzt der Anstalt, empfangen.

„Die letzten Formalitäten in Sachen Mata Hari," sagt Major Claudet und weist sich als Bevollmächtigter des Kriegsgerichtes aus. „Bitte führen Sie mich — hinauf."

Da tritt Clunet zum Major.

Mit zitternden Lippen bittet er: „Ich fühle mich elend, Major. Ich kann nicht hinauf. Sagen Sie ihr: Ich hätte alles versucht. Nichts verabsäumt. Der Präsident lehne ab. Sagen Sie ihr das, bitte."

Barsch erwiderte Claudet:

„Bin ich Ihr Vermittler, Herr Anwalt? — Was Sie dieser Frau zu sagen haben, sagen Sie ihr selbst," winkt zwei Offizieren und steigt mit diesen und Dr. Bizard die Treppe empor.

Wankend und zerbrochen schließt sich Clunet an.

Die anderen bleiben, wo sie sind.

Im ersten Stock liegt die Kanzlei. Durch die müssen diejenigen, welche die Räume von Saint Lazare zu betreten wünschen oder betreten müssen.

Ein langer Korridor führt von da zu den Zellen.

Er ist von einer einzigen, offenen Gasflamme nur notdürftig beleuchtet. Die Schwestern haben ihn mit Matten und Läufern belegt. Die Schritte klingen kaum hörbar.

Vor Zelle 12 steht Schwester Leonida. Ihr zur Seite Bizards Assistent Dr. Bralez.

„Hier?" fragt Claudet und die Schwester nickt.

Dann öffnet sie.

Alle treten ein.

Drei Betten stehen im Raum. In jedem liegt ein Weib.

Zwischen den Fenstern steht ein Betpult.

Der, der die Sünden der Welt auf sich nahm, neigt sein dornenumwundenes Haupt auf die Nonne nieder, die Nachtwache hatte und betend zu seinen Füßen kniet.

„Welche?" fragt der Major.

„Die mittlere," antwortet die Schwester.

Claudet tritt an ihr Lager und rüttelt sie.

Die beiden anderen Inhaftierten sind erwacht und springen schluchzend aus den Betten.

Mata Hari, die auf Bizards Verordnung hin, am Vorabend zwei Tabletten Chloral genommen hat, schläft fest. Nur mühsam gelingt es Claudet, sie zu wecken.

Endlich öffnet sie die Augen und richtet sich auf.

Mit fester Stimme, in der aber doch ein Ton Erregung schwingt, spricht er:

„Ihre letzte Stunde naht, Mata Hari. Zeigen Sie sich stark. Ihr Gnadengesuch wurde verworfen."

Kein Laut wird hörbar. Nur aus dem Halbdunkel starren ihn zwei blitzende Augen an. Die Lippen sind stumm. Der Körper bewegungslos.

Clunet tritt zu ihr und spricht leise auf sie ein. Lange und eindringlich.

Und Mata Hari bricht plötzlich in Lachen aus, in unwirkliches, kaum vorstellbares, schallendes Lachen.

Die Anwesenden stehen starr, wie von Grausigem gepackt. Eine Stimme ruft: „Sie ist wahnsinnig geworden!"

Und Dr. Bizard springt zu.

Er mahnt und tröstet:

„Fassen Sie sich, Mata Hari. Fassen Sie sich! Mut! Vertrauen! — Gott ist bei Ihnen. Er verläßt Sie nicht!"

Sie schiebt ihn zur Seite. Mit einem Sprung steht sie mitten im Zimmer.

„Wahnsinnig bin ich, weil ich lache?", ruft sie und lacht immer noch. „O nein! — Wissen Sie, was Maitre Clunet eben rief? Im Code penal, Paragraph 27 hieße es: Wenn eine zum Tode verurteilte Frau erkläre, daß sie sich gesegnet fühle, dürfe sie der Strafe erst nach ihrer Entbindung verfallen. — Davon soll ich Gebrauch machen. Ist das nicht zum Quieken? — Ich soll Mutter werden. Das ist zum Wälzen!"

Jäh reißt dieses Lachen ab. Es erstarrt. Wird zu eisiger Kälte.

Ironisch fragt Mata Hari an sich herabdeutend:

„Soll ich Ihnen so folgen, im Negligé oder darf ich mich ankleiden?"

„Ziehen Sie sich an," antwortete Claudet.

„Dann bemühen Sie sich gefälligst dorthin," sagt sie und weist den Herren die Tür.

Die ziehen sich zurück.

Lächelnd sieht ihnen Mata Hari nach. Da bemerkt sie den Assistenzarzt.

„Bleiben Sie, Doktor," sagt sie, „der Arzt stört nirgends."

Und Doktor Bralez bleibt mit Schwester Leonida, den beiden Mitinhaftierten und Mata Hari allein.

* * *

Mata Hari ist bei bester Laune. Ein Gefühl von Kraft und Frohsinn ist in ihr. Sie plaudert ununterbrochen.

Plötzlich wendet sie sich Schwester Leonida zu.

„Sie sehen mich so eigen an, Schwester, so bang. Fürchten Sie, daß ich schwach werden könnte? Die Besorgnis ist überflüssig. Sie werden einen schönen Tod sehen. Man braucht mir keinen Mut zuzusprechen. Auch jene da draußen hätten es nicht nötig gehabt. Zum Sterben gehört kein Mut. Es gibt weder Leben noch Tod, es gibt nur Wandlungen. Ein ewiges Kommen und Gehen in immer anderer Form. — Euer Glaube ist so hart, so grausam. Wie eure Menschen. Wenn sie mich töten müssen, diese Franzosen, als ob ich ein wildes Tier sei, warum dann zu dieser frühen Stunde? Warum nicht im lachenden Sonnenschein? — Fürchten sie die Sonne, wie sie den Tod fürchten?"

„Sie wollen den anderen kein Schauspiel geben," antwortet eine der Inhaftierten.

„Auch gut," sagt Mata Hari. „Sie sind rührend besorgt, diese Herren Offiziere. Ich hoffe wenigstens, daß sie mich nicht nüchtern erschießen werden?"

„Sie brauchen nur zu wünschen, Madame," sagt der Arzt. „Was möchten Sie genießen?"

„Essen nichts! Was aber könnte ich trinken?"

„Einen Cordial," schlägt die Schwester vor und Dr. Bralez sagt:

„Einen Grog. Es ist kalt draußen."

„Schön, dann einen Grog, lieber Doktor" und Bralez geht ihn holen.

Als er zurückkommt, steht Mata Hari angekleidet im Zimmer.

Sie trägt ein blaues Gewand mit weißer Borde eingefaßt — blau ist in Indien die Farbe der Liebe — und einen großen Hut mit Straußfedern garniert.

„Was haben wir für Wetter, Doktor," fragt sie.

„Es ist kühl, aber schön."

„Dann hat der Himmel wenigstens ein Einsehen. Bitte, Schwester, geben Sie mir meinen beige-farbenen Mantel. Wissen Sie, den, den ich trug, als ich hierher kam."

Schwester Leonida hing ihn ihr um, und Mata schlürfte den heißen Grog mit sichtlichem Behagen. Zwischen den kleinen Schlucken machte sie Pausen. Sie trank langsam und langsamer.

Ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie tat. Niemand störte sie in diesem Denken.

Endlich sagte sie leise:

„Nichts ist nichts und alles ist nichts. Der Tod nicht und das Leben nicht. Was ist, ist eitel und Trug."

„Das sind unheilige Gedanken angesichts des Ewigen," antwortete die Schwester. „Sie sollten sich reumütig zu dem bekennen, der alle Dinge tat, der Sie werden ließ und der Sie wieder fordert. Sie werden vor seinem Antlitz stehen heute noch. Werden Sie da bestehen können, liebe Tochter?"

„Meine kleine Mutter, warum so eifern? Bin ich denn ungläubig oder bin ich nur andersgläubig? Jeder Glaube

hat einen Himmel. Ich stehe am Ende meiner Tage. Mein Leben liegt hinter mir. Ich muß wissen, wie und was es war. — Sie leben einer Idee, ich lebte auch einer. Sie werden sterben, wie Sie gelebt haben, ich auch. Sie in Demut und Dankbarkeit, ich — anders!"

Die Schwester weinte leise und unter Tränen bat sie:

„Bitte, Mata, nehmen Sie dennoch und trotz allem ein letztes Wort aus berufenem Munde mit auf den letzten Weg. Die Diener des Herrn, beide, der Priester und der Pastor, warten auf Ihren Ruf. Lassen Sie sie nicht vergeblich warten."

„Ich mag sie nicht. Beide nicht! Da es aber ihre Pflicht ist, sündige Seelen zu retten, so schicken Sie einen. Sie sind beide, wie ich, verschiedenen Bekenntnisses, wir sind aber alle doch nur eines Gottes. Was also soll es! — Rufen Sie, bitte, den jüngeren."

* * *

Die Tür der Zelle steht auf.

Draußen warten in Ungeduld Claudet und die anderen.

Pastor Darboux erscheint, der von beiden der jüngere ist.

Er bittet um Wasser.

Irgendwer reicht ihm einen gefüllten Becher.

Er faßt ihn mit zitternder Hand. Dann tritt er in die Zelle. Er wünscht mit Mata Hari allein zu sein.

Seinem Ersuchen entspricht man.

Auch die Mitinhaftierten treten auf den Gang.

Bralez schließt die Tür.

Schwester Leonida kniet davor und betet und ihr zur Seite betet der Priester, der nicht der jüngere war.

Und beide beten sie wie Christus im Garten Gethsemane mit heißem Bemühen.

Und drinnen?

Das hat kein Sterblicher gehört.

Aber nach zehn Minuten schon öffnet sich die Tür von neuem.

Darboux tritt heraus. Tränen rinnen ihm über die Wangen. Stumm heißt er die Harrenden hineingehen.

„Bruder," sagt er zum Priester. „Sie stirbt als Gläubige. Ich habe sie taufen dürfen im Namen der Heiligen Dreieinigkeit."

Und beide reichen sich freudig die Hände.

* * *

Mata Hari, hochaufgerichtet, voll königlichen Stolzes, stand mitten im Zimmer und zog die langen Handschuhe über die schmalen Hände.

„Fertig," sagte sie, „es kann vorwärts gehen."

Dann wendete sie sich an Dr. Bizard, dankte ihm für seine Bemühung und dann an Schwester Leonida:

„Viel bin ich gereist, liebe Mutter," sagte sie, „immer habe ich mich wieder heimgefunden. Jetzt trete ich die letzte Reise an und finde mich nie mehr heim."

„Doch, Mata," antwortete die Nonne voll inniger Liebe, „doch! Da, wo Sie hingehen, sind wir alle daheim."

„Ich will es glauben, liebe kleine Schwester."

Claudet trat heran. Getreu seiner Pflicht fragte er:

„Haben Madame noch etwas zu sagen?"

„Nichts," antwortete sie kurz. „Und wenn ich es hätte, würde ich es nicht tun."

Dann setzte sie scherzend hinzu: „Von Ihrer anderen Pflichtfrage Artikel 27 betreffend, entbinde ich Sie. Diese Frage ist geklärt."

„So bleibt mir nun noch die dritte Frage," sagte Claudet. „Haben Sie einen Wunsch?"

„Ja, Herr Major, den habe ich. Ich hätte Herrn Rittmeister Marow gern noch einmal gesehen. Da er in Rußland ist, ist es mir nicht möglich. Deshalb möchte ich ihm schreiben, wenn es gestattet ist."

Sie reichte den beiden Mitinhaftierten zum Abschied die Hand, sagte zu den Anwesenden: „Wenn es beliebt, meine Herren," und schritt auf den Korridor hinaus.

Da Mata Hari allen voran ging, machte der Oberwärter Anstalten sie zurückzuhalten.

Mit der Faust stieß sie ihn fort.

„Wagen Sie es nicht, mich anzufassen," schrie sie ihn an. „Was fällt Ihnen ein!"

Er gehorchte sofort.

„Bitte führen Sie mich, Schwester Leonida."

Die reichte ihr den Arm und ging mit ihr vor den anderen her.

* * *

In der Kanzlei warten Semprou, Mornay, Massard und alle die, die mit ihnen sind.

Direktor Estach bewirkt die Eintragung der beendeten Haft und übergibt Mata Hari formell der Militärgewalt.

Sie nimmt keinerlei Notiz von diesen Vorgängen, setzt sich, streift den Handschuh von der Rechten und schreibt drei Briefe.

Einen an ihre Tochter Johanna Luise, die im Haag erzogen wird, den zweiten an den Kriegsminister und den dritten an Rittmeister Marow.

Dieser dritte schließt mit den Worten:

„Leb' wohl, du Guter! — Immer und ewig und noch im Tode Deine Traute."

Die Briefe kuvertiert sie. Sie gibt sie Clunet.

„Nicht verwechseln, Herr Anwalt," scherzt sie. „Es könnte peinlich wirken."

Dann wendet sie sich an alle: „Wenn Sie fertig sind, meine Herren — ich bin bereit!"

Die Gendarmen nehmen sie in die Mitte und geleiten sie durch die wartende Menge dem Auto zu.

Pastor Darboux und Schwester Leonida steigen zu ihr in den Wagen.

Der rollt davon.

Die anderen ihm nach.

* * *

Der Platzkommandant von Vincennes, Hauptmann Bouchardon, hatte die Vorbereitungen zur Urteilsvollstreckung befehlsgemäß mit größter Umsicht getroffen.

Den weiten Platz hatte er nach drei Seiten von Dragonern, Artillerie und einem Regiment Infantertie der Pariser Garnison umstellen lassen. Dreifach gestaffelt. Die vierte Seite sperrte die Mauer des Vincenneser Schlosses.

Das Exekutionspeloton befehligte ein Oberleutnant des 26. Jägerbataillons aus Fort Rosny-sous-Bois.

Er hatte sich die erprobtesten zwölf Zuavenunteroffiziere seines Bataillons gewählt.

Da die Vorschrift verlangt, daß sich das Exekutionspeloton aus vier Unteroffizieren, vier Korporalen und vier Gemeinen zusammenzusetzen hat, durften sich die zweiten vier nur Korporalslitzen an den Mantel heften, während die dritten Vier die Rangabzeichen ganz zu entfernen hatten.

In der Mitte, der von der Schloßmauer begrenzten Seite war ein Grab ausgeworfen. Dahinter stand ein Pfahl.

Die Exekution war auf sechseinviertel Uhr festgesetzt.

Die Soldaten traten von einem Bein aufs andere.

Es war zehn Minuten über die Zeit. Und es war kalt.

* * *

Da endlich rollen die Wagen an.

Der vordere fährt bis zur äußersten Ecke des Vierecks und hält dem Pfahl gegenüber.

Eine Fanfare schmettert auf.

Mata Hari entsteigt dem Auto. — Königlich, frei und leicht — reicht der schluchzenden Schwester Leonida stützend die Hand und faßt sie dann unter dem Arm.

Pastor Darboux folgt.

Von den Gendarmen geleitet, schreiten sie langsam zur Richtstätte.

Am dunklen Erdhügel macht sich Mata Hari frei, faßt die Hände der weinenden Schwester, sieht ihr tief in die Augen und umarmt sie.

„Danke, Mütterchen, für Ihre Begleitung. Treten Sie nun zur Seite. Leben Sie wohl."

Die Gendarme wollen sie binden.

„Führen Sie die Schwester," sagt sie zu ihnen, „ich habe Sie nicht nötig. Ich will nicht gebunden sein."

Und alle gehen sie weg.

Ein Offizier verliest das Urteil.

Mata Hari tritt an den Pfahl.

Der erste Strahl der aufgehenden Sonne küßt ihr die Stirn.

Mata Hari lächelt.

Ein kleiner Jäger naht mit einer schwarzen Binde.

Sie läßt ihn ganz an sich heran.

Er hebt die Binde auf. Die Hände zittern.

Mata Hari sieht ihn aus großen Augen mitleidsvoll an und taucht ihren zaubervollen Blick tief in seine junge Seele.

Da senken sich die Hände. Die Binde fällt zur Erde. Und mit wankenden Schritten tritt der kleine Jäger zur Seite.

Zehn Meter vor Mata Hari steht das Peloton.

Der Oberleutnant hebt den Degen.

Die Gewehre rasseln in den Anschlag.

Mata Hari blickt zum Oberleutnant hinüber.

„Ich danke Ihnen, Monsieur," ruft sie und nickt.

„Feuer!" kommandiert der Offizier.

Die Schüsse krachen, und lautlos bricht Mata Hari kopfüber und blutüberströmt zusammen.

Mit klingendem Spiel defilieren die Truppen vor der toten Feindin, die im Kriege fiel, wie Hunderttausende vor ihr gefallen waren.

Nur ein kleiner Jäger kann der Toten diese letzte Ehre nicht erweisen, der, der vor ihr gestanden und in die Sonne gesehen hatte.

Er liegt ohnmächtig auf dem Rasen.

* * *

Am Abend dieses Tages saß der Hindu Kara in einem Estaminet einer schmutzigen, winkeligen Vorstadtstraße und las den „Matin."

„Das Ende der Spionin" stand breit über die ganze Seite gedruckt.

Er las langsam und ohne Erregung. Dann ging er zur Wand, an der ein Plan von Paris hing.

Er suchte Vincennes.

Er fand es und verfolgte mit dem Finger den Weg von dort bis dahin, wo er sich zur Stunde befand.

„Weit," flüsterte er und setzte sich wieder an seinen Platz.

Um ein Uhr gebot der Wirt Feierabend.

Kara griff in die Tasche und legte eine Handvoll Münzen auf den Tisch.

Der Wirt zählte ab. Den Rest schob er dem Inder zurück.

Der ließ ihn liegen.

„Wem soll das," fragte der Wirt.

„Irgendwem," sagte Kara. „Ich brauche kein Geld mehr" und ging hinaus.

* * *

Am anderen Morgen, bei grauendem Tage, sahen Arbeiter, die der Weg am Schloßgraben von Vincennes vorbeiführte, auf dem Erdhügel, hinter dem ein Pfahl stand, einen braunen Körper liegen. Mit dem Gesicht nach unten. Die Arme schienen den schmalen Hügel zu umfassen.

Sie wälzten den Liegenden auf den Rücken.

„Ein Inder," sagte einer.

„Er hat sich vergiftet," ein anderer.

„Nehmt das Fläschchen an euch," ein Dritter, „denn es muß auf der Mairi abgegeben werden."

Und ein Vierter fragte: „Ist er denn tot?" Und rüttelte ihn. Da schlug der Inder die Augen auf.

Es war Sterben in ihnen.

Die entfärbten Lippen öffneten sich. Sie wollten sprechen und konnten nicht.

Da machte der Inder eine Bewegung mit der Hand.

„Wir sollen gehen?" fragte einer.

Kara nickte.

Dann brachte er mühsam lallend doch die Worte vom Munde:

„Wann — kommt — die — Sonne?"

„Gleich," sagte der erste wieder und lachte. „Laßt ihn! Er ist besoffen. Kommt!"

Und sie gingen ihres Weges.

Kara litt furchtbare Schmerzen.

Sein Amulett — ein Fläschchen Ganosha — hatte er immer auf der Brust getragen. Vor Stunden hatte er es leergetrunken.

Nun wartete er unter Qualen auf die Sonne.

Der Tod würgte ihn. Mit übermenschlicher Kraft wehrte sich der Hindu. Er wollte nicht sterben im Dunkeln.

Da stieg sie empor aus der Nacht in den Tag, die Mutter des Lebens und allen Seins. Und küßte auch ihn, wie sie am Vortage Mata Hari geküßt hatte.

„Goldene Sonne," grüßte er sie, richtete sich auf, kreuzte die Arme über der Brust und sagte noch einmal: „Goldene Sonne!"

Dann fiel er zurück.

„Wo meine Nonna ist, ist meine Heimat," flüsterten die erstarrenden Lippen.

Ein Zucken noch, dann war er tot.

* * *

Noch einer war, der in diesem Drama eine Rolle gespielt hatte.

Hauptmann Mac Leod.

Wo war er?

Niemand konnte mir das sagen.

Es wird das ewig alte Lied sein: „Verdorben und gestorben — — —"

Printed in Germany

HV2345 c .1
F
Frank, Arno
Mata Hari.

Date Due

HV2345 c.1
F
Frank, Arno

AUTHOR
Mata Hari,

TITLE

DATE LOANED	BORROWER'S NAME